[illegible]

Gieb
Rechenschaft von deinem Glauben.

Religionsvorträge

für

Studirende an Lyceen oder oberen Gymnasien
und jeden gebildeten Christen.

Von

Joseph Burkard Leu,

Propst zu St. Leodegar im Hof, Professor der Theologie und Religionslehrer
am Lyceum zu Luzern.

Luzern.
Kaiser'sche Buchhandlung.

1855.

Οἶδα ᾧ πεπίστευκα, καὶ πέπεισμαι ὅτι δυνατός ἐστιν τὴν παραθήκην μου φυλάξαι εἰς ἐκείνην τὴν ἡμέραν.

II Tim. I, 12.

Vorwort.

Diese Schrift entstund auf folgende Weise:

Der Lehrplan für das Gymnasium in Luzern setzt fest: „Bezüglich der Religionslehre soll der systematische Unterricht auch von einem historischen begleitet und unterstützt werden.“ Darnach wird in sechs Klassen der systematische Unterricht zweimal je auf angemessener Stufe durchgenommen, und von der biblischen und Kirchen-Geschichte begleitet.

Die zwei Curse des Lyceums, an welchem bereits auch Philosophie docirt wird, bedürfen etwas Analoges, aber Wissenschaftlicheres. Da aber beide Curse die Religionsvorträge mit einander anhören, so ist nothwendig, daß jedes Jahr ein relativ Ganzes gegeben werde, damit keiner in den Fall kommt, mit der Mitte eines organischen Ganzen beginnen zu müssen. Daher setzt der Lehrplan für das Lyceum fest:

„Die Religionslehre giebt eine kurze wissenschaftliche Begründung des christlichen Religionssystems, wie sie jeder Gebildete bedarf, um von seinem Glauben eine feste Ueberzeugung zu erhalten und zu bewahren.“

„An die Stelle des historischen Stoffes tritt eine Anleitung zum Selbststudium der hl. Schrift, und an der Hand der Erklärung des Paulinischen Briefes an die Römer die Darlegung des Ganges der Offenbarung und der Stellung, welche das Christenthum im Leben der Menschheit und des einzelnen Menschen einnimmt.“

Als Mitglied des Erziehungsrathes hatte der Verfasser selbst wesentlichen Antheil am Entstehen dieser Vorschriften. Allein nun zeigte es sich, daß Pläne leichter gemacht als ausgeführt sind. Da sich kein auf den Plan berechnetes Lehrbuch vorfand, so mußte der Verfasser, dem dieses Lehrfach überbunden wurde, das Vorgeschriebene durch eigene Arbeit zu leisten versuchen. Es handelte sich dabei nicht darum, für gelehrte Theologen etwas Neues zu sagen, sondern nur darum, für gebildete Laien Zweckmäßiges zusammen zu stellen.

Daß an die Spitze eines jeden §. ein Gotteswort gesetzt, und in wissenschaftlicher Beziehung auch die Naturkunde benutzt wurde, dürfte gerechtfertigt erscheinen. In wie weit übrigens dem Verfasser die Ausführung mit Benutzung einschlagender Schriften gelungen sei, kann er nicht selbst urtheilen. Wenigstens lud die Aufsicht führende Erziehungsbehörde ihn ein, diese Vorträge dem Drucke zu übergeben. Indem er nun dieses thut, möchte er nicht nur bei Studirenden, sondern auch bei anderen Gebildeten „einige Frucht sammeln", und etwas dazu beitragen, daß sie sich „des Evangeliums nicht schämen", sondern einsehen und fühlen, „es sei eine Kraft Gottes zum Heile für einen Jeden, der daran glaubt." So werden wir durch den wechselseitigen Glauben, den eurigen und den meinigen, getröstet. Röm. I.

Luzern, am Pfingstfeste 1855.

Der Verfasser.

Inhalt.

Erster Theil.

Einführung in das Neue Testament auf der Grundlage des Briefes an die Römer.

Brief an die Römer.

Zweiter Theil.

Kurze wissenschaftliche Begründung des christlichen Religionssystems.

Druckfehler.

Seite 17, Zeile 10 von unten lies: auflösenden, statt: auflößenden.
„ 18, „ 11 „ „ gehört das Komma hinter: Missionsreisen.
„ 85, „ 2 „ „ lies: V, 19, statt: B. 19.
„ 134, „ 7 „ „ „ seinen eigentlichen, statt: sein eigentlicher.
„ 184, „ 15 „ „ streiche: und lesenswerth.

Dagegen ist sehr zu empfehlen die Schrift: **Bibel und Astronomie, nebst Zugaben verwandten Inhalts.** Von Joh. Heinr. Kurtz, Dr. der Theologie. 3. Auflage. Berlin 1853, bei Wohlgemuth.

Erster Theil.

Einführung in das Neue Testament, auf der Grundlage des Briefes an die Römer.

Einleitung.

§. 1.

Zweck der Religionsvorträge am Lyceum.

Ich weiß an wen ich geglaubt habe.
II. Tim. I. 12.

In diesen Worten des Apostels ist der Zweck der Religionsvorträge am Lyceum angedeutet. Sie sollen das Wissen vermitteln, warum wir glauben (und zwar an Christus glauben), damit dieser Glaube im Leben desto unerschütterlicher und wirksamer sei. Wir haben uns also nicht mit jenen Elementarkenntnissen der Religion zu beschäftigen, welche Jeder schon seit früher Jugend erhalten hat, und ins Lyceum mitbringen soll. Eben so wenig sollen wir hier eigentliche Theologie studiren, wie sie der künftige Religionslehrer und Priester bedarf. Vielmehr handelt es sich darum, die religiösen Bedürfnisse des Menschen, wie sie durch das Studium der weltlichen Wissenschaften modifizirt werden, zu befriedigen, und dadurch dem menschlichen Geiste jene Stütze zu geben, welche mit der Gnade Gottes geeignet ist, denselben mitten unter den sittlich-religiösen Gefahren, welche das Universitätsleben mit sich bringt, aufrecht zu halten und in einem künftigen Berufe, welcher er immer sein möge, jene ernste Gewissenhaftigkeit zu bewahren, welche durch keine irdischen Rücksichten von Recht und Pflicht und von der

ewigen Bestimmung sich abwenden läßt. Des Näheren ist hierüber Folgendes zu bemerken:

1. Die religiösen Bedürfnisse des Menschen sind in formeller Beziehung, je nach dem Grade seiner Bildung, verschieden.

Es gibt gewisse Lebensfragen, die sich jeder denkende Mensch aufwirft, und von deren Beantwortung der ganze Werth und die Bedeutung unserer Existenz abhängt. Es sind diese: Woher bin ich? wozu bin ich da? und was soll ich also anstreben, wollen und thun, um meine Bestimmung zu erreichen? Die Antworten, welche jeder unterrichtete, obwohl nicht wissenschaftlich gebildete Christ sich hierauf zu geben vermag, sind wahr, und eben deßwegen tiefer und für den menschlichen Geist befriedigender, als die Antworten aller alten und neuern Philosophen, die das Auge des Geistes vom Lichte des Christenthums nicht konnten oder nicht wollten erleuchten lassen.

2. Die Wahrheit wird aber in verschiedener Form festgehalten. Entweder in der Form des Auktoritätsglaubens oder in der Form des mit wissenschaftlicher Einsicht verbundenen Glaubens. Von beiden ist ein blinder Glaube wohl zu unterscheiden. So sehr Christus und die Apostel überall Glauben verlangen, so verlangen sie doch nirgends einen blinden. Wer den Herrn sah und hörte, wandelte nicht blind in Finsterniß, wenn er zutrauensvoll ihm nachfolgte und ihm glaubte. Der Herr begründete seine Auktorität, und Jeder konnte einsehen, daß er ein Prophet und Gott mit ihm sei, und es also wahr sein müsse, wenn er auch noch Höheres von sich aussage. Er bewies sich als den Herrn der Natur, als Gebieter über Tod und Leben, und wurde wiederholt in vernehmbaren Worten vom Himmel als vielgeliebter Sohn erklärt, den man hören soll. Nie-

mand konnte ihn eines Irrthums oder einer Sünde überführen, und er selbst konnte sagen: Wenn ihr meinen Worten nicht glauben wollt, so glaubet doch meinen Werken. Wer dieses that, hatte keinen blinden Glauben. Eben so wenig haben einen solchen diejenigen, die sich seither einem Auktoritätsglauben hingaben. Es beruht derselbe auf jenem in der menschlichen Natur begründeten, und alle menschliche Bildung und Gesellschaft bedingenden Zutrauen, mit welchem die niedere Intelligenz an die anerkannt höhere sich hingibt. Das Auge des Geistes öffnet sich dabei dem Lichte, für welches es geschaffen ist. So vertraut das Kind den Lehren der Eltern, das christliche Volk den Lehren seines Bischofs und der von ihm bestellten Priester, weil es die Ueberzeugung hat, daß sie ihm nur diejenige Religionslehre verkünden dürfen, welche die ganze Kirche festhält, und zu allen Zeiten bis auf Christus zurück, der sie vom Himmel brachte, festgehalten hat. Bei diesem Zutrauen findet weit weniger ein blinder Glaube statt, als bei irgend einer anderen historischen Erkenntniß. Es ist also der christliche Glaube keineswegs ein bloßes Fürwahrhalten aus objektiv unzureichenden Gründen, welches ein bloßes Meinen wäre, sondern er ist, wie Paulus, Hebr. XI. 1., sagt, eine Ueberzeugung von thatsächlichen Dingen, welche nicht mit eigenen sinnlichen Augen wahrgenommen werden.

Πραγματων ελεγχος ου βλεπομενων.

Certa de rebus persuasio, quæ non cernuntur oculis.

3. Der wissenschaftlich Gebildete hat aber das Bedürfniß, daß ihm dieses Fürwahrhalten nicht nur durch wohlbegründete Auktorität, sondern auch durch wissenschaftliche Einsicht, vermittelt werde. Diese wissenschaftliche Einsicht kann sich beziehen a) auf die Gründe der Autorität, d. h. der Gebildete kann und will wissen, warum

wir glauben, daß unsere Religion von Gott kommt, und wir daher die Pflicht haben, das von Gott, der Urquelle aller Wahrheit und Heiligkeit, Kommende nicht nur für objektiv wahr, sondern auch für die Regel unsers Lebens zu halten; b) auf das Verhältniß des Lehrinhaltes zu den Gesetzen und Forderungen unserer ebenfalls von Gott kommenden Vernunft. Wenn beide, die Vernunft und der zu ihrer Bildung und Erziehung ihr vorgehaltene Lehrinhalt von Gott kommen, so muß eine Harmonie zwischen beiden nothwendig existiren. Die Einsicht in diese Harmonie ist das wissenschaftliche Erfassen des religiösen Lehrinhaltes. In beiden Beziehungen gewährt freilich erst das Studium der eigentlichen Theologie volle Befriedigung, und die wahrhaft Hochgelehrten unter den Gebildeten fanden sich daher auch von jeher gedrungen, entweder für sich oder unter Anleitung von Lehrern Theologie, mit Ausnahme der Pastoral, zu studiren. Die gegenwärtigen Vorträge können und wollen in dieser Beziehung nur so viel bewirken, daß man im Leben kein wankendes, von jedem Winde hin- und hergetriebenes Rohr wird, sondern sich und Anderen über seinen religiösen Glauben so weit Rechenschaft geben kann, daß man mit Ruhe der Seele und trostreicher Hoffnung die ewige Bestimmung nie aus dem Auge verliert und mit festem Schritte ihr entgegen geht. Dazu ist besonders nothwendig, in die hl. Schrift, jene (zwar nicht alleinige, aber) Hauptquelle unseres Glaubens, eingeführt und zum Bewußtsein gebracht zu werden, welche Tiefe der Weisheit im Worte Gottes zu finden ist.

Sodann wird hiezu erfordert eine kurze wissenschaftliche Begründung des ganzen Religionssystems mit besonderer Rücksicht auf jene religiöse Grundfragen, welche eine gegebene Zeit vorzüglich beschäftigen.

§. 2.

Christus, das Fundament unserer Religion.

Ein anderes Fundament kann Niemand legen, als welches gelegt ist Jesus Christus. 1 Cor. III. 11. Denn in ihm wohnt die ganze Fülle der Gottheit leibhaftig. Col. II. 9.

1. Christus ist das Fundament unseres Glaubens, unserer Hoffnung und unserer Liebe. Wir glauben nicht nur Christo, sondern wir glauben an Christum, d. h. sein Wort ist uns wichtig, allein nur deßwegen, weil seine Person das Wichtigste ist, und es nicht nur göttliche Gedanken, sondern göttliche Thaten uns kund gibt. In Christus ist thatsächlich und urbildlich erschienen, was abbildlich durch ihn an der Menschheit verwirklicht werden sollte. In ihm ist die Gottheit und Menschheit in persönlicher Einheit erschienen, auf daß die Menschheit durch ihn in moralische Gemeinschaft mit Gott trete und darin verbleibe. Christus war Stellvertreter Gottes und der Menschheit, und deßwegen der Mittler zwischen beiden. Als Stellvertreter Gottes verkündet er die frohe Botschaft, daß Gott den Tod des Sünders nicht wolle, sondern daß er sich bekehre und lebe. Als Stellvertreter der Menschheit stellt er Jeden, der durch Glaube und Liebe sich an ihn anschließt, als einen solchen vor Gott hin, der da Theil hat an seiner Sohnschaft, und deßwegen Kind Gottes heißt. Das ist Christus für die Menschheit, und wir wollen nun historisch sehen, wie er in dieselbe eingetreten und hienieden gewirkt habe.

2. Die Menschheit bedurfte seiner und wurde auf ihn vorbereitet.

Die Idee des Menschen war von Ewigkeit her in

Gott und wurde durch die Schöpferthat nach Außen realisirt. Nach dieser Idee ist der Mensch ein Ebenbild Gottes, das durch bewußte und freie Thätigkeit nach dem Urbilde gehorsam sich richten und so immer mehr sich verwirklichen sollte. Allein durch die Sünde war dieses Bild Gottes zu einem matten Schatten herabgesunken. Das ursprüngliche mit Gott verbundene Leben war gottlos geworden, und was noch als Tradition von der ursprünglichen Belehrung der Menschen durch Gott in den heidnischen Völkern übrig geblieben, war entstellt und wurde nicht mehr verstanden, indem der hl. Sinn dazu fehlte. Das Licht einiger hervorragenden Männer leuchtete nur schwach und hatte keine erwärmende Kraft. Indessen erweckte es in den Besseren die Sehnsucht nach dem Verlornen, eine Art Heimweh des Verirrten nach dem väterlichen Hause. Das Gefühl des menschlichen Elendes und das Bekenntniß, daß Gott sich selbst offenbaren müsse, wenn der Mensch mit Gott und seinem Wesen wieder bekannt werden soll, war alles, was das verdunkelte Bild Gottes noch hervorzubringen im Stande war. Doch auch darin zeigte sich wenigstens, daß die Menschheit einer Erlösung fähig sei. Damit es der künftigen Erlösungsanstalt nicht an einem objektiven Anknüpfungspunkte fehle, nahm Gott Ein Volk unter seine besondere Leitung. In ihm hat Gott die ursprüngliche Tradition noch aufbewahrt und ein eigenes Prophetenthum erweckt, welches stets auf ihn hinweisen und die künftige Erlösung vorbereiten und ankündigen sollte. Es war dieses das Volk der Juden, in welchem Jesus selbst sollte geboren werden. Das Prophetenthum dauerte fort bis zu seiner Ankunft, so daß Johannes der Täufer unmittelbar seine Erscheinung vorbereitete und den Juden ihren Messias vorführte.

3. In der Fülle der Zeit, d. h. als die Menschheit gehörig dazu vorbereitet war, erschien derjenige, den das Judenthum versprach, und der auch von vielen Heiden erwartet war. Der Erlöser der Menschheit war der Sohn Gottes selbst, der Eingeborne des Vaters. Da durch ihn eine neue Umschaffung des Menschengeschlechtes eintreten und der sündhafte Zustand aufgehoben werden sollte, so wurde er auch, insofern er Mensch war, nicht nach dem gewöhnlichen Gange durch Naturkräfte erzeugt, sondern empfangen durch unmittelbare Schöpfung Gottes, wie der erste Mensch, um so ein neuer geistiger Stammvater des Geschlechtes zu werden. Bei der Geburt des Welterlösers erschienen himmlische Geister, priesen Gott und verkündeten himmlischen Frieden den Menschen, die sich für denselben empfänglich zeigen würden. Es war dieses die erste Begrüßung der himmlischen Gemeinde, des überirdischen Reiches Gottes, die Wiederanknüpfung mit der zu beseligenden Menschheit. Anbetend versammelten sich um den Erlöser arme Hirten aus dem jüdischen Volke und drei Weisen aus dem Heidenthum und repräsentirten so die ganze Menschheit.

4. Aus der Jugendzeit des Erlösers ist uns nur das Wenige bekannt, daß er schon in seinem 12. Lebensjahre das Bewußtsein seines hohen Berufes aussprach, dann aber doch seinen Eltern gehorsam war und zunahm, wie an Alter, so an Weisheit und Liebenswürdigkeit vor Gott und den Menschen. Auch dieses ist namentlich für die studirende Jugend lehrreich. Je mehr etwas werden soll, desto länger dauert dieses Werden. Deßwegen bedarf nicht das Thier, sondern der Mensch einer Erziehung. Derjenige, welcher mit Handarbeit der menschlichen Gesellschaft dienen will, ist bald hiezu fähig, wer aber an ihrer Leitung durch geistige Thätigkeit Theil neh-

men soll, bedarf einer längeren Bildung in stiller Zurückgezogenheit. Die geistig frühreife Jugend, welche vor Vollendung ihrer Bildung in die menschlichen Schicksale maßgebend eingreifen will, gleicht einem wurmstichigen Apfel, aber keiner gesunden Frucht.

5. Es war daher die jüdische Sitte wohlbegründet, nach welcher auch Jesus erst im 30. Jahre als Lehrer öffentlich auftrat. Es war gerade zur Zeit, als Johannes am Jordan mit Wasser taufte und die Geistestaufe des Heilandes andeutete, d. h. durch seine äußere Abwaschung die innere Reinigung des Geistes von allen Sünden verkündete. Auch Jesus wurde von ihm getauft und dabei wunderbar als der geliebte Sohn des himmlischen Vaters erklärt. Wer aber einen hohen, dem Reiche Gottes gewidmeten Beruf antreten will, hat vorher gewöhnlich noch ernste Prüfungen zu bestehen.

Das Böse in oder außer uns, in sichtbarer oder unsichtbarer Gestalt, regt sich dagegen und zwar in seinen drei Hauptrichtungen, der unordentlichen Sinnlichkeit, des eitlen Hochmuthes und der Habsucht. Wer solche Versuchungen überwinden will, muß sich an irgend einem passenden Worte Gottes aufrecht halten, und wenn er sie überwunden hat, so wird er die Nähe der Frieden verkündenden und stärkenden Engel Gottes fühlen. Das ist die Bedeutung der Versuchung Christi vor dem Antritte seines Lehramtes.

Er begann dasselbe keineswegs mit der Lehre, wer er sei, er sprach vielmehr Worte des Lebens, so daß Jedermann eingestehen mußte, so habe noch Niemand gesprochen. Nebst dem ließ er seine Thaten verkünden, wer er sei. Sein ganzes Leben war eine Reihe von Wundern, so daß alle gleichsam nur die Entwickelung und natürliche Folge des Einen Wunders waren, dessen

nämlich, daß Gott Mensch geworden. Die Wunder Christi stehen im engsten Verbande mit der Erlösung selbst. Die vorchristliche Zeit hatte Gott und die Natur verwechselt. Dadurch nun, daß Christus der Natur gebot und sie gehorchte, zeigte er faktisch das Dasein eines über der Natur erhabenen, von ihr verschiedenen und sie beherrschenden Gottes, und stellte sich selbst in seinen Wundern unmittelbar als den Herrn und Gesetzgeber der Welt dar.

Der Heiland sagte aber nicht bloß, daß durch seine Kraft die Lahmen gehen, die Blinden sehen 2c.; er fügte auch hinzu: den Armen wird das Evangelium gepredigt. Das Bewußtsein, daß ein allmächtiger Gott die Welt regiere, hätte den sündigen, schuldbeladenen Menschen vollends zu Boden gedrückt; daher verkündigte Christus das Evangelium, indem er Alle zu sich einlud, um sie zu erquicken. Er stellte sich als Opfer und Lösegeld für die Vielen, als Lamm Gottes dar, das die Sünden der Welt hinwegnehme. So gab er dem Menschen Muth, sich Gott zu nahen. Er zeigte, daß Gott der gütige und barmherzige Vater sei, der die Menschen so sehr liebt, daß er seinen einzigen Sohn zur Rettung derselben dahingibt. Hiedurch bewiesen sich die moralischen, wie durch die Wunder die sogenannten physischen Eigenschaften Gottes.

6. Doch daß sich in Jesus der allmächtige Gott so gnadenreich und barmherzig geoffenbart habe, kann an sich der sündhafte Mensch nicht glauben, weil ihm seine Sünden Gott als den unendlich fernen ankünden. Daher wurde durch Christus der hl. Geist angeboten, der innerlich im Menschen wirkt und ihn umschafft. Er sagt: „Wer nicht im Geiste wiedergeboren ist, kann das Reich Gottes nicht sehen“. Diese Wiedergeburt und Umschaffung

des Menschen von oben ist an sich etwas Geistiges, das Reich Gottes ist inwendig, offenbart sich aber nach außen in guten Werken. Damit war die Anbetung Gottes im Geiste und in der Wahrheit gegeben. Weil der Mensch wieder geistig geworden, konnte auch eingesehen werden, daß Gott ein Geist sei, und in religiöser Beziehung jede örtliche und nationale Begränzung wegfallen müsse. So lehrte Christus Einen Vater aller Menschen, Einen Hirt und Eine Heerde, und ein Reich Gottes, zu dem Alle berufen sind. Die Grundgesinnung eines Bürgers dieses Reiches ist die auf den Glauben gegründete Liebe; denn daran soll man die Jünger Christi erkennen, daß sie einander lieben. Nach diesem Leben wird er eines jeden Richter nach seinen Werken sein, und ewiges Leben den Guten ertheilen, die Bösen aber verwerfen.

Dieses sind die Grundzüge der Lehren und Thaten des Gottmenschen, wie sie die Apostel schildern. Daher von diesen.

§. 3.

Das Apostelamt.

Wie mich der Vater gesendet hat, so sende ich euch, empfanget den hl. Geist. Joh. XXII. 21 und 22. Wir sind also Gesandte an Christi statt, indem Gott gleichsam durch uns ermahnt. II Cor. V. 20.

1. In diesen Worten Christi und des Apostels Paulus ist die Idee eines Apostels oder des Apostelamtes ausgesprochen. Sollte und wollte Christus, wie es wirklich der Fall war, der Erlöser des Menschengeschlechts für alle Zeiten sein, so mußte er im Menschengeschlechte sich fortsetzen. Das Göttliche an Christo setzt sich fort im

hl. Geiste, der uns nichts Neues vom Himmel bringt, allein durch fortgesetzte Erleuchtung und Stärkung in dasjenige einführt, was Christus gebracht hat. Aber dieses unsichtbare göttliche Prinzip wirkt stets fort durch sichtbare Organe. Die ersten Organe hat noch Christus selbst ausgewählt, damit aber ein bleibendes Institut gegründet, das durch alle Zeiten fortdauert.

2. Sollten die von Christus ausgewählten Apostel im Stande sein, ein wahres und volles Zeugniß von Christus zu geben, so war es nothwendig, daß sie selbst seine Erscheinung und gottmenschliche Person in ihrer ganzen Tiefe anschauten und begriffen. Zu diesem Zwecke machte sie Christus während seiner dreijährigen öffentlichen Wirksamkeit zu unmittelbaren Zeugen aller seiner für die Menschheit bedeutsamen Thaten und Reden, erklärte ihnen noch besonders die öffentlich vorgetragenen Geheimnisse des Reiches Gottes. Wie Christus uns nur verkündete, was er beim Vater gesehen, so konnten auch seine Apostel sagen: Wir haben gesehen seine Herrlichkeit. Joh. I. 14. Was wir gesehen und gehört haben, das verkünden wir euch. Joh. I. 2—4. Sie haben aber in Christus die göttliche Wahrheit und das göttliche Leben gesehen und gehört und geben zu dem Zwecke davon Zeugniß, damit die Menschen beide in sich aufnehmen und dadurch Gemeinschaft haben mit dem Vater und seinem Sohne im hl. Geist.

3. Dieser heilige, unsichtbar wirkende, allein in der ersten Zeit seine innere Wirksamkeit auch wunderbar äußernde Geist ist es, welcher die Bildung der Apostel nach dem Hingange Christi dadurch vollendete, daß er ihre Intelligenz in das volle Verständniß dessen, was sie gesehen und gehört hatten, einführte, und die innere Umgestaltung des Gemüthes und Willens, d. h. die eigent-

liche Wiedergeburt vollzog, so daß sie sagen konnten: Christus lebt in uns. Damit empfanden sie die Freude eines Kindes Gottes, das den Herrn des Weltalls „lieber Vater“ nennen darf, und den Frieden der Seele, den die Engel bei der Geburt Christi den Menschen ankündeten, welche eines guten Willens wären. So waren sie Freuden- und Friedensboten an die Menschheit. Durch sie ist der Heiland zu den Menschen gekommen. Sie sind die Väter des nach Christus gebildeten neuen Geistes und Lebens. Sie predigten nicht sich selbst, sondern Jesum Christum, der in ihnen Gestalt gewonnen hatte.

4. Der gleiche Geist, der in den Aposteln lebte und sie antrieb, der Welt durch lebendiges Wort das Evangelium zu verkünden, hat sie auch angetrieben, das Wesentliche davon in Schrift zu verfassen. So entstund die hl. Schrift des Neuen Testaments. Sie machte zwar die fortdauernde lebendige Verkündung nicht überflüssig, geschähe sie auch nur zum Zwecke richtiger Deutung des geschriebenen Wortes. Die lebendige Verkündung würde aber ihre Aufgabe nur unvollständig lösen, wenn sie es nicht wenigstens bei den Gebildeten dahin brächte, daß sie das geschriebene Wort des Evangeliums zur eigenen Belehrung und Erbauung lesen und richtig verstehen können. Die Apostel mit Paulus und zwei ihrer unmittelbaren Schüler sind die Verfasser des Neuen Testaments, das aus folgenden Theilen besteht:

1) Vier Evangelien, d. h. Geschichten der Lehren und Thaten Jesu, verfaßt von Matthäus, Markus, Lukas und Johannes.
2) Die Apostelgeschichte, verfaßt von Lukas, als zweiter Theil zu seinem Evangelium.
3) 14 Briefe des Apostels Paulus, welche sind:
   1 an die Römer, 2 an die Korinther, 1 an die

Galater, 1 an die Epheſier, 1 an die Philipper, 1 an die Koloſſer, 2 an die Theſſalonicher, 2 an Timotheus, 1 an Titus, 1 an Philemon, 1 an die Hebräer.

4) 7 Katholiſche oder allgemeine Briefe, ſo genannt, weil ſie an keine beſtimmte Gemeinde gerichtet, ſondern für Chriſten überhaupt beſtimmt ſind, nämlich:
 1 Brief des Jakobus des jüngern, 2 Briefe Petri, 3 des Johannes und 1 des Judas.

5) Die Apokalypſe oder Offenbarung des Johannes, eine prophetiſche Schrift, die zum Theil ſchwer verſtändlich iſt und verſchieden erklärt wird.

Alle dieſe Schriften zuſammen machen den ſogenannten neuteſtamentlichen Kanon aus, d. h. die Regel für den Glauben und das Leben der Chriſten. Höchſt wahrſcheinlich entſtund die Sammlung auf folgende Weiſe. *) Den erſten Grund dazu legte ſchon der Apoſtel Petrus durch eine Sammlung der Pauliniſchen Briefe. Jedenfalls müſſen ſie in ſeinen Händen geweſen ſein, indem er II. Petr. III. 16. von „allen ſeinen Briefen“ ſpricht, in welchen Manches ſchwer verſtändlich ſei, und von ununterrichteten und leichtfertigen Menſchen zu ihrem eigenen Verderben mißdeutet werde. Der Schüler und Begleiter des Petrus, der Evangeliſt Markus, hat dann die drei erſten Evangelien, nebſt der Apoſtelgeſchichte hinzugefügt, wie aus ſeiner Benutzung des erſten und dritten Evangeliums, zu welch letzterem auch die Apoſtelgeſchichte gehört, zu ſchließen iſt. Endlich ſcheint bereits Johannes durch die Beifügung der katholiſchen Briefe und ſeiner eigenen Schriften den Abſchluß gemacht zu haben. Denn

---

*) Nach Lutterbeck: „Die Neuteſtamentlichen Lehrbegriffe“ II. Bd. p. 155.

er besaß höchst wahrscheinlich die ganze Sammlung des Markus, und da die katholischen Briefe sämmtlich an die griechisch-kleinasiatischen Gemeinden gerichtet waren, so flossen natürlich auch sie in Ephesus, dem Mittelpunkte derselben und Aufenthaltsorte des Johannes, zusammen. Die vollständige Sammlung war also zuerst in den Händen der Vorsteher in Ephesus. Indessen blieben doch anderswo einige Stücke noch eine Zeit lang unbekannt und wurden dann bei ihrem Bekanntwerden an solchen Orten beanstandet (Jak. Jud. 2 Petr. 2 u. 3 Joh. Hebr. Apok.) und so vergingen noch einige Jahrhunderte bis der bibl. Kanon von der Kirche vollständig festgestellt und allgemein anerkannt war. Das Concil zu Carthago 397 hat zuerst ein Verzeichniß aller Bücher der hl. Schrift.

5. Die Ursprache des ganzen Neuen Testaments ist die griechische, und wenn auch Matthäus aramäisch, d. h. in der damaligen Landessprache Palästinas geschrieben hat, so ist doch nur noch eine wahrscheinlich von Matthäus selbst besorgte griechische Uebersetzung vorhanden. Die katholische Kirche gebraucht aber der allgemeineren Bekanntschaft der Sprache wegen bei dogmatischen Beweisführungen jene lateinische Uebersetzung, welche man Vulgata nennt. Das Concil von Trient bediente sich derselben und hat sie kirchlich approbirt, d. h. in dem Sinne als authentisch erklärt, daß man einiger zu verbessernden Fehler ungeachtet doch die biblische Glaubens- und Sittenlehre mit Sicherheit aus ihr entnehmen könne. Die beste deutsche Uebersetzung ist die vielfach gedruckte von Allioli, die einzige, welche sich einer Approbation des apostolischen Stuhles erfreut und in Verbindung mit den erklärenden Anmerkungen jedem Katholiken, der diese versteht, darf in die Hände gegeben werden.

§. 4.
Verschiedenheit in der Einheit unter den Aposteln.

„Es sind verschiedene Gaben, aber es ist derselbe Geist. 1 Cor. XII. 4. Als sie die Gnade erkannten, die mir verliehen ist, da gaben Jakobus, und Kephas und Johannes, die als Säulen angesehen waren, mir und Barnabas die Hand zur Gemeinschaft, daß wir unter den Heiden, sie aber unter den Beschnittenen predigten." Gal. II. 8.

Mit diesen Worten ist die Einheit und Verschiedenheit unter den Zeugen des Evangeliums angedeutet, d. h. eine Einheit, welche als Harmonie, als Ausgleichung von Gegensätzen, die sich bei allem Lebendigen finden, erscheint, nicht aber als todte mechanische Einförmigkeit. Die Zeugen des Evangeliums sind verschiedene Strahlen des Einen in Christo erschienenen Lichtes. Es ist Ein Christus, allein er kann von verschiedenen Seiten betrachtet werden, je nach der menschlichen Individualität und der Verschiedenheit der Masse, welche durch den Einen Sauerteig des Evangeliums durchdrungen werden soll. Wir wollen nun in Kürze die in Harmonie sich auflößenden Differenzen der biblischen Schriftsteller etwas namhaft machen, mit dem steten Bewußtsein, daß nicht ein Einzelner, sondern Alle in ihrer gegenseitigen Ausgleichung uns das vollständige Bild Christi, seiner Lehre und seines Werkes geben.

1. Im Allgemeinen unterscheidet man eine Petrinisch-Jakobische, eine Paulinische und Johanne'sche Lehrweise. In der ersten ist die praktische, in der zweiten die spekulative und in der dritten die contemplative Geistesrichtung vorherrschend. Je nachdem nun ein Mensch

selbst mehr Neigung oder Empfänglichkeit für diese oder jene Richtung hat, wird er auch von den verschiedenen Theilen der heil. Schrift mehr angezogen, d. h. die verschiedenen Gaben, die Gottes Schöpferhand den Individuen austheilt, finden eine entsprechende Entwickelung, und damit der Menschengeist Befriedigung in den verschiedenen Gaben, die in der heil. Schrift niedergelegt sind. Dabei soll aber „Ein Geist" bleiben. Haltet der Mensch sich geistlos am todten Buchstaben, so wird er leicht einseitig, findet in den biblischen Gegensätzen Widersprüche, oder bildet sie zu solchen aus. Alles Einzelne muß im Geiste des Ganzen aufgefaßt und darnach erklärt werden. Zwei Beispiele machen dieses deutlich:

Im Evangelium des Matthäus herrscht die petrinische Geistesrichtung vor, und der Primat Petri ist auch vorzüglich in diesem Evangelium hervorgehoben in den Worten: „Du bist Petrus und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen. ... Ich will dir die Schlüssel des Himmelreiches geben, und was du bindest auf Erden, soll im Himmel gebunden, und was du lösest auf Erden, soll im Himmel gelöset sein." Matth. XVI. 18 u. 19. Nun könnte zunächst auffallen, daß Lukas, der Begleiter des Apostel Paulus, auf seinen Missionsreisen die gleiche Begebenheit erzählt, und dabei fast wörtlich mit Matthäus übereinstimmt, aber doch jene starke Stelle über den Primat Petri ausläßt (Luk. IX. 20 u. 21). Noch mehr könnte Paulus selbst im Galater Briefe dagegen zu sprechen scheinen. Er äußert sich nämlich über den Mißbrauch, den einige noch zu jüdisch gesinnte Christen mit der Autorität des Jakobus, Petrus und Johannes machten. Diese schienen ihnen etwas besonderes zu sein (videbantur esse aliquid) (II. 6). Ihn aber, sagt Paulus, kümmere nicht, was immer (ὁποιοι ποτε) dieselben seien; denn

Gott sehe nicht auf die äußere Person (*προσωπον*) des Menschen. Er habe die gleiche Berechtigung zu lehren unmittelbar von Christus erhalten, wie sie, und nicht von ihnen das Evangelium bekommen. Indessen hätten sie, die man für Säulen halte, sein Verfahren durchaus gebilligt. Später aber habe Petrus sich fehlbar benommen, indem er die Christen aus dem Heidenthum veranlaßte, jüdische Gesinnung zu zeigen. Daher habe er ihm öffentlich Vorwürfe gemacht ꝛc. Vergleicht man diese Worte Pauli mit den obigen des Matthäus, so enthalten beide Stellen keinen Widerspruch, aber doch eine gegenseitige Begränzung. Einseitig aufgefaßt und weiter entwickelt, können beide unwahre Richtungen erzeugen. „Denn während im normalen Zustande der Vorrang des Petrus das Prinzip der Ordnung, und die Selbstständigkeit des Paulus das Prinzip der Freiheit in der Kirche vertritt, lassen sich allerdings auf beiden Seiten Abnormitäten denken.“ Das Prinzip der Ordnung könnte eine todte, mechanische Einerleiheit, statt einer lebendigen, organischen Einheit erzeugen, und zu einem Herrschen in dem Sinne führen, in welchem es Christus bei Matth. XX. 25 ff. u. Luk. XXII. 25 seiner Kirche verboten hat. Die vermeintliche Freiheit aber könnte eine Auflösung und Verflüchtigung des wesentlichen Inhaltes der Offenbarung bewirken und so der Geist der Subjektivität die Paulinische innere Selbstberechtigung bis zur Aufhebung aller äußern Autorität ausdehnen wollen. Daraus erhellt, welchen hohen Werth die in solchen Stellen liegende gegenseitige Begränzung für die katholische Kirche haben muß. Denn in ihrem Wesen liegt es, ebensowohl petrinisch, judenchristlich, auktoritativ und gesetzlich geordnet, als paulinisch, szientivisch, heidenchristlich, und im höchsten Sinne frei zu sein, ohne in der ersten Beziehung mit den „Naza-

räern“, welche die Beobachtung der jüdischen Zeremonial-Gesetze für die Seligkeit nöthig erachteten, im Judenthum stecken zu bleiben, oder mit den gnostischen Antinomisten jede Gesetzlichkeit zu verwerfen *).

Diese führen uns auf das zweite Beispiel.

Paulus sagt oft, z. B. Röm. III. 28., der Mensch werde durch den Glauben ohne die Werke des Gesetzes gerechtfertigt. Dagegen aber sagt Jakobus III. 14.: der Glaube ohne die Werke sei todt, nütze nichts und könne nicht selig machen. Hier scheint nun ein offenbarer Widerspruch in den Worten zu liegen; im Sinn und Geiste aber stimmen beide Apostel vollkommen überein. Wer nun den Paulus mißversteht, kann leicht zu der Behauptung kommen, daß das ganze Christenthum nicht den Charakter eines Gesetzes habe und der Glaube allein selbst dann zur Rechtfertigung genüge, wenn er nicht durch thätige Liebe gute Werke erzeuge. Es ist dieses Religion ohne Tugend. Wer aber den Jakobus mißversteht, kann zu jener Werkheiligkeit kommen, welche den äußeren guten Werken ohne Rücksicht auf die Quelle, aus der sie hervorgehen, eine rechtfertigende und beseligende Kraft zuschreibt. Es ist dieses Tugend, d. h. Legalität ohne Religion.

Solche Mißverständnisse kamen schon zur Zeit der Apostel und später oft vor. Wie Petrus II. Br. III. 16. zwar die Weisheit in den Briefen seines geliebtesten Bruders Paulus rühmt, allein hinzusetzt, daß Manches darin schwer verständlich sei und von ununterrichteten und leichtfertigen Menschen zu ihrem eigenen Verderben mißdeutet werde, so gab es in der That schon damals solche, welche die wahre Freiheit des Christen mit Ge-

---

*) Lutterbeck l. c. II. p. 166.

setzlosigkeit verwechselten, und so eine völlig anomistische Richtung hatten. Vor solcher Verirrung wollte Jakobus seine Leser warnen und thut es so sehr im Geiste des Paulus selbst, daß Einige *) vermuthen, er sei von diesem dazu aufgefordert worden. Daß ungeachtet des Unterschiedes in der Form und dem Buchstaben, doch bei beiden Ein Sinn und Geist sei, ergibt sich aus Folgendem:

Paulus spricht gegen Judaisten, Jakobus aber gegen Anomisten. Sodann sind die Begriffe, welche Paulus und Jakobus mit den Worten Gesetz, Glaube, Werke verbinden, ganz verschiedene. Paulus meint das bloß äußerlich dem Menschen gegenüberstehende Gesetz, das für Knechte Gottes gegeben war, Jakobus aber das „vollkommene Gesetz der Freiheit" I. 25., welches in der von oben stammenden „wahren Weisheit" I. 5. liegt. Ferner versteht Paulus unter πιστις einen thatkräftigen, in Liebe thätigen Glauben, dessen Quelle zwar die Gnade Gottes ist, der aber die Freithätigkeit des Menschen nicht ausschließt. Deßwegen kann er auch seinen Briefen stets so dringende moralische Ermahnungen beifügen. Auch er verlangt Werke, allein Werke des Glaubens, nicht bloß des Gesetzes. Wenn aber Jakobus von einem todten Glauben spricht, so ist dieses ein ganz anderer, ein bloß theoretischer Verstandesglaube, der wohl Herr! Herr! sagt, aber nicht den Willen Gottes thut. Wenn er daher zu einem solchen Glauben noch Werke verlangt, so sind diese nicht jene Werke des Gesetzes im Sinne Pauli, sondern in seinem Sinne, also Werke des christlichen Freiheitsgesetzes, die auch Paulus für nothwendig erklärt. Paulus hebt im christlichen Heilswerke mehr die

*) 3. B. Lutterbeck II. p. 52.

göttliche, Jakobus aber mehr die menschliche That hervor, ohne daß der Eine die Wahrheit des Andern läugnet, vielmehr beide das Werk der Wiedergeburt als ein gottmenschliches betrachten, wie die katholische Kirche *) von jeher gethan hat. Hieraus ergibt sich, daß Luther nur deßwegen zwischen beiden einen Widerspruch finden und den Brief des Jakobus einen strohernen (epistola stra-

*) Würden achtbare protestantische Theologen den ächten katholischen Lehrbegriff über gute Werke und menschliche Mitwirkung beim Heilswerke im Concil von Trient suchen, es würden Viele offen bekennen, daß auch sie damit übereinstimmen. Wenn z. B. Dr. Schenkel (Studien und Kritiken 1855. 1. Hft.) noch so ungehalten ist, daß ihm Dieckhoff vorwirft, er verwische die konfessionellen Differenzen in der Rechtfertigungslehre, so bestätigt er dieß doch gerade in seiner Vertheidigung dagegen. Es ist nun einmal ganz katholisch, wenn Schenkel sagt: „Das Heil kommt dem Menschen von Gott (die causa meritoria in der Rechtfertigungslehre ist Christus) — gegen den Pelagianismus, aber es muß vom Menschen vermöge seiner unversehrt gebliebenen idealen Freiheit (im Gewissen) mit freiem Bewußtsein ergriffen und angeeignet werden — gegen den Prädestinatianismus", wenn er bemerkt, daß er „den Glauben als eine selbstbewußte, freie, sittliche That des Menschen fasse, deren objektiver Grund in Gott, deren subjektive Verwirklichung aber nicht ohne die freie Einwilligung und Zustimmung des Menschen möglich ist; so wenig, als die Erhellung meines Auges durch das Sonnenlicht möglich ist, wenn ich das Auge dem Licht nicht öffne." Herr Dr. Schenkel hat gewiß Recht, wenn er gegen die Concordienformel und mit den Katholiken den Menschen nicht zum bloß passiven „Klotz" machen will, und wenn er behauptet, daß auch Dr Harleß mit ihm übereinstimme, der nach mitgetheilten Stellen unter dem rechtfertigenden Glauben offenbar nichts anders versteht, als die Scholastiker unter fides charitate animata. Alle solche Stellen, über welche wir Katholiken uns freuen können, würde aber Luther eine „elende geflickte Notel" nennen, und durch sein Buch de servo arbitrio wenigstens von seinem Geiste excommunizìren. Immerhin sollte man erwarten, daß Dr. Schenkel in seinem 1855 erschienenen Werke: „Der Unionsberuf des evangelischen Protestantismus" etwas weniger gegen diejenigen Protestanten polemisiren würde, welche sich auch etwas Katholisches aneignen, z. B. die Idee des Opfers im Abendmahle p. 608.

minea) nennen konnte, weil er sowohl Paulus als Jakobus mißverstund.

Andererseits sieht man auch hieraus, warum die katholische Kirche wünscht, daß nur diejenigen die hl. Schrift lesen, bei denen ein von Petrus bezeichnetes Mißverständniß nicht zu befürchten ist.

2. Im Einzelnen ist über die Eigenthümlichkeit der neutestamentlichen Schriftsteller, mit Benutzung der begründetsten Ergebnisse der wissenschaftlichen Kritik, Folgendes zu bemerken:

a) Unter den 4 Evangelien unterscheidet sich das letzte oder Johanneische weit mehr von den drei anderen, als diese von einander. Jenes wird schon von Kirchenvätern das pneumatische genannt im Unterschiede von den sarkischen, und zwar deßwegen, weil jenes mehr das Göttliche und Erhabene an der Person Jesu hervorhebt, die anderen aber mehr das Menschliche, jedoch beiderseits nicht ausschließlich. Aus diesem Grunde heißt Johannes bei den K. V. vorzugsweise der Theologe. Aus den drei ersten Evangelien lernen wir hauptsächlich das Wirken und die Lehre Jesu kennen und befolgen; bei Johannes aber lernen wir seine Person kennen, lieben und anbeten. Bei jenen hören wir sein Wort als Regel des Lebens; bei diesem blicken wir in sein Herz und in die Tiefe der Gottheit, als die Quelle des Lebens.

α. Nachdem Matthäus eine Zeit lang in Palästina das Evangelium verkündet hatte, und nun im Begriffe war, auch andern Völkern (Arabien?) die frohe Botschaft zu bringen, schrieb er seinen Landsleuten als Ersatz seiner Anwesenheit sein Evangelium. Es ist daher für Christen aus dem Judenthum bestimmt, und überall tritt die Absicht hervor, aus dem Leben Jesu den Beweis zu führen, daß die messianischen Weissagungen an

ihm in Erfüllung gegangen und er also der versprochene Messias sei. Daher die so oft vorkommende Formel: „Dieses geschah, damit erfüllt würde ꝛc.“ Dabei berücksichtigt er aber nur die Weissagungen, welche sich auf die Niedrigkeit des Messias, nicht aber diejenigen, welche sich auf seine Verherrlichung beziehen, indem diese damals noch nicht in Erfüllung gegangen waren. Dieser Zweck veranlaßte den Matthäus nicht, alles in chronologischer Ordnung, in der es geschehen war, zu erzählen. Vielmehr stellt er den historischen Stoff unter gewissen Gesichtspunkten des Inhaltes zusammen. So entstund aus der Zusammenstellung von Lehren, die der Herr bei verschiedenen Anlässen vorgetragen, die sogenannte Bergrede. Ebenso stellt Matthäus die Gleichnißreden und anderswo die Wunder Jesu zusammen. Unter den Petrinischen Schriftstellern schließt er sich am engsten an die vorausgegangene jüdische Offenbarung an, und entfernt sich also, so weit der Eine Geist des Christenthums es zuließ, am weitesten von der Paulinischen Richtung.

β. Das Evangelium des Lukas, im biblischen Kanon das dritte, ist höchst wahrscheinlich vor dem des Markus geschrieben und wird daher hier vorangestellt. Daß die Apostelgeschichte, als zweiter Theil, dazu gehöre, sagt Lukas selbst Apg. I. 1. Das ganze Werk ist an einen gewissen Theophilus gerichtet, der ein Christ aus dem Heidenthum und ein angesehener (daher: „κρατιστε“) Staatsbeamte scheint gewesen zu sein. Diesem Theophilus zunächst will Lukas nach dem Eingange des Evangeliums I. 1 — 3. ein zuverlässiger Gewährsmann dessen sein, was sowohl durch Jesus, als seine Apostel, deren Geschichte er bis zur Gefangennehmung Pauli fortsetzt, erfüllt wurde. In Beziehung auf die Geschichte Jesu war Lukas kein Augenzeuge, versichert aber, daß er Alles

der Ordnung nach erzähle, wie er es von Augen- und Ohrenzeugen genau erforscht habe. Bei der hohen Bildung, welche er durch sein Geschichtswerk verrathet, und bei dem steten Umgange mit den Aposteln war ihm dieses auch gar wohl möglich. Da er ohne Zweifel einige schriftliche Aufzeichnungen von Aposteln benutzte, die auch Matthäus vor sich hatte, so läßt sich erklären, daß er mit demselben bisweilen wörtlich übereinstimmt. Da er aber nicht nur selbst ein Heidenchrist war, sondern auch für einen solchen schrieb, und den Apostel der Heiden, Paulus, auf seinen späteren Reisen bis zu seiner letzten Gefangenschaft begleitete, so bewies er seine Hinneigung zum Paulinischen Lehrtypus dadurch, daß er alles ihm Günstige sowohl in dem Leben und der Lehre Jesu, als bei Petrus, Stephanus ꝛc. sorgfältig aufsuchte und hervorhob. So hat er eine vermittelnde Stellung zwischen Paulus einerseits und Matthäus und Jakobus andererseits, welche letztere, wenn man den Gegensatz des Paulinischen kurzweg petrinisch nennt, noch petrinischer waren, als Petrus selbst, so daß diejenigen Judenchristen, welche vorzüglich dem Matthäus und Jakobus anhingen, auch dem Petrus Vorwürfe machten, als er auf eine göttliche Offenbarung hin die heidnische Familie des Hauptmanns Kornelius taufte, ohne sie vorher beschneiden zu lassen. (Apg. XI. 2. u. 3.)

γ. Eine ähnliche vermittelnde Stellung nimmt Markus, der Verfasser des zweiten Evangeliums ein. Er war in Jerusalem zu Hause, ein Sohn der Maria, bei welcher Petrus und die anderen Judenapostel sich oft versammelten, und daher dem Petrus schon von Jugend auf wie ein Sohn befreundet. Er nennt ihn ausdrücklich so 1. Petr. V. 13. Andererseits war er ein Vetter des Hellenisten Barnabas, Col. IV. 10, welcher mit Pau-

lus für die Predigt des Evangeliums unter den Heiden bestimmt worden war. Endlich begleitete er abwechselnd bald den Paulus bald den Petrus auf ihren Missionsreisen. Er kannte also das Christenthum aus der sichersten Quelle und bleibt ein selbstständiger Zeuge desselben, wenn er auch, was sehr wahrscheinlich ist, bei Abfassung seines Evangeliums sowohl den Matthäus, wenigstens den aramäischen oder hebräischen Text, als den Lukas vor sich gehabt hat, und bald an diesen, bald an jenen fast wörtlich sich anschließt. Manches erzählt er mit etwas größerer Anschaulichkeit. Ganz neu und eigenthümlich ist ihm aber nur der Inhalt von 27 Versen *).

Die Beschaffenheit des Evangeliums verrathet keinen anderen besonderen Zweck, als dem Wunsche zu entsprechen, den die römischen Christen (wie Clem. Al. berichtet) ihm geäußert haben sollen, er möchte ihnen das Evangelium schriftlich übergeben, das Petrus predigte. Er läßt daher die Jugendgeschichte Jesu, sowie alle absichtliche Nachweisung, daß in Christus die alttestamentlichen Prophezeiungen in Erfüllung gegangen, weg, und ebenso die absichtliche Hervorhebung des Primats Petri. Hievon hatte wahrscheinlich Petrus selbst nicht gepredigt, und Markus konnte also diesen Punkt um so eher übergehen, ohne daß daraus gegen denselben etwas folgt.

δ. Die größte Eigenthümlichkeit hat das Evangelium des Johannes. Es erklärt sich dieselbe theils aus der Individualität des Verfassers, theils aus dem besonderen Zwecke bei der Abfassung.

Johannes, ein Bruder Jakobs des älteren, und von seiner Mutter Salome im Geiste jüdischer Frömmigkeit erzogen, scheint eine tiefe Sehnsucht nach dem versprochenen Messias gehabt zu haben. Als er erkannte, daß

*) Citirt bei Lutterbeck II. 183. Not. 9.

derselbe in Christus erschienen sei, schloß er mit flammender Begeisterung an den im Fleische erschienenen Sohn Gottes sich an. Sein Charakter war nichts weniger als weibliche Zärtlichkeit, wie er oft vorgestellt wird, sondern vielmehr der eines feurigen Eifers für Gottes Ehre und die Anerkennung seines Sohnes. Daher wollte er und sein Bruder, da ihr Eifer noch unerleuchtet war, Feuer vom Himmel über eine Stadt Samariens rufen, Luk. IX. 54. f. und Christus nennt sie Söhne des Donners, Mark. III. 17. Dennoch gehörte Johannes zu den vertrautesten Jüngern des Herrn, der ihn besonders lieb hatte, und ihm noch am Kreuze seine Mutter in schützende Obhut empfahl.

Mit der Vollendung seiner Wiedergeburt, und wahrscheinlich nicht ohne großen Einfluß des Umgangs mit der Gottesmutter, verklärte sich sein Feuereifer zu jener milden, erwärmenden Liebe, welche nicht in Begriffen, sondern nur in dem persönlichen göttlichen Wesen ihre Ruhe findet und in die Tiefe desselben mit contemplativem Geistesblicke eindringt. Ein solches Gemüth mußte es sehr bekümmern, die Person des Erlösers selbst unter sogenannten Christen mißkannt zu sehen, und diese Mißkennung gab ihm Veranlassung zu seinem Evangelium. Er verfaßte dasselbe, nachdem er schon lange Kenntniß von den übrigen drei Evangelien gehabt hatte. Er wollte nun nicht das von den Anderen Gesagte wiederholen, wohl aber sie ergänzen, und daher enthaltet sein Evangelium meistens Neues, vorzüglich aber solche Begebenheiten, die im Lande Judäa sich zugetragen, während die anderen mehr die Thaten Jesu in Galiläa erzählen. Dabei wollte er vorzüglich jene Wahrheiten hervorheben, welche die damals schon hervortretenden Häretiker verläugneten. Wie Paulus der Heidenapostel, und Petrus

der Judenapostel genannt wird, so kann man den Johannes den Apostel gegen die Häresie nennen. Es gab nämlich schon damals solche, welche den Herrn nur für einen Menschen hielten, der von den früheren Propheten nur graduell verschieden sei (die Ebioniter und Nazaräer). Andere ergaben sich einer halbheidnischen Gnosis oder Spekulation, erkannten in Jesus zwar ein göttliches Wesen, das sie aber im Sinne der Philonischen Philosophie nur für ein dem höchsten Gott untergeordnetes hielten, und nur eine äußere Verbindung desselben mit Christus annahmen, die wahre Menschwerdung aber läugneten. Noch andere blieben auf dem Standpunkte Johannes des Täufers zurück und setzten diesen über Christum. Diesen Richtungen steht nun das Johannis-Evangelium entgegen, und dieser Gegensatz hat offenbar den Verfasser in der Auswahl des Stoffes geleitet. Seinen Zweck gibt er selbst mit den Worten an. „Dieses ist geschrieben, damit ihr glaubet, daß Jesus ist Christus der Sohn Gottes, und glaubend das Leben habet in seinem Namen.“ XX. 31.

In welchem Sinne aber der Herr dieses sei, gibt Johannes sogleich in dem erhabenen dogmatischen Eingange an. Er beginnt nämlich die Geschichte des Sohnes Gottes nicht wie Matthäus und Lukas mit der irdischen Geburt, sondern mit seiner vorweltlichen Existenz, und nennt ihn hier λογος.

Dieser Logos war im Uranfange bei Gott, ja er war selbst Gott. Durch ihn hat alles, was in der Zeit entstanden, sein Dasein erhalten. Er ist die Quelle alles Lebens, sowohl des physischen als des geistigen des Menschen. Zwar lag dieses letztere in der Finsterniß von Irrthum und Sünde und die vorchristliche Wirksamkeit des Logos vermochte diese Finsterniß durch das Licht der von

ihm gesendeten Propheten ꝛc. nicht zu verdrängen. Der letzte Prophet war Johannes der Täufer, der von dem in die Welt gekommenen, alles erleuchtenden Logos Zeugniß gab. Allein die Welt verwarf ihren eigenen Urheber, und nur Wenige (denn bei der Abfassung des Evangeliums waren die Christen noch nicht sehr zahlreich) schlossen sich durch den Glauben an ihn an und wurden dadurch, in Folge einer Wiedergeburt aus Gott, Kinder Gottes. Es erschien der ewige Logos und zwar in menschlicher Gestalt, er ist Fleisch d. h. Mensch geworden und durch ihn machte die Herrlichkeit des Vaters sich sichtbar, voll Gnade und Wahrheit. An die Stelle des mosaischen Gesetzes trat unverdiente Gnade und die vollkommene Wahrheit, denn derjenige, der den Vater gesehen und von Ewigkeit bei ihm war, hat denselben uns bekannt gemacht. I. 1—18.

Das sind die tiefen und erhabenen Ideen, mit welchen Johannes sein Evangelium beginnt und dann aus dem Leben Jesu diejenigen Thaten und Reden heraushebt, welche die Wahrheit jener Ideen beweisen.

Wie zum Lukas-Evangelium die Apostelgeschichte, so gehört zum Evangelium des Johannes sein erster und wichtigster Brief. Derselbe ist offenbar ein Begleitschreiben gleichsam eine Vorrede zum Evangelium und hat mit diesem den gleichen Zweck. Im Anfange desselben versichert Johannes, daß er verkünde, was er gehört, mit Augen gesehen und mit Händen gegriffen habe, wobei er offenbar die sogenannten Doketen im Auge hat, welche Christo nur einen Scheinleib zuschrieben. Durch seine Verkündung will er Gemeinschaft mit dem Vater und seinem Sohne in Jesus Christus bewirken. Diese werde vollzogen durch Gottes- und Bruderliebe und damit verbundene Haltung der Gebote, welche aus der wahren Erkenntniß

des Sohnes nothwendig hervorgehe, denn dieser sei, so schließt der Brief, der wahre Gott und das ewige Leben.

b) Indem wir nun von dem Evangelium zu den anderen im Bisherigen noch nicht schon hinlänglich charakterisirten Theilen der hl. Schrift übergehen sollten, verschieben wir die Briefe des Apostel Paulus und übergehen die weniger wichtigen von Petrus, Judas und den 2ten und 3ten des Johannes, um dessen Apokalypse noch kurz zu betrachten.

Diese ist nicht etwa die letzte, sondern die erste Schrift des Johannes. In derselben wirft der Apostel einen gotterleuchteten Blick in die Zukunft, steht übrigens noch mehr auf petrinischem oder judenchristlichem Standpunkte als im Evangelium und den Briefen. Die Apokalypse ist nämlich gleichsam eine Fortsetzung des Matthäus-Evangeliums. Wie in diesem gezeigt wird, daß Jesus in seiner Niedrigkeit und seinem Leidenszustande der von den Propheten verheißene Messias sei, so wird in der Apokalypse gezeigt, daß auch die prophetischen Verheißungen von einem glorreichen Erscheinen des Messias und einem triumphirenden göttlichen Reiche durch das Christenthum in Erfüllung gehen werden. Es sei die erste und zweite Ankunft des Erlösers zu unterscheiden. Denn vorläufig sei von Christus nur erst der Grund gelegt und der Anfang gemacht, aber die Macht des Bösen sei jetzt noch sehr stark, und auch in nächster Zukunft noch für lange Zeit nur Kampf und Leiden zu erwarten. Endlich aber werde Christus glorreich wieder kommen, und seinem Reiche einen sieghaften Triumph bereiten. (Erörterung über den Chiliasmus.) So werde alles erfüllt werden, was die Propheten des alten Bundes verheißen haben. In der That könnte ohne diese Grundlehre der Apokalypse ein schriftgläubiger Jude an dem leidenden Heiland und seiner

Ecclesia pressa noch nicht alle Weissagungen des Alten Testamentes erfüllt sehen. Hieraus ergibt sich nun auch, daß die Apokalypse ihrem Hauptinhalte nach, sich wie das Evangelium des Matthäus eng an das Judenthum anschließt. Dasselbe zeigt sich aber auch in ihrer Form, welche im Allgemeinen durchaus ähnlich der prophetischen des Alten Testamentes in sieben eben so dunklen als kunstvoll geordneten Visionen das Bild der Zukunft vor uns aufrollt. Selbst Styl und Sprache ist noch vielfach hebräisirend, welches im spätern Evangelium nicht mehr der Fall ist. So zeigt die Apokalypse im Vergleiche zum Evangelium die Vorstufe des letzteren und die unterdessen verlaufene Entwicklungsgeschichte des Christenthums in seiner allmäligen Losmachung vom Judenthum. Ueberall sehen wir den Einen Geist aber zugleich auch seine Entwicklung und Entfaltung, eben weil er ein lebendiger Geist ist.

§. 5.

Vom Apostel Paulus.

Der Herr sprach: Dieser ist mir ein auserwähltes Werkzeug, meinen Namen vor Heiden, und Könige und Kinder Israels zu bringen; denn ich will ihm zeigen, wie viel er um meines Namens willen leiden muß. Apostelg. IX. 15 und 16.

Ich habe mehr, als sie Alle gearbeitet. 1 Cor. XV. 10.

In diesen Worten Christi und des Apostels selbst ist ausgesprochen, daß Paulus unter allen Aposteln der wichtigste und wirksamste war. Wir haben nun in einem kurzen Ueberblicke seines Lebens zu zeigen, wie er dieses

geworden ist, weil wir nur dann seine Briefe gehörig würdigen und verstehen können.

1. Saulus oder Paulus, wie er später in mehr griechischer Form beständig genannt wurde, war zu Tarsus in Cilicien (einer südöstlichen Landschaft Kleinasiens) geboren, wo hellenische Schulen, Wissenschaft und Kunst in hohem Grade blühten. Wenn er auch schon hier den Grund zu der hellenistischen Bildung, die er später offenbar besaß, gelegt haben mag, so wurde er doch eigentlich in Jerusalem erzogen und bildete sich in der Schule des Pharisäers Gamaliel zu einem gelehrten Ausleger der Schrift und jüdischen Tradition aus. Gott hatte ihn mit hohen geistigen Anlagen und einer unerschütterlichen Willenskraft ausgerüstet. Es kam nur darauf an, daß dieser Willenskraft die Erkenntniß der Wahrheit die rechte Richtung gab, so wurde sie auch mit unverbrüchlicher Gewissenstreue verfolgt. So entwickelte sich in ihm ein solcher Eifer für die als wahr erkannte mosaische Religion, daß er in gesetzlicher Frömmigkeit nach dem Sinne des ernstern Pharisäismus nicht nur seine Altersgenossen, sondern auch den etwas schwachen und eben deßwegen milden Lehrer weit übertraf. In dieser Stimmung erschien ihm Christus, an welchen Viele zu glauben anfingen, als ein eben so unberechtigter als gefährlicher Nebenbuhler des Moses. Die drohende Gefahr von der väterlichen Religion abzuwenden, schien ihm kein Mittel zu hart. Hatte Moses und das Alte Testament oft erlaubt und befohlen, die von Jehovah und seinem Gesetze Abfallenden mit Gewalt zu züchtigen und mit dem Schwerte zu vertilgen, so erschien dem feurigen Jüngling dieses auch gegen die Christen erlaubt, ja sogar heilige Pflicht, und er wurde daher ein leidenschaftlicher Verfolger desselben. So hatte er nach der weisen göttlichen Vorsehung jene Geistesrich-

tung, die er nachher so entschieden zu bekämpfen bestimmt war, nicht nur vollständig kennen gelernt, sondern auch in sich aufgenommen und erfahren. Bei einem solchen gewissenstreuen Manne bedurfte es nicht mehr, als daß das Licht der Wahrheit in seiner Erkenntniß aufging, um mit der gleichen, jedoch durch die Wahrheit selbst in Anwendung der Mittel geregelten Energie sie zu ergreifen und zu befolgen, mit welcher er sie bisher verfolgte. In solchen Fällen treten nach göttlicher Fügung gewöhnlich diese oder jene Erweckungen ein, die bald plötzlich, bald nur langsam wirken *). Bei Paulus war diese Erweckung eine außerordentliche und wunderbare, und mußte wohl dieses sein, wenn er das Ansehen des Apostelamtes, zu dem er berufen wurde, darauf sollte gründen können. Wohl mag die in der Geschichte erzählte plötzliche Umwandlung durch die Gnade Gottes unter Mitwirkung verschiedener äußeren Umstände psychologisch vorbereitet gewesen sein. Die Worte der Mäßigung aus dem Munde Gamaliels, der Vortrag des Stephanus und der Anblick seines Märtyrertodes konnten die wahrheitsliebende Seele des Paulus nicht ganz unberührt gelassen haben. Allein wenn dabei auch einige Gedanken zu Gunsten der neuen Lehre erwachten, so war sein Zustand noch so, daß er über dieselben erschrecken, und nur mit größerer Gewalt sie als Eingebungen des Satans unterdrücken mußte. So wurde er nur fanatischer in der Verfolgung und machte sich mit Vollmachtsbriefen auf den Weg nach Damaskus, um die dortigen Christen gefangen zu nehmen. Damit hatte er nun die Wahrheit, die er später so oft einschärfte, an sich selbst erfahren, daß nämlich die Sündhaftigkeit der menschlichen verderbten Natur selbst am Gesetze nur Anlaß

*) Weitere Erörterungen der Erweckungen des Sünders.

nehme, stärker hervorzutreten, daß der bloß menschliche Wille nicht ausreiche, sondern das Erlösungsbedürfniß allgemein sei. Er war in dem Zustande, den er später im Römerbriefe mit den Worten bezeichnet: „Wer wird mich aus diesem Elende herausreißen?“ und darauf antwortet: „Die Gnade Gottes durch Jesum Christum.“ Dieser Jesus war es denn auch, der den Paulus aus seinem Zustande herauszog. Auf dem Wege nach Damaskus erschien er ihm im Lichtglanze, Paulus fiel zur Erde und hörte die Stimme: Saul! Saul! warum verfolgst du mich? Er erwiderte: wer bist du Herr? Der Herr sprach: Ich bin Jesus, den du verfolgst. Zitternd und angstvoll sprach Saulus: Herr, was willst du, daß ich thun soll? Apg. IX. Im Jahr 38.

Den Aufträgen, die er von nun an vom Herrn erhielt, war er nicht ungehorsam. Apg. XXVI. 19. Zum Zeichen seiner bisherigen geistigen Blindheit war er aber jetzt auch körperlich blind; und zum Zeichen, daß nur in der Kirche Jesu das wahre Licht leuchte, erhielt er das Augenlicht erst wieder, als er durch den Jünger Ananias sich mit derselben in Verbindung gesetzt hatte.

Natürlich drängte es ihn nun, sofort das gegebene Aergerniß so viel möglich gut zu machen und der Wahrheit öffentlich Zeugniß zu geben, indem er in den jüdischen Synagogen verkündete, daß Jesus Christus der Sohn Gottes sei. Allein seine eigentliche apostolische Amtsthätigkeit, die ihm Christus eben so unmittelbar, als den anderen Aposteln übertragen hatte, bedurfte doch noch längerer Vorbereitung. Daher zog er sich eine Zeit lang in das benachbarte Arabien zurück und erst nach etwa drei Jahren setzte er sich mit den übrigen Aposteln in amtliche Verbindung.

Unterdessen hatte sich in Antiochien eine neue Christen-

gemeinde aus bekehrten Heiden gebildet. Denn nachdem Petrus den Hauptmann Kornelius auf göttliche Weisung hin ins Christenthum aufgenommen hatte, ohne ihn vorher zum Judenthum zu verpflichten, geschah Aehnliches auch anderswo und namentlich in Antiochien. Da Barnabas die dortige Gemeinde organisiren sollte, nahm er auch den Paulus mit sich. Von nun an nahm Antiochien im Entwicklungsgange des Christenthums einen wichtigen Platz ein. Was Jerusalem bisher für die Ausbreitung des Christenthums unter den Juden war, das wurde Antiochien für die Ausbreitung des Christenthums unter den Heiden. Hier kamen zuerst die beiden Auffassungsweisen des Evangeliums, je nachdem es in das jüdische oder in das heidnische Bildungselement aufgenommen wurde, mit einander in Berührung und Kampf. Bei solchen nämlich, welche das pharisäische Judenthum allmälig zum Christenthum hinüber leitete, konnte es länger dauren, als bei der plötzlichen Krisis des Paulus, bis der reine evangelische Geist die pharisäisch-jüdische Form gesprengt hatte. Solche kamen nun „ohne Auftrag" der Apostel Apg. XV. 24. nach Antiochien und sagten den dortigen Brüdern gegen die Lehre Pauli und Barnabas: „Wenn ihr euch nicht beschneiden lasset, nach der Weise Mosis, so könnt ihr nicht selig werden." Dieser Streitpunkt gab zum ersten förmlichen Concil Anlaß, in welchem die Apostel erklärten, daß den Christen aus dem Heidenthum nicht das Joch der jüdischen Zeremonialgesetze solle aufgelegt werden, indem nicht die Beobachtung derselben, sondern der Glaube an Christus die Menschen rechtfertige. In diesem Geiste wirkte nun Paulus mit wunderbar gesegnetem Erfolge, und zwar, weil die Juden ihn haßten und verfolgten, hauptsächlich unter den Heiden. Von Antiochien aus unternahm er drei große Missionsreisen durch ganz

Kleinasien und Griechenland, und stiftete in allen wichtigen Städten neue Gemeinden, deren weitere Pflege er dann Stellvertretern übertrug. Auf diesen Reisen schrieb er seine oben angeführten Briefe an ganze Gemeinden und einzelne Personen*). Aus mehreren derselben sieht man, welch große Schwierigkeiten ihm hie und da die noch unerleuchteten judaisirenden Christen bereiteten, indem sie ihn als einen falchen Apcstel bezeichneten, der anders lehre, als diejenigen, welche die eigentlichen Schüler des Herrn seien.

In der That läßt sich auch jetzt noch fragen, in welchem Verhältniß denn Paulus nach dem Sinne Jesu zu jener hl. Zwölfzahl gestanden, die ihn im Leben begleiteten und Zeugen seiner Thaten waren. Es könnte scheinen, daß diesen ein höheres Ansehen zukommen müsse, und doch versichert Paulus überall, daß er sein Evangelium nicht von Menschen und nicht durch Menschen, sondern, wie seine Sendung, unmittelbar von Gott und Jesus Christus empfangen habe. Es läßt sich dieses wohl am natürlichsten so fassen und erklären: Das äußere Leben

*) **Paulinische Briefe nach Zeit und Ort der Abfassung.**

Leser.	Zeit.	Ort.	
I Thessalonik.	52 oder 53.	Korinth.	Auf der 2ten Missionsreise.
II „	„ „	„	Bald nach dem ersten.
Galater.	57	Ephesus.	Auf d. dritten Missionsreise.
I Corinther.	57 um Ostern.	„	„ „ „
II „	57	Mazedonien.	„ „ „
Römer.	58	Korinth.	„ „ „
Ephesier.	62 oder 63.	Rom.	In der 1. Gefangenschaft.
Philipper.	„ „	„	„ „ „
Colosser.	„ „	„	„ „ „
Philemon.	„ „	„	„ „ „ [maier.
Hebräer.	„ „	„	(Von Clemens nach Reith-
I Timotheus.	circa 64	Mazedonien.	Nach der ersten römischen Gefangenschaft.
Titus.	„	Nikopolis.	In Thrazien oder Epirus?
II Timoth.	66 oder 67	Rom.	In der zweiten härteren Gefangenschaft.

Jesu, seine Schicksale und Thaten, so wie der Buchstabe seiner Lehren waren ihm ohne Zweifel schon vor seiner Bekehrung auf gewöhnlichem Wege eben so bekannt, als manchem andern Pharisäer, der doch nicht glaubte. Nach den außerordentlichen Erscheinungen Christi aber, die ihm wiederholt zu Theil wurden, und nach der erfolgten Bekehrung war es der erleuchtende göttliche Geist, der unabhängig von menschlicher Belehrung ihn bei dem Verständniß des Stoffes und Buchstabens leitete. In äußerlich historischer Beziehung kam ohnehin alles auf die Thatsache der Auferstehung an, und daß sich Paulus hievon gründlich überzeugte, geht nicht nur aus den genannten Erscheinungen Christi hervor, sondern auch daraus, daß er nach dem I. Corinther Briefe Cap. XV. 3.—8. genau wußte, wem Christus nach der Auferstehung erschienen sei. Er spricht dabei von 500 Brüdern, von welchen Viele noch am Leben seien. Diese Kenntniß setzt eine genaue historische Erkundigung voraus, die auch dem gelehrten Paulus wohl möglich war; das Verständniß und den geistigen Sinn hatte er aber durch unmittelbare göttliche Erleuchtung. Dabei wurde er durch Zeichen und Wunder und durch den wunderbaren Erfolg seiner Thätigkeit selbst den übrigen Aposteln beglaubigt, und sie vernahmen mit Freuden, was Gott Großes durch ihn gethan. Apg. XV. 4. Paulus ist also, ungeachtet seiner späten Geburt, ein mit den Zwölfen ebenbürtiger vollberechtigter Apostel, dessen Briefe mit Recht in die Sammlung des göttlichen Wortes aufgenommen sind. Jede hartnäckige Opposition gegen ihn wurde daher schon in der apostolischen Zeit als Häresie falscher Lehrer verabscheut.

2. Sämmtliche Briefe von Paulus haben gewisse formelle Eigenthümlichkeiten gemein, mit Ausnahme des Briefes an die Hebräer, der wahrscheinlich unter

Mitwirkung des Apostels von seinem Freunde Apollos oder Clemens von Rom verfaßt wurde *). In allen übrigen steht der Name und Titel von Paulus an der Spitze, wobei gewöhnlich die apostolische Würde ausdrücklich hervorgehoben wird. Dann folgen Grußformeln und Danksagungen, mit dem Grundgedanken, daß alles Gute in der Gemeinde und im Einzelnen eine Wirkung der Gnade Jesu Christi ist. An diese Einleitung schließt sich gewöhnlich als Haupttheil des Briefes eine dogmatische oder theoretische Abhandlung, worauf eine praktische Anwendung oder moralische Ermahnung folgt. Der Schluß enthaltet Mittheilungen über Privatangelegenheiten, Grüße, Segenswünsche ꝛc. Je nach dem Vorherrschen des einen oder anderen Momentes lassen sich die Briefe in drei Klassen eintheilen: 1) Dogmatische Lehrbriefe (I. und II. Thes., Gal., Röm., Col.); 2) Praktische Lehrbriefe (I. und II. Cor. I. und II. Tim., Tit., Eph.); 3) Freundschaftliche Briefe (Phil. und Philem.)

Hiebei ist aber wohl zu beachten, daß alle diese Briefe Gelegenheitsschriften sind, in denen Paulus nirgends seine dogmatische Lehre vollständig und allseitig auszusprechen sich veranlaßt sah. Ueber das Verhältniß des Christenthums zum A. T. und in sofern gegen Judaisten sprechen sich besonders die Briefe an die Röm., Gal. und Hebr. aus. In seinen übrigen Briefen, besonders an

---

*) Das erste behauptet Lutterbeck II. Bd. S. 102, das zweite aber Reithmair in seiner Einleitung und sein Rezensent Frohschammer in der Tüb. Quart. 1854. S. 513 haltet die Gründe desselben für entscheidend. A. Maier aber vermuthet den Barnabas. Allgemein wird jedoch zugegeben, daß Paulus mittelbar der Verfasser und der Brief ächt paulinisch sei, wie er denn auch im Kanon unter den paulinischen steht. Auch dem hl. Augustin war übrigens die Frage nach dem Verfasser dieses Briefes noch unentschieden, indem er de civ. Lib. XVI. c. 22 sagt: «quam plures Apostoli Pauli esse dicunt, quidam vero negant.»

die Cor., sind aber eben so entschieden jene anomistischen Gnostiker bekämpft, die auch Jakobus scheint im Auge gehabt zu haben. Immerhin bleibt der Brief an die Römer nicht nur der wichtigste, sondern auch derjenige, mit welchem die Exegeten das neutestamentliche Bibelstudium anzufangen rathen, weil er gleichsam in das ganze Christenthum einleitet und mitten in dasselbe einführt. Er bildet daher auch nach dem bisher Vorausgeschickten die Grundlage der nun folgenden Vorträge*).

Brief an die Römer**).

§. 6.

Zweck des Briefes.

Ich sehne mich euch zu sehen, damit ich euch etwas von geistiger Gabe mittheile, um euch zu stärken; Griechen und Nichtgriechen, Weisen und Unweisen bin ich Schuldner. I. 11 u. 14.

Mit diesen Worten gibt der Apostel den allgemeinen Zweck des Briefes an, welchen wir aber nach dem ganzen Inhalt desselben noch durch einen besondern ergänzen müssen.

*) „Nicht bloß wegen der Trefflichkeit ihres Inhaltes, sondern ganz besonders auch wegen des rationalen Moments, welches sie durchdringt, eignet sich diese Epistel vorzugsweise zur stehenden Lektüre der obersten Religionsklasse des Gymnasiums und bildet den Schluß derselben", sagt J. H. Deinhardt in seiner vortrefflichen Schrift über den „Gymnasialunterricht." p. 272.

**) Wir haben hiebei besonders den Kommentar von A. Maier benutzt.

1. Darnach erscheint im Allgemeinen als Beweggrund zum Schreiben das lebendige Bewußtsein von dem Berufe eines Weltapostels, welcher ihn zum Schuldner aller Völker, und somit auch der Römer machte. Er hatte daher die Absicht, persönlich nach Rom zu gehen, um dann noch weiter, bis an die Säulen des Herkules, das Evangelium zu tragen. Auf diese Ankunft sollte das Schreiben vorbereiten und sie unterdessen ersetzen. Die erhabene Idee, eine universelle Weltreligion für alle Völker aller Orte und Zeiten zu gründen, hatte keine Seele so tief durchdrungen, nirgends so viel Kraft zur standhaften Wirksamkeit in Bewegung gesetzt, wie beim Apostel Paulus. Die eigene Beseligung und die Liebe, welche der Geist Christi in ihm angefacht hatte, trieb ihn an, weit über Palästina und Asien hinauszugehen, und wo möglich in der ganzen Heidenwelt, namentlich an den Hauptorten des Völkerverkehrs Pflanzstätten dieser Universalreligion zu gründen. Ueberall die schwierigste Arbeit, nämlich das Bahn brechen, selbst besorgend, überließ er die weitere Pflege Andern, und war nicht gewohnt, selbst auf dem Fundamente fortzubauen, welches Andere gelegt hatten. Bei Rom macht er aber von dieser Regel eine Ausnahme, und dieses geschieht aus dem besondern Grunde, der seinen Brief veranlaßte.

2. Wer die römische, damals schon in der ganzen christlichen Welt berühmte Gemeinde gestiftet habe, ist nicht bekannt. Wohl aber mußte dem Apostel einleuchten, wie wichtig es sei, daß in der Hauptstadt der Welt das Christenthum in seiner vollen Reinheit sich festsetze, und namentlich sein selbstständiger, universeller Charakter nicht verkannt werde. Nun aber drohte dieses in Rom zu geschehen. Die dortige Gemeinde bestund aus Juden- und Heidenchristen. Es befanden sich nämlich damals viele Juden in Rom,

und hatten eine große Abtheilung der Stadt inne. Höchst wahrscheinlich gaben ihre Synagogen, wie in Palästina, Veranlassung, das Evangelium sowohl ihnen, als auch Heiden, welche dieselben oft besuchten, zu verkünden. Bei den irdischen Erwartungen, welche die Juden in Beziehung auf den Messias hatten; bei ihrem Hasse gegen das römische Joch, der später in Palästina den furchtbaren Krieg hervorrief; bei der abscheulichen Sittenlosigkeit der damaligen Römer mußte es den zum Cristenthum bekehrten Juden schwer fallen, zu glauben, daß ihr Messias den Heiden ebenso unmittelbar, als den Juden gehöre. So gab es auch in Rom, wie anderswo, Judaisten, welche unter Claudius das Loos, aus Rom vertrieben zu werden (52), mit den übrigen Juden theilten. Nun aber waren sie unter der anfangs milden Regierung des Kaisers Nero nach Rom zurückgekehrt, allein ihre Abneigung, mit Heiden in unmittelbare religiöse Gemeinschaft zu treten, mußte nur um so größer geworden sein. Das war nun der Zeitpunkt, in welchem es dringend nothwendig erschien, die Eintracht zwischen beiden Theilen der römischen Christengemeinde fester zu gründen, die jüdischen Vorurtheile zu widerlegen und die Anmaßungen zu bekämpfen, welche den Frieden und die kirchliche Harmonie störten. Das nun ist der besondere Zweck und die besondere Veranlassung des Briefes, den Paulus im Jahr 58 von Korinth aus, bei seinem zweiten und letzten Aufenthalt daselbst, nach Rom schickte. Er mußte dabei auch Vorurtheile und Anmaßungen der Heiden berücksichtigen, welche sich auf die Weisheit ihrer Philosophen, auf die Tugenden vieler ihrer Helden und Staatsmänner beriefen, die Juden aber der Treulosigkeit und des Ungehorsams gegen Gott beschuldigten.

Daß aber nicht alle Christen in Rom in die eine oder

andere Abirrung gefallen waren, geht aus dem freundlichen und im Ganzen Lob spendenden Tone des Briefes hervor. Aus diesen Umständen erklärt sich nun das Thema des Briefes und dessen Ausführung.

Anmerkung. Der allgemeine und besondere Zweck ist gar wohl vereinbarlich und Reithmayr hat nicht genügenden Grund, in seiner 1852 erschienenen Einleitung §. 102 (S. 588 ff.) nur den ersten gelten zu lassen und in der Annahme des zweiten einen unbilligen Schatten auf die römische Gemeinde geworfen zu sehen, und dadurch von Hug, Allioli, Massel rc. abzuweichen. Lutterbeck II. S. 90—95 beweist ausführlich, daß Judaisten in Rom waren.

§. 7.

Hauptthema.

> Das Evangelium ist eine Kraft Gottes zum Heile für einen Jeden, der daran glaubt. I. 16.

In diesen Worten liegt das Thema des ganzen Briefes.

Derselbe wird gewöhnlich in einen theoretischen bis Cap. 11 und praktischen Theil unterschieden. Man kann aber in dem ersten füglich noch eine Abtheilung machen, und dann hat der ganze Brief 3 Theile *). Der erste stellt die positive Lehre des Christenthums dar, daß für alle Menschen, für Juden und Heiden, das Evangelium gleich nothwendig und bestimmt, und der Glaube an dasselbe der einzige Heilsweg sei. C. 1—8. Der zweite ist polemisch und bekämpft die von den Judaisten geltend gemachten Ansprüche auf unbedingten Vorzug des Judenthums. Der dritte endlich zeigt, welche moralische An-

*) Lutterbeck, neutestamentlicher Lehrbegriff II. 95. ff.

wendung von dem Gesagten zu machen sei. Spezieller ist der Ideengang folgender:

1. Gleich Anfangs spricht der Apostel von den Heiden, ihnen alle Sünden beimessend, welche ihnen mit Recht von den Juden vorgeworfen wurden. Im zweiten Kapitel wendet er sich an den Juden und zeigt ihm, daß er nichts besser sei als der Heide. Wenn er auch Jude heiße, auf das Gesetz sich stütze, wegen Gottes sich rühme, seinen Willen erkenne, den Unterschied von Gutem und Bösem, vom Gesetze belehrt, genau anzugeben wisse, und sich für einen Wegweiser der Blinden, einen Erzieher der Unmündigen halte, so verletze doch auch er das Gesetz, übe alle Laster und verunehre Gott durch Uebertretung seines Gesetzes. Die Beschneidung insbesondere betreffend, habe nicht die fleischliche, sondern die geistliche einen Werth. Zwar hätten die Juden durch den Besitz der wahren Offenbarung einen Vorzug vor den Heiden, allein dennoch sei nur Gott wahrhaftig, alle Menschen aber Lügner und Sünder. Die Beweisführung für diese allgemeine Sündhaftigkeit ist ganz besonders für die Juden und Judaisten berechnet, und daraus wird geschlossen, daß aus Werken des Gesetzes Niemand gerechtfertigt, sondern vielmehr durch das Gesetz nur die Erkenntniß der Sünde vermittelt werde. Wie durch Adam alle Sünder geworden, so werden in Christus alle an ihn Glaubende gerechtfertigt. Das neue Leben in Christus verlange aber die Ueberwindung der Sünde, und einen höheren Gottesdienst, als unter dem Gesetze, möglich gemacht durch die Gnade Christi. Selbst die gesammte Schöpfung werde an diesem neuen Leben Theil erhalten.

2. Nachdem so für die folgende Polemik der allgemeine dogmatische Grund gelegt worden, stellt Paulus

den Judaisten folgende drei Hauptsätze im zweiten Theile entgegen.

a) Um der Verheißungen Gottes theilhaft zu werden, kommt es nicht auf die leibliche Abstammung an, sondern nur auf die geistige Kindschaft Gottes, und die freie göttliche Gnadenwahl.

b) Obwohl nach dem von Gott bestimmten Rechtfertigungswege die Juden keinen Rechtsanspruch auf das Heil haben, so ist es doch nur ihre eigene Schuld, wenn sie nicht dazu kommen, denn der Weg dazu ist der Glaube an das Evangelium Christi, und steht Juden und Heiden gleichmäßig offen.

c) Wenn aber auch für jetzt nur wenige Juden glauben, so gehen die ihnen gemachten Verheißungen des Alten Testaments doch in Erfüllung; denn nicht nur glauben wenigstens Einige von ihnen, sondern die Verstocktheit der Uebrigen dient auch dazu, daß an ihre Stelle die gläubigen Heiden treten. Ja es läßt sich hoffen, daß die zur Zeit von Gott Abgekehrten einst noch gerettet werden.

3. Im dritten Theile, dem sogenannten praktischen, wird dann ausgeführt, wie nothwendig es für die Christen sei, alle ihre Pflichten treu zu erfüllen, sich der Liebe, Bescheidenheit und Sanftmuth zu befleißen, der Obrigkeit zu gehorchen, jedem das Seine zu geben, und wachsam zu bleiben. Daraus geht auch hervor, wie weit Paulus entfernt war, durch Verwerfung der Gesetzeswerke auch die Werke der Sittlichkeit zu verwerfen, d. h. die guten Werke als unnöthig zur Seligkeit zu erklären. Nach Cap. I. 5. will er ja alle Völker dem Glauben gehorsam machen. Endlich erwähnt er die besonderen Pflichten, welche die vollkommenen Christen gegen die glaubensschwachen Anhänger judaistischer Lehren und Vorschriften über

Fleischessen, Festtage ꝛc. zu beachten hätten. Sie sollen nämlich ihre Meinungen schonen, je nach Umständen sie selbst befolgen, um Aergerniß zu vermeiden und in Liebe und Eintracht zu leben.

I.

Dogmatischer Theil.

§. 8.

Erkennbarkeit Gottes.

> Das unanschaubare Wesen Gottes ist seit Erschaffung der Welt in den erschaffenen Dingen erkennbar und sichtbar, nämlich seine ewige Kraft und Gottheit, so daß sie keine Entschuldigung haben. I. 20.

Der Apostel zeigt hier, daß die Gottlosigkeit der Heiden deswegen eine unentschuldbare d. h. sündhafte sei, weil sie Gott wohl hätten erkennen und verehren können. War ihnen auch unbekannt, was vom Wesen Gottes nur eine positive Offenbarung, die jüdische und christliche bekannt machte, so hätten sie doch mit ihrer Vernunft aus den Schöpfungswerken Gottes ein höchstes Wesen, das mit allmächtiger und gütiger Majestät über dem Weltall waltet, wohl erkennen können. Es scheint hier ausgesprochen, daß der Mensch nur durch die Betrachtung der Natur, ohne positive Offenbarung zum Gottesbewußtsein kommen könne; und doch ist es andererseits psychologische Thatsache, daß ohne höhere Erziehung, die ursprünglich nur eine positive Offenbarung sein konnte, das höhere geistige Leben überhaupt und so auch das Gottesbewußtsein sich nicht entwickelt. Paulus setzt aber dieses hier voraus und betrachtet die Heidenwelt in jenem Zustande,

in welchen sie durch die Sünde nach vorausgegangener ursprünglichen Erziehung und Offenbarung verfiel. Wir haben daher hier zu untersuchen, wie der Mensch überhaupt zum Gottesbewußtsein komme und wie sich dann aus den Werken Gottes sein Dasein und Wesen erkennen und nachweisen lasse.

1. Die Erkenntniß Gottes ist nur denkbar, wenn zwei Faktoren zusammen wirken, nämlich die gottverwandte und objektiv an Gott gebundene Natur des menschlichen Geistes einerseits, und andererseits die äußere positive Anregung und Erziehung von Seite Gottes. Der Mensch ist für Gott geschaffen, und die religiöse Seite gehört eben so wesentlich zu seiner geistigen Natur wie jede andere. Allein der in das Menschenwesen gelegte Keim entwickelt sich nur, wenn ein äußerer göttlicher Impuls hinzutritt, wie der in die Erde gelegte Fruchtkeim der Pflanzen nur empor wächst, wenn die physische Wärme der Sonne auf ihn einwirkt. Diese erwärmende Geistersonne ist der erziehende Vater- und Muttergeist, ursprünglich aber konnte er, wie die Schrift als Thatsache erzählt, nur der Geist Gottes sein. Die erste Offenbarungsweise ist die der einfachen Belehrung, des väterlichen Ausspruchs, in den kein Zweifel gesetzt werden darf, aber auch, dafür hat der Schöpfer gesorgt, kein Zweifel gesetzt werden kann. Die Möglichkeit des Zweifels setzt schon eine bedeutende Entwicklung voraus.

So entsteht nothwendig die erste Weise der Gotteserkenntniß oder der Religion in der Form des harmlosen Glaubens, wie ursprünglich, so auch später, und der Mensch ist dabei des Daseins eines höchsten ihm kundgewordenen Wesens so gewiß, wie des Daseins der irdischen Eltern. „Das Wahrste“ sagte Jakobi, *) mit dem

*) Göttliche Dinge.

allgemeinen Sprüchworte, „kann nur so wahr sein, als Gott lebet, nur so wahr, als Gott im Himmel ist."

2) Später erwacht aber die Reflexion auf das unmittelbar Gewisse, ein Nachdenken über das ursprüngliche Denken und Glauben, wo man selbst die eigene Existenz zum Gegenstande dieses Nachdenkens machen kann. Auf dem Standpunkte dieser Reflexion haben nun Philosophen und Theologen viel über die Frage gesprochen, ob sich das Dasein Gottes nicht nur glauben, sondern auch beweisen lasse, und dieselbe bald bejahend, bald verneinend beantwortet. Es kommt hiebei auf den Sinn der Frage an. Fragt man nach einem Existenzgrunde Gottes, aus dem sich also Gottes Dasein förmlich soll ableiten lassen, weil es in demselben begründet sei; so kann offenbar ein solcher nicht angegeben werden. Denn der Urgrund von Allem kann nicht selbst wieder in etwas Anderem begründet sein. Es läßt sich also kein Grund angeben, warum Gott existirt. Allein bei Beweisen für Gottes Dasein fragen wir nicht nach einem Existenzgrunde, sondern nur nach einem Erkenntnißgrunde dieser Existenz, d. h. wir fragen, ob unser Wissen von Gott ein nothwendiges, ein gewisses und sicheres sei.

Die Antwort auf diese Frage verschieben wir auf das zweite Jahr dieser Vorträge. Was aber die Heiden ohne positive Offenbarung von dem wahren Gott hätten erkennen können, ist so ziemlich in der Platonischen Philosophie auch nach der Lehre des hl. Augustin erreicht, welcher in seiner Schrift de Civitate dei Libr. VIII., cap. 6. es ungefähr so zusammenstellt:

Die Platonischen Philosophen erkannten, daß Gott kein Körper sei, und gingen beim Aufsuchen desselben über alles Körperliche hinaus.

Sie sahen ein, daß etwas Veränderliches nicht der höchste Gott sein kann und gingen also im Aufsuchen desselben auch über die Seele und die veränderlichen Geister hinaus und erkannten, daß jede wesentliche Form der Dinge nur von demjenigen komme, der selbst auf unveränderliche Weise existirt. Bei ihm sei esse, vivere, intelligere, und beatum esse unzertrennlich vereint. Wegen solcher Unveränderlichkeit und Einfachheit habe er alles hervorgebracht, könne aber nicht selbst hervorgebracht worden sein. Er sei das Prinzip aller veränderlichen Dinge. Diesen höchsten Gott nennt Plato auch das höchste Gut, und verlangt daher, daß der Weise Gott lieben soll, weil die Philosophie ein glückseliges Leben anstrebt und man durch Liebe Gottes mit ihm sich vereint und eben dadurch das höchste Gut und damit die Glückseligkeit genießt. Cap. VIII. ibid. Von Gott leitet also Plato die Existenz der Natur, die Wahrheit der Lehre und die Glückseligkeit des Lebens ab und Augustin haltet daher auch seine Philosophie für diejenige, welche mit der christlichen am meisten verwandt sei. Cap. IX.

So weit hätten nach dem Sinne der Lehre Pauli auch die Heiden Gott erkennen können. Freilich wäre diese Erkenntniß noch eine unvollkommene, welche durch die positive Offenbarung, namentlich durch den erschienenen Sohn Gottes vervollkommnet wurde. Aber auch durch die Offenbarung ist uns zwar eine genügende aber keine ganz adäquate und erschöpfende Erkenntniß Gottes möglich gemacht. Erst jenseits werden wir ihn schauen wie er ist, hienieden sehen wir ihn durch einen Spiegel, I. Cor. XIII., 12., und zwar durch einen doppelten. Der Eine sind die Werke Gottes in der Natur, der andere ist die positive Offenbarung. Von dem ersten spricht Paulus an der hier behandelten Stelle, von dem zweiten durch sein ganzes Lehren und Wirken.

§. 9.

Monotheismus und Ursprung des Polytheismus.

„Sie vertauschten die Herrlichkeit des unvergänglichen Gottes mit dem Gleichnisse und Bilde des vergänglichen Menschen, auch der Vögel und vierfüßigen und kriechenden Thiere.“ (I. 23.)

Obgleich die Heiden den wahren Gott hätten erkennen können und ihn auch wirklich ursprünglich erkannten V.21., so fielen sie doch in Abgötterei, welche hier Paulus als eine Folge der Sünde erklärt.

1. Demnach war der Monotheismus die ursprüngliche Religionsform in der Welt. Es läßt sich dieses auch nicht anders denken. Wenn nämlich der erste Mensch nur dann zur Religion kommen konnte, wenn ihn eine höhere Offenbarung Gottes dazu anregte, so hat er dabei eben diesen Gott und nur diesen kennen gelernt. Diese Erkenntniß war damit freilich nicht nur sein eigen Werk, sondern zugleich ein Geschenk oder Gnade Gottes. Zudem geht überall das Einfache dem Zusammengesetzten voraus, und jede Zahl beginnt mit der Einheit und so mußte auch der Mensch zuerst an Einen Gott glauben, bevor er an viele glauben konnte.

2. Der Monotheismus ist aber auch die allein vernünftige Religion.

Das unmittelbare Selbstbewußtsein, welches sich nur in einem eben so in sich selbst gewissen Gottesbewußtsein vollendet, spricht uns nur von Einem absoluten Wesen, von dem wir abhängig sind. Die Welt kann nach ihrem Dasein, ihrer Ordnung und ihrem Zwecke nur in Einem begründet gedacht werden. Der Plan, der durch die Weltgeschichte hindurch geht, kann nur von Einem Geiste

entworfen sein, sowie das überall gleiche Sittengesetz der Vernunft und ihre Forderung einer gerechten Vergeltung nur auf Einen Gesetzgeber und Vergelter hinweist.

Die Vielgötterei enthält einen inneren Widerspruch, so daß, wenn viele Götter wären, Keiner es sein könnte. Wenn wir uns Gott denken müssen als den absoluten Urgrund seiner selbst und aller anderen Dinge, so würde ein zweiter Gott, der das Gleiche wäre, auch als im ersten begründet und zugleich als dessen Urgrund gedacht werden müssen, welches ein gänzlicher Widerspruch ist. Eben so wird der Begriff eines Weltschöpfers und Weltregenten aufgelöst und vernichtet, sobald man ihn vervielfältigen will, sowie die Eigenschaften, welche mit demselben ausgesagt sind. Wer das All' macht, muß allmächtig und allwissend sein, und wer das All' erhaltet, muß mit Allmacht und Allwissenheit allen Dingen nahe sein. Nun würde aber die Allmacht des Einen Gottes, die des Anderen beschränken, und könnte daher keinem zukommen. Eben so könnte der Eine Gott nicht wissen, was die Macht des Anderen wirkt, als bloß durch beschränkte Erfahrung, und was der Eine wirken werde, wäre dem Anderen ganz unbekannt. Damit wäre auch keinem möglich durch seine Macht und Erkenntniß allen Dingen nahe zu sein.

Da ferner Gott als Weltregent nur aus- und zum Ziele führt, was er als Schöpfer grundgelegt hat, so müßten demjenigen die Eigenschaften eines Weltregenten fehlen, der die eines Schöpfers nicht hätte. So kann z. B. die absolute Gerechtigkeit nur einem allmächtigen und allwissenden Wesen zukommen etc. So löst sich das ganze göttliche Wesen durch Vervielfältigung auf, und das ist der Widerspruch, der den ganzen heidnischen Polytheismus und jeden Dualismus zur Lüge macht, und daß sie die

Menschen eine Zeit lang für Wahrheit halten konnten, beweist nur, was Paulus beweisen will, nämlich wie sehr ihre Intelligenz der Erlösung bedurfte.

3. Diese Verirrung der Intelligenz ist aber nach Paulus eine Folge des sittlichen Abfalls von Gott. Er widerspricht also entschieden der Meinung, daß der Polytheismus nur das natürliche Erzeugniß des Kindheitszustandes der Menschheit sei, so daß er als der erste und nothwendige Schritt zur nachherigen Bildung der Menschen angesehen werden müßte. Natürlich ist allerdings der Polytheismus, allein nur dem gottlos gewordenen, mit seinem Sinne dem Irdischen und Nichtigen zugewandten Geschlechte, insofern demselben nicht eine fortdauernde außerordentliche Kundgebung des höchsten Wesens zu Theil wird. Einer solchen Kundgebung hatte aber seit dem Auseinandergehen der Völker nur Eines sich zu erfreuen. Die andern Völker überließ Gott eine Zeit lang den Folgen ihrer Sünde, damit das Elend, welches ihre Ungerechtigkeit durch Niederhaltung der Wahrheit erzeugte V. 18, auch das Bedürfniß nach Rechtfertigung durch höhere Hilfe erwecke. Der Ursprung des Polytheismus ist also dieser *):

Der Abfall von dem wahren Gott hatte den Geist des Menschen verfinstert und der niedern Sinnlichkeit, statt der mit Gott verbundenen Vernunft, die Herrschaft eingeräumt. Dabei blieb aber doch die menschliche Natur ein, wenn auch getrübtes, Ebenbild Gottes, und das Gefühl der Gottheit, so wie das Bedürfniß in einem religiösen Verhältnisse zu stehen, konnte nur bei solchen ganz absterben, deren geistige Entwicklung sich nicht über das Thier erhob. Die menschliche Natur will und muß einen

---

*) Adalbert Maier, Comm. z. Römerbrief S. 68.

Gott haben, in ihrem Abfalle von dem wahren zog sie aber die Idee der Gottheit in die Endlichkeit herab, und verwechselte das Mittel der Gotteserkenntniß mit Gott selbst, und machte es zum Abgott. Wie aber im Reiche der Endlichkeit sich alles zersplittert, so zersplitterte sich auch der Gegenstand der göttlichen Verehrung, während einige höher Gebildete die ganze Creatur für die Gottheit hielten und so in den Pantheismus verfielen. Wird das vermeintliche Göttliche abgebildet und dann das Bild für das Abgebildete genommen, so entsteht die sogenannte Idololatrie. Ist das für Gott Gehaltene ein Thier, so ist die Abgötterei Thierdienst, der besonders in Aegypten herrschte und den Paulus im Auge zu haben scheint; ist es aber der Mensch, so haben wir jene Menschenvergötterung der Griechen und Römer, wobei auch die sittlichen Schwächen und Leidenschaften leicht so sehr auf die Götter übertragen werden, daß man sogar durch die unsittlichsten Greuel glaubt sie ehren zu können und zu sollen. Eine solche Religion ist dann natürlich auch nicht geeignet, die sinnlichen Lüste im Zaume zu halten. So entsteht jene Lasterhaftigkeit, die Paulus im Folgenden schildert.

§. 10.

Sittliche Verdorbenheit der Heiden.

„Darum überließ sie Gott schändlichen Lüsten.“ (I. 26.)

In dem Folgenden entwirft der Apostel ein schreckliches Bild von der sittlichen Versunkenheit der Heiden, wornach nicht nur der natürliche Trieb, dem die Thiere folgen, zügellos waltete, sondern auch widernatürliche

Gräuel verübt wurden, die reine Bosheit sind. Dabei will aber natürlich Paulus nicht sagen, daß jeder Heide alle diese Laster verübt habe. Er spricht von den Früchten des Heidenthums im Allgemeinen, gibt aber im 3. Kap. selbst zu, daß Einige das natürliche Sittengesetz einigermaßen beobachtet haben. Es sind hier zwei irrige Ansichten zu vermeiden. Die eine nimmt an, daß in der Heidenwelt gar nichts Gutes, und selbst die scheinbaren Tugenden nur glänzende Laster gewesen seien. Die andere bestünde darin, daß man das Gute unter den Heiden als zur Beseligung hinreichend erachten und die allgemeine Erlösungsbedürftigkeit läugnen wollte. Wir heben also zunächst das Gute in der Heidenwelt hervor und zeigen dann noch etwas ausführlicher als Paulus ihre Lasterhaftigkeit.

1. Bessere Seite *) des Heidenthums.

Unter den kirchlichen Schriftstellern ist der Kirchenvater und hl. Märtyrer Justin in der Mitte des zweiten Jahrhunderts der erste, welcher das Gute auch im Heidenthum anerkannte, und auch dort eine nicht immer unfruchtbare göttliche Wirksamkeit zur Vorbereitung des Christenthums fand. Er anerkennt in seiner ersten Apologie c. 44—46, daß auch bei den griechischen Philosophen sich viele Wahrheiten finden, und lehrt, daß der Keim der Vernunftmäßigkeit (*λογος σπερματικος* — *σπερμα του λογου*) von der absoluten Vernunft, dem göttlichen *λογος*, allen Seelen eingepflanzt worden, und so sei es unter Benutzung alter Ueberlieferungen und unter äußeren Einwirkungen auch der heidnischen Welt mög-

*) Diese ist, jedoch mit Uebertreibung, hervorgehoben in der Schrift von J. A. Sepp: „Das H e i d e n t h u m und dessen Bedeutung für das Christenthum." 2 Bde. Vergl. darüber Stiefelhagen in der Wiener Theol. Zeitschr. 1854. 2. Heft.

lich gewesen, Gott einigermaßen zu erkennen und Tugend zu üben. Er trägt kein Bedenken, diejenigen Männer, welche dankbar diese ihre inneren natürlichen Anlagen benutzten, als Verehrer des λογος zu bezeichnen und geradezu Christen zu nennen, wie den Heraklit und Sokrates. Durch solche Anerkennung des Göttlichen, das sich auch im Heidenthum nicht gänzlich verloren hat, war der innere Zusammenhang der neuen christlichen Welt mit der alten ins Bewußtsein getreten; die Schätze der klassischen Litteratur waren geöffnet und auch den Christen zugängig geworden, ein Umstand, der für die Bildung der christlichen Wissenschaft und die Vertheidigung der neuen Religion von unberechenbarem Einflusse sein mußte" *).

Im Einzelnen bemerken wir Folgendes:

a) Die Heiden hatten, wenn auch in Form des Götzendienstes und des Aberglaubens, doch immer noch Religion. Es war dadurch die Abhängigkeit von etwas Höherem anerkannt. Der menschliche Wille sah sich eine höhere Richtschnur gegeben, und konnte zum so nothwendigen Bewußtsein der eigenen Schuld und Sünde gelangen. Dieses Bewußtsein drückte sich aus im überall verbreiteten Opferkultus, und dadurch gab sich die Sehnsucht kund, mit der beleidigten Gottheit wieder in friedliche Verbindung zu treten. Das war von hohem Werthe.

*) Diese Stelle aus Möhlers Patr. 220, sowie seine „Betrachtungen über den Zustand der Kirche im 15. Jahrh." (Gesammelte Schriften und Aufsätze 2 Bde. p. 1 ff.) beweisen, daß Möhler über die Benutzung des klassischen Alterthums ganz andere Ansichten hatte, als Franzosen, wie Gaume in seinem Ver rongeur. Vergl. Möhlers Symbolik §. 7. — Wie zwar nicht ausschließlich, aber vorherrschend das Judenthum die positive, das Heidenthum aber die negative Vorbereitung des Christenthums, und Christus der Mittelpunkt der ganzen Geschichte ist, zeigt schön der protestantische Theolog und amerikanische Missionär Phil. Schaff, in seiner „Geschichte der apostolischen Kirche" S. 141 ff.

b) Die heidnischen Völker lebten in einer gesellschaftlichen Vereinigung, im Staatsverbande, welches ohne Religion nicht möglich war. Daher hatten die Nationen ihre Gottheiten, deren Schutze das Gemeinwesen anvertraut war, denen Tempel errichtet und zu welchen Gebete empor gesandt wurden. Dieser Zug der Menschen, sich zu vereinen, ist in seinem Grunde wahrhaft religiös, und ein Beweis, daß auch in der Heidenwelt der Mensch nicht durch und durch böse (totus malus) gewesen sei. Dann hätte er keinen Trieb nach Gemeinschaft gefühlt, und alle hätten sich im wilden Kampfe aufgerieben. So aber bildete sich ein geordneter, wenn auch ein unvollkommener, Rechtszustand aus, welchen das Reich Gottes als Grundlage bedarf.

c) Wenn man die verschiedenen heidnischen Religionen betrachtet, so zieht sich noch immer eine Spur des ursprünglichen Monotheismus durch dieselben hindurch. Es zeigt sich z. B. diese Spur in dem Tien (Himmel) der Chinesen, dem Parabrahma der Indier, der noch über dem Ormuzd und Ahriman stehenden unbegränzten Zeit (Zeruane Akarene) der Perser, dem Vater der Götter und Menschen und dem noch höheren Fatum der Griechen und Römer ꝛc. Damit war immer noch der Geistesblick auf eine dunkle Region gerichtet, in welcher nur ein neues Licht aufzugehen brauchte, um sogleich den wahren Vater des Weltalls zu erkennen, und in die wahre Heimat des Menschengeistes zu schauen.

d) Die Religionen der Heiden hatten nicht nur eine Seite, nach welcher sie allerdings die Unsittlichkeit mehr beförderten als hemmten, sondern auch eine solche, die achtbare Erscheinungen hervorbrachte. Nach der chinesischen Theokratie soll der Kaiser nur Gottes Stimme hören und das Organ derselben für das ganze Volk, die

Familie des Fürsten, werden. Alle Uebel und Drangsale, die die Bürger dieses patriarchalischen Reiches treffen, werden als göttlich verhängte Strafen betrachtet, die zur Buße auffordern. Die Lehre der Hindus von einer Präexistenz der Geister, die von Gott wegen ihrer Sünden auf diese Erde verstoßen seien, spricht ein tiefes Gefühl der Entfernung von Gott aus. Darnach wird das ganze menschliche Leben als eine von Gott gnädig verliehene Frist zur Reinigung und Läuterung betrachtet. Daher jene Büßungen, welche von einer erstaunenswürdigen Willenskraft zeugen (während freilich eine andere Seite des indischen Kultus in einem Versinken in die ausgelassenste Sinnlichkeit besteht). Wenn übrigens der etwa 900 Jahre vor Christus lebende indische Drama-Dichter Kalidas in dem sogenannten Schicksalsring Charaktere zu zeichnen vermag, wie derjenige der Sakuntala ist, so zeigt sich deutlich, daß man Unschuld und natürliche Tugend sowohl kannte, als auch zu schätzen wußte *).

Die persische Lehre von dem fortdauernden Kampfe zwischen dem guten und bösen Reiche des Ormuzd und Ahriman, wornach sich das Gute aus der Gefangenschaft des Bösen zu befreien strebt, konnte angestrengte Thätigkeit für das, was die Vernunft forderte, erzeugen, und nährte den Abscheu gegen das Böse. Ueberhaupt findet man im Alterthum überall ein Suchen nach Wahrheit, und wenn sie auch nicht gefunden wurde, so ist doch die Sehnsucht darnach hoch anzuschlagen. Ebenso finden sich unendliche Abstufungen von sittlichen Charakteren, vom häßlichsten Scheusale bis zur rührenden Frömmigkeit hinauf, welches beweist, daß das Ebenbild Gottes im Menschen zwar allgemein verdunkelt war, der Mensch

*) Sieh die deutsche Uebersetzung von Pfarrer Hirzel.

aber doch nicht nur noch eine Freiheit zum Sündigen hatte. Endlich sahen auch viele höher Gebildete die Thorheit des Götzendienstes ein, und wenn sie auch nur negativ den Glauben an Thorheiten zu erschüttern vermochten, so hatten sie doch auch damit der Wahrheit den Weg gebahnt. Sokrates und Plato sprachen sogar positiv Manches aus, welches im Christenthum Bestätigung und Gewißheit fand; ebenso Seneka und Cicero. Die Seelenstärke des Sokrates, die Wahrhaftigkeit und Keuschheit des Xenocrates, die Mäßigkeit des Zeno, die Gerechtigkeit des Aristides, die Großmuth des Camillus, die Treue und Unbestechlichkeit des Fabricius sind offenbar nicht nur glänzende Laster, wie die Reformatoren behaupteten, sondern wirkliche Tugenden, die sich auch für Christen ziemen.

2. All dieses Bessere, welches sich auch im Heidenthum findet, reichte aber doch nicht hin, vor Gott ohne Christus Jemanden als gerechtfertigt hinzustellen; und eben so wenig vermochten einzelne Ausnahmen den sittlichen furchtbaren Zerfall im Allgemeinen zu hemmen oder aufzuheben. Hievon im Folgenden: *)

a) Vorerst herrschte großer Aberglauben und Unglauben. Plutarch, einer der edelsten Platoniker und größten Menschenkenner des Alterthums, schildert den ersten in seiner Schrift: Ueber den Aberglauben (περι δεισιδαιμονιας) und den zweiten in seinem „Beweis, daß man nach Epikur nicht glückselig leben könne."

Es ist ein wahres Wort: „Ein jeder Mensch als Mensch hat das Bedürfniß Christ zu werden", d. h. das Wesen und die Bestimmung des Menschen ist ihm an-

*) Vergl. Tholuk über das Wesen und die sittlichen Einflüsse des Heidenthums, besonders unter den Griechen und Römern in Neanders Denkw. 1 Bd.

erschaffen, wird aber erst im Christenthum klar und erreicht. Wird nun jenes Bedürfniß nicht durch wahren Glauben befriedigt, so entsteht bei weicheren Seelen der Aberglaube, bei härteren aber der Unglaube. Einer befördert den Andern. Daher sagt Plutarch (**De Iside et Osiride** c. 67.) „Die Einen verfielen in Aberglauben, Andere aber, welche den Sumpf des Aberglaubens zu meiden suchten, stürzten von der anderen Seite in den Abgrund des Unglaubens.“ Der dem Göttlichen im Innern entfremdete Mensch läugnet entweder die Realität dessen, das ihm fehlt, oder er fühlt sich gedrungen, eine Verbindung mit demselben aufzusuchen. Da ihm aber der wahre Sinn für das Heilige fehlt, so erscheint ihm das Göttliche nur unter dem Gesichtspunkt der Macht und Willkühr, und erzeugt das Gefühl des Schreckens und der Furcht vor Gottes Zorn. Statt aber im Sittlichen den Grund des Gefühls solcher Gottentfremdung zu suchen, glaubt er durch äußere an sich gleichgültige Handlungen die Gottheit beleidigt zu haben, und sucht die zürnende Macht durch ebenso äußerliche Mittel zu versöhnen. Darin besteht der Aberglaube, der aber eine doppelte Form hat.

Bei dem einen versagt sich der Mensch jede Lust und verabscheut in seiner Angst grobe Sünden, flieht aber auch jedes unschuldige Vergnügen, das ein Kind Gottes dankbar aus der Hand eines himmlischen Vaters annehmen würde. Es gibt aber auch einen Aberglauben, der sich die Sache leicht macht und bei den gröbsten Lastern sein Gewissen durch bloß äußerliche, oft sehr leichte Werke beschwichtigt, und so der Sünde zur Stütze dient. Beide Richtungen fanden sich bei den Heiden. Besonders die erste Art schildert Plutarch sehr psychologisch, indem er sagt: „Jedes geringe Uebel wird dem Abergläubigen ver-

größert durch die schreckenden Gespenster seiner Angst. Er sieht sich als einen den Göttern verhaßten Menschen an, den sie mit ihrem Zorne verfolgen. Er wagt kein Mittel zur Abwehr von Uebeln, aus Furcht den Göttern zu widerstreben. Der Arzt, der tröstende Freund wird abgewiesen. Er ruft: Laßt mich den Verfluchten, allen Göttern Verhaßten meine Strafe leiden! Er sitzt vor der Thüre in einen Sack oder Lumpen gehüllt, wälzt sich oft nackt im Koth und bekennt seine Sünden (und welche?), daß er dieses gegessen oder getrunken, daß er diesen Weg gegangen, welchen die Gottheit nicht erlaubt habe. Selbst beim Gottesdienste und den Festen der Götter kann der Abergläubige sich nicht freuen. Er betet mit zitternder Stimme und opfert mit Beben. Wenn Pythagoras schön sagt: am wohlsten ist uns, wenn wir zu den Wohnungen der Götter wallen, so geht der Abergläubige dahin, wie in Drachenhöhlen. Nicht einmal im Schlafe findet er Ruhe, stets wacht seine Furcht." Ein so unglücklicher Zustand, wie er hier geschildert wird, bedurfte wohl der Erlösung.

Diese konnte aber nicht vom Unglauben kommen, denn auch dieser bedarf ihrer und macht den Menschen nicht weniger unglücklich, vielmehr zerreißt er noch vollends den Zügel unordentlicher Sinnlichkeit und der Leidenschaft, der noch in der Furcht des Abergläubigen liegt. Beim Aberglauben wird wenigstens ein Bedürfniß nach etwas Höherem rege gehalten, beim Ungläubigen aber wird dieses so viel möglich erstickt. Der Ungläubige ist elender als er selbst weiß, indem er das Glück des wahrhaft Frommen nicht kennt, und „eben wegen des Nichtwissens um sein Elend, sagt Plutarch, ist er um so unglückseliger, wie auch der Wahnsinnige deßwegen für am unglückseligsten gehalten wird, weil er über sich selbst lacht,

während Andere über ihn weinen.“ Weil aber der Unglaube der menschlichen Natur widerspricht, so kann er auch nie allgemein werden, und wird in der menschlichen Gesellschaft zur Heuchelei gezwungen. „Er erheuchelt, sagt Plutarch (c. 22), Gebet und Anbetung aus Furcht vor der Menge, und er spricht Worte aus, die seiner Ueberzeugung entgegen sind.“ Wohl sahen viele Gebildete das Unhaltbare der alten Religion ein, aber dabei suchten die Einen, wie etwas später Lucian, durch frivole Witze alle Religion lächerlich zu machen (Voltäre), andere verfielen in Skeptizismus und hielten jedes Forschen nach Wahrheit für eitle erfolglose Mühe. In ihrem Sinne sprach Pilatus: „Was ist Wahrheit?“ Manche bewahrten zwar noch eine Art von Gottesglauben, allein es war ein todter Deismus, der zwar das Dasein einer Gottheit nicht läugnet, allein diese doch so viel als möglich in die Ferne, in den Hintergrund stellt, eine Gottheit, die alles gehen läßt, wie es geht, ohne in einer lebendigen Verbindung mit der Welt und der Menschheit zu stehen. Ein solcher Gott ist weder heiliges Vorbild für das sittliche Leben, noch erweckt er das Gefühl der Schuld, noch ertheilt ein solcher Glaube belebende Kraft zur Heiligung.

Tiefere Geister, welche in der Welt einen alles beseelenden Geist ahneten, verfielen in das entgegengesetzte Extrem eines Gott und die Welt vermischenden Pantheismus, welcher wohl das Gefühl der Größe Gottes und der eigenen Nichtigkeit, nicht aber Liebe Gottes und Ehrfurcht vor seiner Heiligkeit zu erzeugen vermochte.

Die Weisheit eines Cicero ist allerdings unter damaligen Umständen hoch zu schätzen. Er weiß in seinem schönen Büchlein de officiis seinem Sohne über die Pflichten Lehren zu ertheilen, die meistens auch ein Christ

billigen muß. Aber doch fehlt dem Ganzen Glaube, Liebe und Hoffnung in dem Sinne, in welchem diese Tugenden das Band zwischen Gott und den Menschen bilden. Der Blick geht in den Beweggründen und im Ziel nicht über diese Welt, über den Vortheil und wahren Nutzen des irdischen Lebens hinaus. Von der Zierde aller Tugenden, von der Demuth, ist in der ganzen Schrift keine Rede, sondern vielmehr das Streben nach eitlem irdischem Ruhme empfohlen.

Der Tyrannenmord wird als die herrlichste That gepriesen, selbst wenn er von einem familiaris, von einem Hausfreunde, wie von Brutus an Cäsar verübt wird. Wie kraftlos und trostlos aber eine solche Moral sei, die nicht auf Gott, nicht auf ein religiöses Fundament aufgebaut ist, sieht man an Cicero selbst, wenn er im Unglücke ist. Kaum hat der verweichlichte Ovid am Pontus-Euxinus elender gejammert, als Cicero in den Briefen, die er aus der Verbannung an seine Frau Terentia schreibt. Sie sind voll Zärtlichkeit gegen die Gattin, aber auch voll kleinmüthiger Verzweiflung, welche ein Weib vollends hätte niederdrücken müssen, wenn es nicht größer gedacht hätte, als der winselnde Philosoph. Diese so zärtlich hier behandelte Frau, die ihm Trostbriefe ins Exil schrieb, verstieß Cicero nach seiner Heimkunft, als hätte sie für das Hauswesen nicht gehörig gesorgt, und heirathete die Publia, um mit ihrem Vermögen seine Schulden zu bezahlen.

Weder der Aberglaube noch der Unglaube, noch die Philosophie der Heiden war geeignet, dem immer mehr einreißenden sittlichen Verderbniß Einhalt zu thun, und wirklich hatte dieses bis zur Erscheinung Christi bei Griechen und Römern eine Schauder erregende Höhe erreicht.

b) Wir belegen die dießfallsigen Andeutungen des Apostels Paulus mit einigen geschichtlichen Thatsachen.

α. Der Lingam- oder Phallusdienst. Da die heidnischen Religionen das Göttliche in das Naturleben herabzogen, so wurden auch die Hauptakte des Naturlebens, der Tod und die Erzeugung, ein Hauptgegenstand der religiösen Verehrung. Besonders geschah dieses bei den Indiern. Die abendländischen Völker aber beschränkten sich dießfalls auf die Verehrung der Zeugungskräfte. Daraus entstand jener abscheuliche Phallusdienst, die Verehrung der Geschlechtstheile in allen Culten des Alterthums. Hiemit war verbunden, daß alles, was die befleckteste Phantasie erdenken mag, als Thaten der Götter selbst erzählt, und mit entsprechenden Reden, Gesängen und Thaten die religiösen Feste begangen wurden. Was die Ehrbarkeit eines Christen kaum zu nennen gestattet, wurde als Gottesdienst betrieben. Es läßt sich denken, was dieses voraussetzt, und was es zur Folge haben mußte. Dahin gehören namentlich die Thesmophorien und Bachanalien, jene zu Ehren der Gesetzgeberin Ceres, diese zu Ehren des Bachus, des Ideals aller Lüderlichkeit und Ausgelassenheit. Huren und geschändete Knaben wurden zu Göttern erhoben und angebetet. Die Maler- und Bildhauerkunst trat in den Dienst der wollüstigsten Sinnlichkeit. Unter solchen Verhältnissen ist es begreiflich, daß jener Trieb, der beim Menschen nicht wie bei den Thieren unter die Herrschaft des Instinkts, sondern unter die Herrschaft der Vernunft gestellt ist, nicht nur ganz zügellos im Leben, sondern auch von einer ganz verdorbenen Phantasie zu den von Paulus angedeuteten unnatürlichen Lastern geleitet wurde.

β. Früchte im Leben. Das heilige Band der Ehe, das Mann und Weib zur Erreichung ihrer zeitlichen und

ewigen Bestimmung in eine unzertrennliche Lebensgemeinschaft vereinigt, war den spätern Griechen unbekannt, während noch der Odysse Homers die eheliche Treue als Hauptidee zu Grunde liegt. Die spartanische Gesetzgebung ordnete zwar die Monogamie an, allein nur zum Zwecke tüchtige Staatsbürger zu erhalten. Wenn dieser nicht mehr erreicht werden konnte, war die Trennung der Ehe oder der Austausch der Weiber erlaubt. So trieben nicht nur das griechische Volk, sondern selbst die Staatsmänner desselben die schamloseste Unzucht. Für einen Alzibiades z. B. war es kein Hinderniß, an die Spitze des Staates zu kommen, daß er in dieser Beziehung ganz zügellos war. Wohl schämte er sich vor seinem Lehrer Sokrates, allein dennoch vermochte nichts, als die noch heftigere Leidenschaft des Ehrgeizes hie und da seine Sinnlichkeit zu zügeln. Eine Menge ausgelassener Dichter feierte und förderte die Unzucht. Charakteristisch für die griechischen Sitten ist die Stellung, welche die sogenannten Hetären in der Gesellschaft einnahmen. Während sonst das weibliche Geschlecht keine geistige Bildung erhielt und kaum mehr geachtet wurde, als das Hausgeräth, widmeten sich die Buhlerinnen den Wissenschaften und Künsten. Sie besuchten die Schulen der Philosophen und hielten selbst Schulen, in denen Jünglinge in der Beredsamkeit und Mädchen in der Buhlkunst unterrichtet wurden. Sogar die Staatsangelegenheiten wurden oft von solchen Dirnen geleitet, und selbst Sokrates verschmähte es nicht, die Vorträge der Apsasia, der Hetäre des Perikles, zu hören.

γ. Gehen wir zu den Römern über, so finden wir in den ersten Zeiten derselben ein viel keuscheres Leben, als bei den Griechen, und manche rohe Tugend, die ein Erzeugniß des magna pati et facere war. Allein zur

Zeit, als das Christenthum in die Welt eintrat, hatte die römische Sittenlosigkeit selbst die der Griechen überboten. Bekannt ist die Stelle von Salust (Bell. Cat. c. 13.) „Die Lust zur Unzucht und Hurerei aller Art ist eingerissen. Männer werden als Weiber gebraucht, Weiber stellen der Entehrung sich bloß. Man schläft eher, als das Bedürfniß dazu da ist. Weder Hunger noch Durst, weder Kälte noch Müdigkeit wird erwartet, allem kommt man durch Schwelgerei zuvor.“ Von der Zeit des Augustus sagt Livius (Præfat.): „Durch Tugenden ist Rom gewachsen bis jetzt, wo wir weder unsere Laster noch deren Gegenmittel ertragen können.“ So traurig schon die Sittengemälde aus der letzten Zeit der Republik sind, so läßt man sie noch hingehen, wenn man auf die satanischen Rasereien zur Kaiserzeit hinblickt, welche der Apostel Paulus noch nicht kannte. Wir können sie hier nicht schildern und führen nur noch eine Stelle aus Seneka (de ira L. II. c. 8) an: „Alles ist voll von Verbrechen und Lastern, es wird mehr begangen, als was durch Gewalt geheilt werden könnte. Ein ungeheurer Streit der Verworfenheit wird gestritten. Täglich wächst die Lust zur Sünde, täglich sinkt die Scham. Verwerfend die Achtung vor allem Besseren und Heiligen stürzt sich die Lust, wohin es sei. Das Laster verbirgt sich nicht mehr. Es tritt vor Aller Augen. So öffentlich ist die Verworfenheit geworden, und in allen Gemüthern ist sie so sehr aufgelodert, daß die Unschuld nicht mehr selten, sondern keine ist.“ So spricht der Lehrer Neros, und ein solcher Lehrer vermochte nur ein Mordungeheuer zu bilden. Nach allem diesem wird man die Schilderung des Apostel Paulus begreifen, und die Stelle verstehen: Gott überließ sie schändlichen Lüsten.

Gerne wendet der Christ seinen Blick von den Gräueln

des Heidenthums hinweg, und wenn auch in der christlichen Gesellschaft noch manche Spuren derselben gefunden werden, so müssen sie sich doch verbergen, und Jedermann verabscheut sie. Der wahrhaft Wiedergeborne aber dankt seinem Erlöser für die Befreiung von den furchtbarsten Fesseln, die es für den menschlichen Geist geben kann.

§. 11.

Sittliche Verdorbenheit der Juden.

> Du rühmest dich des Gesetzes, entehrest aber Gott durch Uebertretung des Gesetzes. (II., 23.)

Diese Worte bezeichnen den sittlichen Zustand der Juden, den der Apostel im zweiten Kapitel schildert, und dann im dritten unter Vergleichung mit den Heiden selbst aus dem Alten Testament begründet. Er zeigt, daß auch die Juden strafbar seien, indem sie das positive Gesetz, wie die Heiden das natürliche übertreten, da doch nicht das Gesetz und die Beschneidung an sich, sondern tugendhafte Gesinnung und aus ihr hervorgehende Werke dem Menschen vor Gott einen wahren Werth geben. In den Augen der Juden galten vorzugsweise die Heiden als Sünder, und die besseren Heiden mochten wohl ebenfalls im Gegensatz zu den lasterhafteren zur Selbstüberhebung geneigt sein. Der Apostel sagt daher zunächst im Allgemeinen, daß zu einer solchen gar Niemand, und dann V. 17 insbesondere auch der Jude keine Ursache habe.

In näherer Ausführung des letzten Gedankens zeigen wir, daß selbst die besseren Juden große Mängel hatten,

daß es ein falsches Judenthum gab, und daß besonders zur Zeit Christi der religiös sittliche Zustand der Juden ein sehr trauriger war.

1. Der Stammvater des jüdischen Volkes steht in moralischer Beziehung hoch, und sein gläubiges Vertrauen auf die göttlichen Verheißungen und sein darauf gegründeter Gehorsam wurde ihm zur Gerechtigkeit angerechnet, aber doch wich auch er z. B. in Beziehung auf die Ehe von der ursprünglichen Anordnung Gottes ab. Bei seinen Enkeln sehen wir sogar an dem besseren Bruder, an Jakob, den Keim jener Laster, die dem jüdischen Volke bis auf den heutigen Tag besonders eigen sind, nämlich Habsucht und Betrug. Von den Söhnen Jakobs, mit Ausnahme von Joseph und Benjamin, meldet die heil. Geschichte die größten Verbrechen, und sogar Moses, der einen Aegyptier im übergroßen Eifer erschlug, wankte selbst nach seiner wunderbaren göttlichen Sendung im Vertrauen auf Gott und wurde strafbar. David, der Hauptverfasser der gottbegeisterten Psalmen, hatte wegen Mord und Ehebruch Buße zu thun, und selbst der weise Salomon läßt sich durch fremde Weiber zur Abgötterei verführen. Wenn so die Hauptorgane der alttestamentlichen Offenbarung vor Gott nicht bestehen würden ohne den auch für sie bestimmten Erlöser, so läßt sich begreifen, daß Gott durch die übrigen Propheten so oft über die Bosheit und Treulosigkeit des ganzen jüdischen Volkes klagt z. B. Jes. I.

2. Unter dem falschen Judenthum *) verstehen wir jene theoretischen und praktischen Richtungen, welche mit der positiven Offenbarung des Alten Testaments im Widerspruch stehen. Dahin gehört zunächst der Götzen-

*) Sieh Staudenmaier Dog. IV. Bd. S. 214 ff.

dienst, dem sich in verschiedenen Zeiten viele Juden ergaben. In Aegypten huldigten die meisten den dortigen Götzen, und beteten in der Wüste das goldene Kalb an. Am Ende der Wanderschaft dienten sie dem moabitischen Wollustgötzen Beelphegor, und später den syrischen Gottheiten Baal und Astarte (letztere ungefähr was Diana) ꝛc. Wie das Verhältniß der Israeliten zu Jehovah einer geistigen Ehe im Alten Testamente verglichen wird, so nennt es die Abgötterei Ehebruch und Hurerei.

Eine zweite Form des falschen Judenthums ist der Antinomismus, der jede von Gott gegebene priesterliche und gesetzliche Ordnung verwarf, und alles Göttliche in die Gemeinde verlegte. In diesem Sinne empörte sich eine Partei gegen Moses IV. M. XVI. 1. und dieser Pantheismus, welcher die Gottheit und das Volk identifizirt, hat sich später noch oft wiederholt.

Die weiteren Formen des falschen Judenthums waren die zur Zeit Christi noch bestehenden Sekten der Juden, die Pharisäer, die Sadduzäer und Essäer. Bei den Pharisäern zeigte sich ein Abfall vom Geiste zum Buchstaben, von der göttlichen Wahrheit und dem göttlichen Gesetze zu menschlichem Witze und Satzungen menschlicher Willkühr, von innerer Gottesverehrnng zur Heuchelei und Scheinheiligkeit. Während das Gesetz und die Propheten zu Christus hinführen wollten, wirkte der Pharisäismus diesem Ziele entgegen und führte nothwendig zur Verfolgung Christi und seiner Sache.

Die Sadduzäer bildeten einen Gegensatz zu der geschilderten Buchstabenknechtschaft. Diese größtentheils dem irdischen Wohlleben ergebenen reichen Leute bildeten die aufgeklärten Ungläubigen der Nation, ließen sich das pharisäische Joch nicht auflegen, warfen aber damit auch den höheren Sinn der Propheten weg, und läugneten

sogar die Unsterblichkeit der menschlichen Seele, wornach diese nach dem Tode nichts mehr zu hoffen oder zu fürchten hätte. Damit war das Fundament aller Gottesfurcht und wahren Moralität hinweg genommen.

Viel achtungswerther als beide genannten ist die Sekte der Essäer, die sich von der übrigen Gesellschaft absonderten und in stiller Zurückgezogenheit ein ziemlich frommes und ehrbares Leben führten, jedoch mit hochmüthigem Separatismus auch viele abergläubige Gebräuche verbanden, dem Fatalismus huldigten und der sonderbaren Meinung waren, daß die Menschenseelen aus der Höhe des reinen Aethers herabgestiegen und in die Leiber eingekerkert worden seien.

Endlich gehört zum falschen Judenthum noch der talmudische Rabbinismus, in welchem der Pharisäismus sich fortsetzte und die Kluft zwischen seinen menschlichen Phantasiegebilden und der jüdischen Offenbarung immer mehr erweiterte. Was die Rabbinen im Talmud gesagt haben, sollte die gleiche Glaubenspflicht auferlegen, wie das Gesetz Mosis, und doch kommen namentlich seit der Zerstörung Jerusalems darin eben so thörichte, als völlig gotteslästerliche Lehren vor.

So wird gesagt, welche räumliche Ausdehnung Gott habe, womit er sich in jeder Stunde des Tages beschäftige, daß er in der Bibel und im Talmud studire, mit Rabbinen disputire, und sogar überwunden werde, daß er sich selbst über seine Handlungen und Zulassungen, besonders seit der Zerstörung des jüdischen Tempels, anklage und bereue, Unrecht dem jüdischen Volke gethan zu haben rc.

3. Was nun den religiössittlichen Zustand des Volkes im Allgemeinen zur Zeit Christi und der Apostel betrifft, so kann er schon deßwegen nicht hoch gestanden haben, da

es in dieser Beziehung ganz unter der Leitung der Pharisäer und Sadduzäer stand, aus denen auch der hohe Rath zusammengesetzt war. Daher klagt auch der Heiland: „Jerusalem, die du die Propheten mordest, und steinigest die, welche zu dir gesandt werden; wie oft wollte ich deine Kinder versammeln, wie eine Henne ihre Küchlein unter ihre Flügel versammelt; du aber hast nicht gewollt.“ Ja wenn man nur bedenkt, daß das versammelte Volk den Mörder Barrabas losbitten, hingegen das „kreuzige“ über Jesus schreien konnte, so ist begreiflich, daß es den Städten Sodoma und Gomorrha erträglicher gehen wird, als diesem verderbten Geschlechte. Matth. X. 15. XI. 21 ff. Die große sittliche Versunkenheit der jüdischen Nation zeigte sich aber besonders im jüdischen Kriege, in welchem Gräuel verübt wurden, über die sich selbst die heidnischen Römer entsetzten. Bei der Schilderung derselben setzt Jos. Flavius *) hinzu: „Mein Gefühl vermag ich hierüber nicht auszusprechen. Ich glaube, wenn die Römer die Rache nicht beschleunigt hätten, würde die Stadt entweder von der Erde verschlungen oder überschwemmt, oder wie Sodoma vom Blitze verzehrt worden sein. Denn das gegenwärtige Geschlecht war viel ruchloser als jenes.“

Man sieht aus diesem und dem vorigen §., daß nicht ohne Grund Johannes der Täufer an alle Juden, und Christus an alle Menschen die Einladung zur Buße richtete, und Paulus Röm. III. 23. sagen kann: „Alle haben gesündigt und ermangeln des Ruhmes von Gott.

---

*) Gesch. des jüd. Kr. v. Gfrörer II. S. 147.

Rekapitulation*) und Vervollständigung der Hauptgedanken in den drei ersten Kapiteln.

Die Heiden konnten Gott aus der Natur erkennen. Das thaten sie nicht, und darum sind sie in Laster gefallen. I. 18 — 32.

Darum haben aber die Juden keine Ursache sich besser zu dünken, denn auch sie sind derselben Vergehungen schuldig. II. 9.

Daraus folgt: Juden und Heiden sind strafbar, wenn sie lasterhaft, beide der Belohnung würdig, wenn sie tugendhaft sind. Vor Gott ist kein Unterschied zwischen ihnen. II. 12.

Die Heiden haben zwar kein geschriebenes Gesetz; aber dafür haben sie das Gesetz der Natur und des Herzens, welches sie leiten kann. II. 16.

Die Juden hatten ein geschriebenes Gesetz, aber machten sich seine Leitung nicht zu Nutze. II. 21.

Wenn sie auf die Beschneidung ihre Vorzüge bauen, so ist auch diese nichts ohne Beobachtung des Gesetzes. Ueberhaupt aber ist die Beschneidung des Fleisches mit jener des Herzens gar nicht zu vergleichen. III.

Die Juden mögen sich zwar der Ehre rühmen, daß Gott seine Offenbarungen bei ihnen hinterlegte; allein auch das dient nur dazu, ihre Unfolgsamkeit gegen dieselben zu beschämen. III. 21.

---

*) Nach Hug's Einleitung II. Bd. S. 342.

§. 12.

Ursünde und Erbsünde.

Durch Einen Menschen kam die Sünde in diese Welt und durch die Sünde der Tod; auf alle Menschen ist der Tod übergegangen, indem alle Sünder wurden. V. 12. vergl. mit V. 19.

Der Apostel schildert vom **III. 21.** bis **V. 11.** sofort das neue Rettungsmittel für die in Sünde versunkene Menschheit, dann folgt **V. 12.** bis **VII. 25.** eine lange Zwischenerörterung, worauf dann wieder das Wesen und die Folgen der Rechtfertigung ausführlicher geschildert werden. Es erscheint zweckmäßig in einiger Abweichung von dem Ideengange des Apostels denjenigen zu befolgen, welchen die logische Aufeinanderfolge der Begriffe näher legt. Nach der Schilderung der allgemeinen Sündhaftigkeit entsteht nämlich die doppelte Frage:

Wie ist die Sünde in die Welt gekommen? und war das Gesetz nicht ein hinreichendes Gegenmittel?

Die erste Frage beantworten wir in diesem, die zweite im folgenden §.

1. Unter dem Einen Menschen, der die Sünde und den Tod in die Welt gebracht habe, versteht der Apostel den ersten Stammvater des Menschengeschlechtes Adam, und bestätigt damit die Geschichte des Sündenfalls im **I. M. III.**

Gott schuf durch unmittelbare Thätigkeit ein Menschenpaar und rüstete es mit den Gott ebenbildlichen Kräften des Geistes aus. Gott machte den Menschen der potentia oder der Anlage nach zu dem, was er actu durch Entwicklung seiner Kräfte werden, und dadurch die Idee seines Wesens verwirklichen sollte. Sein Ziel war

die Harmonie der Idee von Wahrheit, Tugend und Seligkeit, und durch Erreichung desselben sollte der Mensch ein vollkommenes Kind Gottes werden, wie Gott ein vollkommener Vater ist (Matth. V., 48.) Unter der erziehenden Leitung Gottes lernte der Mensch seine Kräfte gebrauchen und es entwickelte sich unter gnadenvoller Mitwirkung von oben jener kindliche Unschuldszustand, wo das Gute noch mehr Instinkt, als bewußter und freier Selbstbesitz ist. Um auch zum letztern zu gelangen, bedurfte der Mensch einer Prüfung, die durch das von Gott gegebene Verbot vermittelt wurde. Nun aber erregte eine äußere Erscheinung in der Gestalt einer Schlange, oder unter diesem Bilde dargestellt, im Menschen Nachdenken und Zweifel über den Grund des Verbotes, ob ihm nicht etwa Mangel an rückhaltloser Liebe zu Grunde liege. Mit diesem Zweifel hatte die unbedingte Gehorsam wirkende Gegenliebe schon aufgehört und an ihre Stelle trat Hochmuth, der auf sich selbst fußen und werden wollte wie Gott. Mit dieser Willensthat hatte das Geschöpf sein Verhältniß zu Gott freithätig verneint und kam dadurch in Widerspruch mit seinem Urheber, mit dem im eigenen Wesen realisirten Schöpfergedanken und der Ordnung Gottes in der äußeren Natur. Daher trat denn auch die von Gott auf den Fall der Uebertretung angedrohte Strafe nothwendig ein, nämlich der Tod mit seinem von der Sünde empfangenen Stachel und den ihm vorausgehenden Leiden und Mühen des Lebens.

2. Wenn die menschliche Vernunft über diese Lehre reflektirt, so findet sie darin sowohl über den Ursprung der Sünde als des physischen Uebels befriedigende Aufschlüsse *).

---

*) Nach meiner Apol. §. 44.

a) Die sich selbst überlassene Vernunft hat in erster Beziehung oft geirrt. Man wollte nämlich das Böse bisweilen als etwas Nothwendiges, im Wesen der Geschöpfe Begründetes darstellen und zwar in verschiedener Weise, je nachdem man dabei auf das Sein oder das Werden, d. h. die Entwicklung und deren Bedingung Rücksicht nahm.

Nach den Einen wäre das Böse nur eine andere, jedoch wenig berechtigte Bezeichnung der Endlichkeit, wornach der Mensch, als beschränktes Wesen, eben nicht vollkommen sein kann und nur böse genannt wird, weil man ihn nach einer willkürlichen Idee eines Vollkommenern beurtheilt. — Nach Andern soll das Böse darin begründet sein, daß die niedere sinnliche Natur sich vor der höheren vernünftigen entwickelt und so durch ihren Vorsprung jene Disharmonie im menschlichen Leben erzeugt, welche man Sünde nennt. — Noch Andere finden jede Entwicklung durch Gegensätzlichkeit bedingt, so daß das Gute nur im Gegensatz zum Bösen erscheinen könne und also beide wenigstens so lange gleich nothwendig seien, bis man durch den Gegensatz hindurch zu einer höheren Einheit gelangt sei.

Alle diese Ansichten sind aber deßwegen schon unwahr, weil sie sich mit einem absolut guten und hl. Gott nicht vertragen, indem sie ihn zum Urheber der Sünde machen. Da Gott den Menschen zu einem endlichen und zwar sinnlichen Wesen geschaffen und die Gesetze seiner Entwicklung gegeben hat, so wäre er die Causalität der Sünde, die aber eben damit aufhören würde es zu sein. Diesem widerspricht aber die Stimme des Gewissens, die in jedem Menschen das Böse verdammt.

Auch ist es eine Thatsache des tiefsten Bewußtseins im Menschen, daß er das Eine *soll* und das Andere

nicht soll, daher beides vermag. Dieses Vermögen nennt man Freiheit und wenn das Christenthum in ihr die Ursache*) (nicht den Grund) des Bösen findet, so ist das Räthsel für die Vernunft genügend gelöst.

Fragt man aber, warum denn Gott freie Wesen und damit die Möglichkeit zum Bösen geschaffen habe, so ist hierauf zu antworten: Wollte Gott bei der Schöpfung seiner Liebe genügen und Wesen außer sich wahrhaft beseligen, so mußte er diesen Wesen seine Gaben nicht nur geben sondern auch übergeben, d. h. sie zum Selbstbesitze erhöhen. Zu absoluten Wesen aber, wie er ist, konnte er sie nicht schaffen, weil schon im Begriffe des Geschaffenseins ein Abhängigkeitsverhältniß vom Schöpfer liegt. Vermöge jenes Selbstbesitzes können sie mit Bewußtsein und Freiheit über ihre Kräfte verfügen und lebensthätig wirken. Vermöge dieser Abhängigkeit ist das, was sie verwirklichen sollen, ein göttlicher, freilich in ihrem Wesen selbst ausgesprochener Gedanke oder Wille, der für sie Gesetz ist. Darin besteht der Unterschied zwischen der göttlich absoluten und der menschlich relativen Freiheit, daß dasjenige, was jene thut, erst dadurch Gesetz wird, und daher nie ein Gesetz verletzen, Sünde sein kann; dasjenige aber, was diese zu thun hat, schon ein Gesetz ist, nach dem sie sich richten soll, und das daher auch unbeachtet gelassen, verletzt werden kann. Die Möglichkeit zu sündigen liegt also nothwendig im Begriffe eines selbstbewußten freien Geschöpfes.

*) Causa docet factum, ratio solvit obscura oder: Ursache bezieht sich auf das zeitliche Verhältniß des Entstehens nach der Kategorie der Causalität; Grund aber bezieht sich auf das logische Verhältniß des Ganzen zu seinen Theilen nach der Kategorie der Modalität. Die Ursache liegt im Gebiete der Freiheit, der Grund im Gebiete der Nothwendigkeit. Die Ursache ist die Quelle des realen Seins, der Grund ist die Quelle des Wissens. Das Böse hat keinen Grund.

Aber warum ließ Gott diejenigen ins Dasein treten, von denen er voraussah, daß sie die Möglichkeit zur Wirklichkeit machen werden? Antwort: weil es bei Gott kein voraus gibt und alles, was Gott erkennt, auch wirklich ist. Etwas kennen, das nicht ist, widerspricht sich selbst.

Allerdings könnte Gottes Macht den Bösen sogleich wieder vernichten, allein er thut es nicht, weil er aus Liebe sich seiner erbarmen will. Röm. XI. 32. Dadurch wird die göttliche Weltordnung nicht gestört, weil die objektive That des Sünders so in das Weltganze verflochten ist, daß auch sie die Absicht Gottes wider Willen befördern muß. Dieses ist so sehr der Fall, daß, je größer die Sünde erscheint, um so schöner die Herrlichkeit Gottes andererseits hervortritt, indem seine herrlichste Offenbarung, das ganze Erlösungswerk in Christo, erst durch die Sünde bedingt war. Diesen Gedanken führt Paulus im ganzen Römerbrief durch und faßt ihn XI. 32. in die Worte zusammen: Gott hat alles unter die Sünde beschlossen, damit er sich aller erbarme. In diesem Sinne singt auch die Kirche am Ostersamstage: O certe necessarium Adæ peccatum, quod Christi morte deletum est. O felix culpa, quæ talem et tantum meruit habere redemptorem!

b) Paulus sagt, daß durch die Sünde der Tod in die Welt gekommen sei. Damit ist das ganze physische Uebel und alle Leiden der Menschheit bezeichnet. Die Vernunft begreift, daß der Gott des Lebens und der Liebe den Tod und die Plagen nicht kann ursprünglich geschaffen haben. Woher sind sie denn? Die Vernunft wird stets die vom Christenthum gegebene Antwort als die beste erkennen müssen: Alles physische Weh ist ursprünglich die Folge der freithätigen Widersetzlichkeit gegen die Urquelle aller

Seligkeit. Diese Folge hat nun aber Gottes Weisheit zugleich zum Zügel für Zügellose und damit die Strafe zum Abschreckungsmittel vor der Sünde und zum Bindemittel an denjenigen gemacht, von dem Hilfe in der Noth zu hoffen und zu erlangen ist.

3. Wenn Paulus hinzusetzt, es sei der Tod auf alle Menschen übergegangen, indem alle Sünder geworden, so ist damit der Zusammenhang der Ursünde mit der Sündhaftigkeit des Menschengeschlechts, oder mit anderen Worten dasjenige angedeutet, was wir Erbsünde nennen. Dieser Ausdruck scheint mit unserer Vernunft im Widerspruche zu stehen und wir müssen daher bei ihm etwas verweilen. Es scheint ein Axiom der Vernunft, daß der Mensch die Sünden nicht erben kann, sondern selbst thun muß, insofern sie ihm zugerechnet werden sollen. Wollte man die Sache mit dem hl. Augustin durch die Bemerkung begreiflich machen, daß noch alle Menschen in Adam eingeschlossen gewesen seien, als er sündigte und daher mit und in ihm gesündigt hätten; so wäre die Vernunft damit nicht mehr befriedigt, weil wir damals noch keinen Willen hatten, und mit gleichem Grunde uns auch die Sünden aller Zwischeneltern, von denen wir abstammen, müßten zugerechnet werden. Eine solche Erklärung der Lehre ist ebenso wenig Kirchenlehre selbst, als verschiedene andere.

Alles was die Kirche (Conc. trid. Sess. V.) hierüber lehrt, will nur sagen, daß alle von Adam abstammenden Menschen in einem Zustande sich befinden, daß sie der Erlösung durch Christus bedürfen, aber auch alle von Gott anerschaffenen Anlagen noch besitzen, welche sie für eine solche empfänglich machen; mit Einem Worte: die Kirche will durch diese Lehre nur die allgemeine Nothwendigkeit und Möglichkeit der Erlösung festhalten.

Würde man den genannten Zustand ein Erbübel, statt Erbsünde nennen, wie die meisten griechischen Kirchenväter wirklich gethan haben, so könnte sich die Vernunft eben so wenig daran stoßen, als wenn man es ein Erbübel nennt, daß ein Mensch von Eskimos, und nicht von frommen christlichen Eltern abstammt.

Will man aber den Ausdruck Sünde — ἁμαρτια — peccatum — beibehalten, so ist er hier in dem weitern, nicht aber engern oder eigentlichen Sinne genommen. Im weiteren Sinne bezeichnet er ein Zweckverfehlen, ein Verirrtsein überhaupt, im engern aber ein Zweckverfehlen durch bewußte und freie Widersetzlichkeit gegen den Willen Gottes (das Paulus namentlich hier als παραβασις von ἁμαρτια unterscheidet). Nur dieses ist eine persönliche Sünde mit persönlicher Schuld, das andere aber ist ein unglücklicher Zustand, in welchem sich freilich auch die persönlichen Sünden in jedem Individuum einstellen. In jenen unglücklichen Zustand, worin die Menschen ihr Ziel nicht erreichen, hat nun allerdings die Sünde der Stammeltern das ganze Menschengeschlecht versetzt.

Man kann sich die Sache so vorstellen: Nach dem Abhängigkeitsverhältnisse, in welchem der geschaffene Mensch zu Gott steht, kann er seinen Zweck und seine Bestimmung nicht aus und durch sich selbst erreichen, sondern bedarf dazu der höhern Hilfe Gottes, des Geistes von oben, oder der sogenannten heiligmachenden Gnade. Dieser Geist nun war dem ersten Menschen gegeben, und durch Hilfe desselben sollte er in Verbindung mit Gott bleiben und zu einer ewigen übernatürlichen Glückseligkeit gelangen. Allein der Mensch sündigte, d. h. sonderte sich von Gott, und damit verlor er das aus purer Güte ihm ertheilte Recht zu einer übernatürlichen Seligkeit, den Stand der Unschuld und Gerechtigkeit mit der damit ver-

knüpften Gnade, sowie die leibliche Unsterblichkeit, die wieder nur ein freies Geschenk Gottes gewesen wäre. In diesem Zustande, also in einem Mißverhältnisse zu Gott, befanden sich nun auch diejenigen, welche von den ersten Eltern abstammten *). Denn was auf diese übergehen konnte, war die ganze menschliche Natur mit allen natürlichen Vermögen und Anlagen, aber auch nur diese; somit alles, was die hl. Schrift, und namentlich Paulus, sehr oft im Gegensatz zu dem höheren göttlichen Prinzipe Fleisch (σαρξ) nennt, und zwar sterblisches Fleisch. Dieses Fleisch, in welchem die Sinnlichkeit über die nicht von oben gestärkte, und in sofern geschächte Vernunft und Willenskraft die Oberhand hat, genügte nun aber nicht, um in das Himmelreich einzugehen. Es war dazu eine höhere Geburt aus Gott erforderlich, die durch gläubiges Anschließen an Christus unter Vermittelung der Taufe vollzogen wird.

Alles dieses liegt in dem Ausspruch Christi: „Was vom Fleische geboren ist, ist Fleisch, und was vom Geiste geboren ist, das ist Geist." Joh. III. 6., vergl. mit I. 13. In so weit der einzelne Mensch ohne persönliche Schuld vom Reiche Gottes ausgeschlossen ist, wird er auch ohne persönliches Verdienst in dasselbe wieder aufgenommen, und die menschliche Vernunft hat bei solchen Rathschlüssen der göttlichen Weisheit nur Gott zu preisen **).

*) Selbst Maria hat ihre Freiheit von der Erbsünde nur dem Erlöser zu verdanken.

**) Augustin sagt den Pelagianern gegenüber, daß, wie die getauften Kinder zur Zahl der Gläubigen gerechnet werden, die noch nicht getauften zur Zahl der Sünder gehören: «Sicut eos vitae spiritus in Christo regenerat fideles, sic eos corpus mortis in Adam generaverat peccatores: illa enim carnalis generatio est, haec spiritalis; illa facit filios carnis, haec filios spiritus: illa filios mortis, haec filios resurrectionis; illa filios saeculi, haec filios dei; illa filios irae, haec filios

§. 13.

Unzulänglichkeit des Gesetzes.

Durch die Werke des Gesetzes wird kein Mensch vor Gott gerechtfertiget; denn durch das Gesetz kommt Erkenntniß der Sünde. Röm. III. 20.

Das Gesetz ist hier in der allgemeinsten Bedeutung genommen, wornach nicht nur das mosaische Zeremonialgesetz, sondern auch das Sittengesetz darunter zu verstehen ist, und zwar sowohl das positive durch Moses gegebene, als auch das Naturgesetz, welches vor Moses und bei den Heiden dem Menschen ins Herz geschrieben ist (II. 14. u. 15.), und im wesentlichen mit dem positiven übereinstimmt. Man versteht also darunter den göttlichen Willen, insofern er fordernd und gebietend dem menschlichen Geiste gegenüber steht. Von diesem Gesetze nun lehrt Paulus, daß es vor Gott den Menschen nicht rechtfertige, und zwar aus folgenden Gründen:

misericordiae; ac per hoc illa peccato originali obligatos, ista omnis peccati vinculo liberatos.» De peccat. meritis et remissione Lib. III. c. 2.

Bellarmin unterscheidet zwischen actueller und habitueller Schuld, und spricht ohne Bedenken die Ueberzeugung aus, daß wegen letzterer, wie sie mit der Erbsünde verbunden ist, Niemand mit positiven Strafen belegt werde, und so auch die unmündigen Kinder nicht: «At peccatum originis est culpa solum habitualis; sunt enim infantes propter id peccatum habitualiter aversi a deo, et habitualiter proni ad concupiscendum contra rationem; igitur rejici possunt tanquam indigni a caelesti beatitudine adeunda, non tamen puniri debent suplicio ignis et sulphuris, quae sunt paenae sensibiles ac positivae.» — Eine empfehlenswerthe Schrift über die Erbsünde ist die von Dr. G. C. Mayer, Regensburg bei Manz 1838. Was Rosenbaum (Bonner Zeitschr. 1841) dagegen sagt, scheint mir nicht begründet. Derselbe setzt nämlich die Erbsünde in die Concupiscenz, welche aber durch die Wiedergeburt den Charakter der Sünde verliere. Ebenso Hilgers in seiner Symbolik, wie überhaupt die Hermesische Schule und Andere.

1. Das gesetzliche Thun und Wirken (die Werke des Gesetzes) ist bei allen Menschen ein unvollkommenes, weil Niemand alle Forderungen des Gesetzes erfüllt. Die Gesetzeserfüllung ist extensiv und intensiv mangelhaft. In erster Hinsicht ist sie nur theilweise. Nicht alle Gesetze werden beobachtet, und das gleiche Gesetz nicht anhaltend. In der zweiten Hinsicht geschieht die Gesetzeserfüllung nicht in der rechten moralischen Gesinnung. Sie geht nicht aus Liebe zum Guten und aus Abscheu vor dem Bösen hervor, sondern hat äußere Motive, die ihr nicht einen inneren Werth geben.

2. Das Gesetz stellt nur Forderungen, aber gibt nicht die Kraft, ihnen zu genügen. Seitdem durch die in die Welt gekommene Sünde das höhere göttliche Prinzip verloren gegangen, und der Mensch sich selbst überlassen ist, fehlt der menschlichen auf das göttliche gerichteten Vernunft die ihr nothwendige höhere Haltung, um die Herrschaft über die niederen sinnlichen Triebe, die Begierlichkeit, zu behaupten. So herrscht diese, die ἁπαρτια, im Menschen, und er thut das, was sein höheres Selbst nicht will, und mißbilligt.

3. Wer den Forderungen des Gesetzes nicht genügt, wird vom Gesetze wohl verdammt, aber nicht losgesprochen. Daher sagt Paulus Gal. III. 10. „Alle, die sich auf Werke des Gesetzes stützen, sind unter dem Fluche; denn es steht (V. Mos. XXVII. 26.) geschrieben: Verflucht ein Jeder, der nicht verharret in Allem, was in dem Buche des Gesetzes geschrieben ist, daß er es thue." Man sieht hier, wie übel diejenigen daran sind, welche ohne Glauben an den Erlöser sich eines sogenannten rechtschaffenen Lebens rühmen, und mit pelagianischem Tugendstolze der Gnade nicht zu bedürfen wähnen. Einem jeden, der sich nicht selbst täuschen will, sagt das eigene

Bewußtsein, daß er auf jeden Fall nicht allen Forderungen des Sittengesetzes Genüge thue oder gethan habe. Für diesen Fall aber hat das Gesetz selbst, sowohl das äußere für die Juden, als das innere für jeden Menschen, nur den Fluch, aber keine Vergebung. Das Gesetz wirket Zorn, d. h. es führt Strafbarkeit herbei. Der Mangel an Gesetzeserfüllung kann auch bei den Juden weder durch die leibliche Abstammung von Abraham, noch durch das Bundeszeichen der leiblichen Beschneidung ersetzt werden, denn nur die geistige Abstammung, die Aehnlichkeit in Sinn und Geist, und die geistige Beschneidung, die Reinheit des Herzens haben einen Werth vor Gott. Röm. II. 25—29. Freilich gibt es nach der Lehre Pauli auch schon im alten Bunde Fromme und Gerechte, und er beruft sich namentlich im IV. Kapitel auf Abraham und David. Aber auch diese waren nicht stets gerecht, sondern bedurften der Rechtfertigung, und erhielten diese nicht durch das Gesetz und die Gesetzeswerke, sondern durch die gläubige Hoffnung auf den Messias, dessen Erlösung rückwärts und vorwärts wirket.

4. Das Gesetz rechtfertigt so wenig, daß es vielmehr die Sünde zum Bewußtsein bringt, und von ihm die Begierlichkeit Anlaß nimmt, zu erwachen, und sich zu bethätigen. „Durch das Gesetz kommt Erkenntniß der Sünde.“ Dieses spricht Paulus im Verlaufe des Briefes noch wiederholt aus. Im Vorbeigehen thut er es, V. 20., um dann VII. 7 ff. in Beziehung auf den einzelnen Menschen es ausführlich zu besprechen. Das Gesetz war an sich gut und heilig, und stellte nur gute und heilige Forderungen. Dadurch hielt es dem Menschen einen Spiegel vor, damit er sich als Sünder erkenne. Je klarer die Erkenntniß dessen ist, was der Mensch soll, aber nicht thut, desto größer und drückender ist auch das

Bewußtsein der eigenen Schuld, des moralischen Elendes. Diese Wirkung hatte das Gesetz, und sollte sie auch haben, indem der positive Zweck, die Heiligung, wegen der innewohnenden sündhaften Begierlichkeit nicht erreicht werden konnte. Die Krankheit muß ausbrechen, damit der Mensch den Arzt aufsuche und seine Heilmittel gebrauche.

5. Der Arzt ist Christus und das Gesetz also ein Zuchtmeister auf Christus hin (*παιδαγογος εις Χριστον* Gal. III. 24.). Damit ist das Doppelte gesagt: daß es zu Christus hinführe, aber mit dessen Eintritt auch aufhören müsse. Es ist Vorschule und Vorstufe. Wer auf dieser Vorstufe bleibt, der hängt am Buchstaben, welcher tödtet. Der lebendig machende Geist des Gesetzes ist Christus und sein Erlösungswerk. Ohne Christus ist der Mensch ein Knecht des Gesetzes und Sklave der Sünde. Von beiden soll er befreit werden, aber nicht in gleicher Weise. Von der Sünde soll er los werden, sie beseitigen und vernichten. Das Gesetz aber soll weder beseitigt, noch vernichtet, sondern vielmehr befestigt werden. Die Befreiung vom Gesetze kann nur den Sinn haben, daß der Mensch vom Druck des Gesetzes dadurch frei wird, daß der Geist des Gesetzes in ihm, und er im Geiste des Gesetzes lebt. Die Sünde soll aus uns heraus, das Gesetz aber in uns hinein gebracht werden. Beides aber kann durch das bloße Gesetz und bloß menschliche Anstrengung nicht bewirkt werden, sondern es bedarf hiezu jener *Χαρις* (Gnade) Gottes, die wir mit der *πιστις* (Glauben) ergreifen, und dadurch jene Wiedergeburt aus Gott verwirklichen, durch welche wir aufhören, bloß schwaches Fleisch (*σαρξ*) zu sein, dagegen aber in das rechte Verhältniß zu Gott zurückversetzt als Kinder Gottes alles vermögen in dem, der uns stärkt.

Diese Wahrheit spricht auch Schiller, der sonst mit

Paulus nicht immer harmonirt, in dem Gedicht: „das Ideal und Leben“, mit den Worten aus:

Wenn ihr in der Menschheit trauriger Blöße
Steht vor des Gesetzes Größe,
Da erblasse vor der Wahrheit Strahle
Eure Tugend!
Aber flüchtet aus der Sinne Schranken
In die Freiheit der Gedanken,
Und die Furchterscheinung ist entfloh'n,
Und der ewige Abgrund wird sich füllen.
Nehmt die Gottheit auf in euren Willen,
Und sie steigt von ihrem Weltenthron.
Des Gesetzes strenge Fessel bindet
Nur den Sklavensinn, der es verschmäht.

Selbst ein persischer Gelehrter hat das Gleiche in folgenden Versen ausgesprochen:

Die Mandel wird zuletzt gewiß verderbt geschaut,
Wenn du, ist sie nicht reif, abzieh'n ihr willst die Haut.
Ist sie gereift, so ist sie gut auch ohne Häute,
Wenn du den Kern nur nimmst, und thust die Haut beiseite.
Gesetz ist Mandelschaal und Wahrheit ist der Kern,
Und zwischen beiden liegt der wahre Weg zum Herrn.

Vergl. Lutterbeck II. S. 203 und 204.

§. 14.

Neuer Heilsweg im Glauben an Christus.

III. 21—30.

Alle werden gerechtfertigt ohne Verdienst durch seine Gnade, durch die Erlösung, die in Jesu Christo ist, welchen Gott dargestellt hat als Sühnopfer durch den Glauben in seinem Blute, um seine Gerechtigkeit zu erweisen zur Vergebung der Sünden.

III. 24 und 25.

Konnte der Mensch nach dem Bisherigen sich selbst nicht retten, so kam es nur auf Gott an, ob und wie

er gerettet werden soll. Gott hätte den Menschen dem Tode und Verderben überlassen können, in das er sich gestürzt hatte. Allein das wollte seine Liebe nicht. Der Zweck der Erschaffung unsterblicher Geister sollte nicht vereitelt werden. Gott hätte sodann die Sünden der Menschen ohne weiters vergessen, und durch einen Propheten ihnen ankünden können, daß sie ungeachtet ihrer Sünden selig werden. Aber das gestattete seine Heiligkeit und Gerechtigkeit nicht. Die Menschen mußten die Strafwürdigkeit der Sünden erkennen und einsehen lernen, welche hochwichtige Sache es ist den heiligen Willen Gottes ungehorsam zu übertreten. Was that nun Gott? Er vereinigte in der Erlösungsthat Liebe und heilige Gerechtigkeit. Er strafte, aber nahm in seinem sich freiwillig opfernden Sohne die Strafe auf sich. Diese unverdient freiwillig erduldete Strafe konnte eben deßwegen Anderen zum Verdienste angerechnet werden, jedoch nur denjenigen, die auf eigenes Verdienst in Demuth verzichten und durch den Glauben an das Sühnopfer am Kreuze mit Christus zu Einer moralischen Person werden, in innere Lebensgemeinschaft mit ihm treten, so daß sie aus alten Menschen, in denen die Sünde herrschte, neue Menschen werden, in denen Christus lebt, der heilige Geist herrscht. Diese Gedanken sind in den oben angeführten Versen ausgesprochen. Die Hauptmomente davon sind also: „Der Versöhnungs-Tod Jesu ist die objektive, der Glaube aber, unabhängig von Gesetzeswerken, ist die subjektive Vermittlung der von Gott kommenden Gerechtigkeit". (Maier.)

1. Es handelt sich also hier um die höchst wichtige Frage, wie der Mensch ex injusto fiat justus, aus einem Gegenstand der göttlichen Strafgerechtigkeit ein Gegenstand des göttlichen Wohlgefallens; aus einem Sklaven

der Sünde, welcher in knechtischer Furcht vor dem gestrengen Richter zittert, ein Kind Gottes, das in kindlicher Liebe sich der barmherzigen Huld des Vaters erfreut. Diese Frage ist um so wichtiger, da sie den Ausgangspunkt aller Differenzen zwischen dem Katholizismus und dem ursprünglichen Protestantismus bildet. Wir betrachten zunächst die Sache an sich und dann diese Differenzen.

Als die objektive Bedingung, als die eigentliche causa meritoria eines solchen Uebergangs bezeichnet Paulus in unserer Stelle Christum als Sühnopfer am Kreuze. Damit übereinstimmend sagt das Concil von Trient: Jesus Christus, cum essemus inimici, propter nimiam Charitatem, qua dilexit nos, sua sanctissima passione in ligno crucis nobis justificationem meruit, et pro nobis Deo Patri satisfecit. Daß Christus dieses zu thun vermochte, ist begründet in der §. 2 geschilderten Doppelnatur desselben, vermöge welcher er Stellvertreter Gottes und des Menschen war.

Wenn aber hier die Rechtfertigung dem Kreuzestode, oder dem Blute, das zur Vergebung der Sünden vergossen wird, wie Christus beim Abendmahle sagt, besonders zugeschrieben wird, so ist ein Theil für das Ganze gesetzt, weil es der Hauptheil und die Krone des Ganzen ist. Denn eigentlich ist die ganze Erscheinung und das ganze hienieden vollbrachte Werk Christi jener große Opferakt, der die Welt erlöst, d. h. sie vom Irrwahne befreit, die Sünden nachläßt und tilgt, und Kraft zu einem heiligen Leben anbietet. Dahin gehört also alles, was Christus im Gehorsame gegen den Willen des Vaters vollbrachte, und Paulus kann daher auch, wie hier dem Kreuzopfer, so V. 19 dem Gehorsam Christi unsere Rechtfertigung zuschreiben. In diesem Gehor-

same that er zunächst alles, was das Gesetz von einem Menschen forderte, und darin besteht seine Sündelosigkeit. Durch das freiwillig übernommene Leiden that er aber weit mehr als das Gesetz forderte, und dadurch wurde es zum Sühnopfer der Liebe (der nimia Charitas) für Andere. Man hat sich also vor dem Irrthume der sogenannten Kreuz- und Blut-Theologie zu hüten, welche den Kreuzestod zunächst vereinzelt auffaßt, und dann dem äußerlich vergossenen materiellen Blute eine erlösende Kraft zuschreibt, während doch nur der geistige Akt der unendlichen Liebe, der dabei vollzogen wurde, diese erlösende Kraft und den eigentlichen Werth hat. Daher sagt auch der heilige Irenäus: Non sacrificia sanctificant hominem, sed conscientia ejus, qui offert, sanctificat sacrificium. Darnach wurde Christus nicht erst am Kreuze „das Lamm Gottes, welches die Sünden der Welt hinwegnimmt“, sondern war es sein ganzes Leben hindurch, weswegen er auch so oft sagen konnte: „Gehe hin, deine Sünden sind dir nachgelassen“. Von diesem Leben war der Tod am Kreuze allerdings der bedeutendste Schlußakt, und in diesem Sinne schreibt auch Petrus ihm besonders die Erlösung zu mit den Worten (1 Petr. I. 18. u. 19.): „So wisset denn, daß ihr nicht mit vergänglichem Silber und Gold erlöst seid, sondern mit dem kostbaren Blute Christi, dieses unschuldigen und tadellosen Lammes. Er nahm unsere Sünden mit seinem eigenen Körper hinauf ans Holz, damit wir, den Sünden abgestorben, der Gerechtigkeit leben möchten; durch seine Wunden seid auch ihr geheilt“. Die Bedeutung des Opfertodes Christi spricht aber der Heiland selbst durch sein Gebet am Kreuze aus: „Vater vergieb ihnen“. Wie die furchtbare That der Juden, welche das Ideal menschlicher Vollkommenheit

als einen Auswurf der Menschheit und des Lebens unter ihr unwürdig erklärte, eine That der Menschheit überhaupt war, indem darin nur das Maaß der seit Adam allgemein herrschenden Sünde voll wurde; so bezieht sich auch das Gebet des Heilandes auf die ganze Menschheit. Wenn aber je ein Gebet erhört werden mußte, so ist es dieses, das von einem solchen Wesen, unter solchen Umständen und zu solchem Zwecke verrichtet wurde. Daß es erhört worden sei, ist die frohe, durch die Auferstehung Christi bekräftigte Botschaft, die seit 18 Jahrhunderten der Welt verkündet wird. Dadurch ist die im Tode Christi geoffenbarte Gerechtigkeit Gottes jene in V. 26 unsers Kap. angedeutete doppelte geworden; nämlich die Strafgerechtigkeit, welche wohl in Langmuth eine Zeit lang aufgeschoben werden, allein die Sünde nicht ungestraft lassen kann; und die rechtfertigende Gerechtigkeit, die justitia sanctificans, welche die Menschen gerecht macht. Es ist damit die „heiligmachende Gnade", jenes πνευμα θειον gemeint, welches die ersten Menschen vor der Sünde besaßen und welches der σαρξ, der bloßen Kreatürlichkeit des Menschen nöthig ist, um im rechten Verhältniß zu Gott zu bleiben und die Bestimmung zu erreichen (Siehe oben über die Erbsünde §. 12). Dieses der Menschheit nothwendige, ihn zu Christus und Gott hinziehende, zu allem Guten anregende Prinzip ist im heiligen Geiste als ein bleibendes der Menschheit angeboten und durch dasselbe die Kluft zwischen dem Endlichen und Unendlichen ausgefüllt.

Bei der ganzen bisher geschilderten objektiven Bedingung des Heils hat der Mensch nicht das geringste Verdienst. All sein Ruhm ist nach V. 27 ausgeschlossen. Es zeigt sich hier pure Gnade ohne irgend ein Verdienst der Menschen V. 24.

2. Dabei ist aber dennoch die subjektive Bedingung des Heiles nicht zu übersehen. Wohl ist dieses ein Geschenk Gottes, allein dem einzelnen freien Menschen kann es doch nur unter der Bedingung zu Theil werden, wenn er es annimmt, nicht abweist. Wer in eine Grube gefallen ist, muß das ihm zur Rettung angebotene Seil ergreifen. Es ist dieses die Bedingung seiner Rettung, ohne daß letztere dadurch verdient wird. Diese Bedingung kann nun der Mensch, weil er Freiheit hat, erfüllen oder nicht. Daß sie nicht von Allen erfüllt wird, sehen wir selbst beim Kreuze Jesu versinnbildet. Es ist gewiß nicht bloßer Zufall, daß der Herr zwischen zwei Verbrechern hängt, von denen der Eine über ihn ungläubig spottet, der Andere aber in Demuth, Reue und gläubigem Vertrauen an ihn sich wendet und um Verzeihung anhaltet. Diese zwei Verbrecher sind ein Sinnbild der Menschheit. Wie sie, so scheidet Christus jetzt noch die gläubigen und reumüthigen Sünder von denen aus, die in der Bosheit verharren, und noch deutlicher wird er am Tage des Gerichtes zwischen sie treten und die Einen zur Rechten, die Anderen zur Linken stellen.

Als subjektive Bedingung, an dem Heilswerke Christi Theil zu erhalten, bezeichnet Paulus den Glauben. Es fragt sich nun, was hier darunter zu verstehen sei.

a) Wenn Paulus III. 28. sagt, „daß der Mensch durch den Glauben gerechtfertigt werde ohne die Werke des Gesetzes“, so versteht er unter den Werken nur solche, die dem Glauben vorangehen, nur in äußerlicher Legalität bestehen, also nicht aus dem Glauben, als der rechten inneren Quelle, hervorgehen. Die aus dieser Quelle hervorgehenden will er keineswegs als überflüssig erklären und versteht unter dem rechtfertigen-

den Glauben nicht jenen todten Glauben (fides mortua), von welchem Jakobus II. 26. spricht, der ein bloß äußerlich aufgedrungener passiver Glaube ist, bei welchem der Mensch die Wahrheit des Evangeliums zugibt, aber ihr keinen bestimmenden Einfluß auf das freie Seelenleben einräumt. Einen solchen Glauben können auch die Teufel haben V. 19, und es haben ihn diejenigen, welche nach dem Worte des Heilandes (Matth. VII. 21.) wohl Herr! Herr! sagen, aber den Willen Gottes nicht vollziehen.

b) Einen anderen Begriff von Glauben haltet die katholische Kirche in ihrer Rechtfertigungslehre fest. Darnach *) ist der Glaube nicht ein bloßes Meinen, Fürwahrhalten oder Wähnen, sondern eine feste Ueberzeugung von der Wahrheit der göttlichen Offenbarung in Christo, also eine Erkenntniß und mit vertrauensvoller Hingebung verbundene Anerkenntniß des Evangeliums. Auch in diesem Sinne ist er noch immer Sache der Erkenntnißseite, und setzt zwar diese in Verbindung mit Christus, allein rechtfertiget für sich allein noch nicht, weil das Uebel nicht bloß in der Erkenntnißseite lag. Er ist zwar der nothwendige Anfang des Heils, das Fundament und die Wurzel der Rechtfertigung, allein soll der Mensch in das rechte Verhältniß zu Gott zurückversetzt, also mit Christus eine moralische Person werden, so muß er auch mit ihm als dem Entsündiger und Heiligmacher sich in lebendige Verbindung setzen.

c) Erst wenn der Glaube diese Frucht trägt, also als Lebensprinzip in den Willen aufgenommen sich in Liebe thätig erweist, kann er zur Rechtfertigung genügen. Einen solchen Glauben nun, den man fides caritate

---

*) Cat. rom. 1. Thl. cap. 2. quæst. 2.

animata früher zu nennen pflegte, meint Paulus, wenn er im Briefe an die Römer und Galater ihm rechtfertigende Kraft zuschreibt. Er sagt dieses selbst ausdrücklich mit den Worten: „In Christo gilt nur der Glaube, der durch die Liebe thätig ist.“ Gal. V. 6. Das ganz Gleiche ist I. Cor. VII. 19. gesagt, jedoch für Liebe die Beobachtung der Gebote Gottes gesetzt, wie denn Christus und Johannes wiederholt sagen, daß die Liebe in der Haltung der Gebote Gottes bestehe und sich kund gebe. Joh. XIV. 23. u. 24. I. Joh. V. 3. II. Joh. 6. Aus allem ergibt sich, daß Glaube und heiliger Wandel in Gesinnung und That zusammengehören, aber so, daß der letzte die Frucht des ersten ist*).

d) Einen ganz anderen Begriff vom Glauben haben die Reformatoren aufgestellt und ihm allein die rechtfertigende Kraft zugeschrieben. Nach ihnen wäre der Glaube das Vertrauen auf die göttliche Barmherzigkeit, die um der Verdienste Christi willen die Sünden nachläßt. Ein solcher Glaube sei das Instrument, wodurch der Mensch sich die Verdienste Christi aneigne, und beselige den Menschen, wie ein irdenes Gefäß, in welchem ein Schatz sei, ihn beglücke, obwohl es an sich selbst keinen Werth habe. Ein solcher Begriff vom Glauben und seiner Wirksamkeit hängt übrigens mit dem ganzen protestantischen System zusammen, und da der Mittelpunkt aller confessionellen Differenzen in der Rechtfertigungslehre liegt, so ist hier ein schicklicher Ort, einen

*) Daß die katholische Kirche es nur so meint, ist den Protestanten schon tausend Mal gesagt worden, aber eben so oft wird es von ihnen ignorirt, und sie fahren fort, der katholischen Kirche Pelagianismus vorzuwerfen, den doch das Concil von Trient ausdrücklich verdammt hat. Woher kommt das? Kommt es nur von der geistigen Taubheit der Protestanten, oder auch von unvorsichtigem und unrichtigem Reden und Thun vieler Katholiken?

kurzen Ueberblick über diese Differenzen, d. h. eine kurze Symbolik anzufügen.

3. In dieser Uebersicht der Glaubensdifferenzen zwischen Katholiken und Protestanten setzen wir die katholische Lehre links und die protestantische ihr rechts gegenüber mit Andeutung dessen, worin beide übereinstimmen und worin sie von einander abweichen.

Katholische Lehre.	Protestantische Lehre.
a) Vor der Sünde waren die Menschen im Zustande der Gerechtigkeit und Heiligkeit. Jedoch war diese ein donum supernaturale, weil nur mit Hilfe des göttlichen, von der Menschennatur zu unterscheidenden Geistes bewirkt.	Vor der Sünde waren die Menschen im Zustande der Gerechtigkeit und Heiligkeit, welche zu ihrer Natur gehörte.
b) Durch die Sünde ging diese Gerechtigkeit und Heiligkeit verloren; der Mensch, auf sich selbst beschränkt, wurde verschlimmert, und war nicht im Stande mit seinen endlichen Kräften, die ihm übrigens alle verblieben, seine Bestimmung, die Seligkeit zu erreichen.	Durch die Sünde ging diese Gerechtigkeit und Heiligkeit verloren, und damit auch die geistigen Kräfte für das Höhere, die Freiheit und die Vernunft, insofern sie sich auf das Göttliche bezieht.
c) Nur durch Christus konnte die Menschheit wieder gerettet werden, jedoch muß der Mensch der durch denselben gebrachten Hilfe mitwirken.	Nur durch Christus konnte die Menschheit wieder gerettet werden und auf menschliche Mitwirkung kommt nichts an.
d) Mit der Hilfe der durch Christus erworbenen Gnade muß der Mensch mit dem Glauben die Wahrheit aufnehmen, durch Sinnesänderung Nachlassung der Strafe und Tilgung der Sünde bewirken, und durch die Liebe	Durch den Glauben allein, der da ist das Vertrauen auf die Barmherzigkeit Gottes um der Verdienste Christi willen, erhaltet der Mensch Theil an den Verdiensten Christi, welche seine Sünde und Schuld nicht tilgen,

Katholische Lehre.

heilige Gesinnungen und Werke erzeugen. Dieses sind die Bedingungen der Rechtfertigung.

e) Da der freie Mensch der göttlichen Gnade widerstehen und in der Heiligung rückwärts und vorwärts schreiten kann, so kann er die Rechtfertigung auch wieder verlieren und ist nie seiner ewigen Seligkeit ganz gewiß.

f) Die guten, d. h. im Zustande der Rechtfertigung mit der Gnade Gottes gewirkten guten Bestrebungen und Werke sind für die ewige Seligkeit verdienstlich.

g) Da nur Reines und Heiliges in den Himmel eingehen kann, so müssen die noch Unvollkommenen (im Guten und Bösen) jenseits in einem Reinigungsorte büßen und gereinigt werden.

h) Die Liebe der Menschen kann durch Fürbitte ꝛc. auch den Leidenden im Fegefeuer noch nützlich sein.

i) Die Heiligen im Himmel bitten für uns und wir dürfen sie darum anrufen.

Protestantische Lehre.

wohl aber zudecken und die Strafe nachlassen. Liebe und Heiligung gehören nicht zum Begriffe der Rechtfertigung, wohl aber sind sie Proben und Früchte derselben.

Da der unfreie Mensch der göttlichen Gnade nicht widerstehen kann, so kann auch die einmal erlangte Rechtfertigung nicht wieder verloren gehen und der wahrhaft Gläubige kann seiner ewigen Seligkeit ganz gewiß sein. (Dieses führte Calvin consequent zur Prädestinationslehre.)

Des Menschen Werke sind seit dem Falle alle sündhaft, für die Seligkeit nicht verdienstlich, und die Katholiken lehren eine jüdische oder pelagianische Werkheiligkeit.

Da jeder Mensch Sünder bleibt und die Verdienste Christi seine Sünden zudecken, so ist eine innere Reinigung unmöglich, also ein Reinigungsort überflüssig.

Wie kein Fegefeuer, so gibt es keine Fürbitte für Leidende in demselben.

Die Heiligen im Himmel bitten für uns ohne unsere Anrufung, welche letztere ein thörichter Umweg zu Gott ist.

Katholische Lehre.	Protestantische Lehre.
k) Es gibt sieben heilige Sacramente.	Es gibt nur zwei Sacramente, die Taufe und das Abendmahl.
l) Christus ist in Folge einer Verwandlung (transsubstantiatio) im Abendmahle reell gegenwärtig und darf in der consecrirten Hostie angebetet werden. Daher ist auch die Eucharistie ein Opfer, welches auf unblutige Weise das Kreuzopfer fortwährend repräsentirt.	Christus ist im Abendmahle bei dessen Genuß reell gegenwärtig, aber ohne Verwandlung und Opfer. (Zwingli: nur bildlich gegenwärtig. Calvin: nur für die Auserwählten.)
m) Alle diese und andere Lehren sind geoffenbart und durch die heilige Schrift und Tradition uns überliefert.	Alle diese Lehren sind geoffenbart, aber nur durch die heilige Schrift uns unverfälscht überliefert.
n) Es gibt eine lehrende sichtbare Kirche, welche über den wahren Sinn der in Schrift und Tradition enthaltenen Lehre, so wie bei Lehrstreitigkeiten unfehlbar durch allgemeine Aussprüche entscheidet.	Die wahre Kirche ist unsichtbar, alle Christen gleich Priester, und nur der Ordnung wegen von der Gesammtheit der Gläubigen ein Lehramt aufgestellt, das aber nicht unfehlbar entscheidet; denn die heilige Schrift ist in Glaubenssachen Norm und Richter.

§. 15.

Beweis aus dem Alten Testament.

„Abraham glaubte Gott, und das wurde ihm zur Gerechtigkeit angerechnet.“ (VI. 3. aus I Mos. XV. 6.)

1. Im ganzen vierten Kapitel wird keine neue Lehre mitgetheilt, sondern nur die dargelegte evangelische Heilslehre auch aus dem A. T. bewiesen und bestätiget. Ueber solche Beweise, die Paulus, wie andere neutestamentliche

Schriftsteller, aus dem A. T. nimmt, ist im Allgemeinen zu bemerken: Paulus bedarf derselben nicht zur eigenen Erkenntniß der Wahrheit, denn diese hat er als untrügliches Organ der Offenbarung durch unmittelbare göttliche Erleuchtung, die ihn auch in den Stand setzt, den Zusammenhang christlicher Ideen mit alttestamentlichen Lehren und Vorbildern klarer einzusehen und das A. T. richtiger zu erklären.

Was aber Paulus zu seiner eigenen Ueberzeugung nicht bedurfte, das bedurften die Juden zu der ihrigen, und Paulus benutzt daher das, was sie auf ihrem Standpunkte zugeben müssen, um sie auf den christlichen hinüber zu führen. Die Christen glauben dem Apostel wegen seiner apostolischen Autorität, nicht wegen seiner Demonstration der Lehre, und es kommt also uns nur darauf an, was Paulus lehren wolle, nicht aber darauf, ob seine Beweisführung eine absolute oder nur relative Bündigkeit habe.

Bisher hatte Paulus die doppelte Wahrheit vorgetragen: die wahre Gerechtigkeit komme von Gott und werde durch den Glauben vom Menschen angeeignet, so daß jedes Bauen auf Selbstgerechtigkeit wegfalle; und die Gerechtigkeit aus dem Glauben sei für alle Menschen ohne Unterschied. Beide Behauptungen waren den herrschenden Vorstellungen der Juden entgegen. Es war daher für sie besonders nöthig, selbst am Stammvater Abraham und an David nachzuweisen, daß auch der alte Bund auf dem Glauben und der Gnade ruhe, und daß weder das Gesetz noch die Beschneidung einen Rechtsanspruch auf die verheißenen Segnungen gebe. Das ist der Beweis, der im vierten Kapitel geführt wird.

2. Freilich scheint der Gegenstand des Glaubens, der dem Abraham zur Gerechtigkeit angerechnet wurde,

ein anderer zu sein, als beim christlichen Glauben. Abraham glaubte nämlich, daß Gott die ihm gegen alle Wahrscheinlichkeit gemachte Verheißung von zahlreicher Nachkommenschaft und vom Segen der Völker durch Einen seiner Nachkommen erfüllen werde. Dieser Glaube ist aber von dem christlichen nur scheinbar verschieden. Auch Abraham glaubt damit an den Erlöser, aber an den künftigen, die Christen dagegen an den gekommenen. Auch Abraham schloß sich mit jenem unerschütterlichen Vertrauen, das vom Christen verlangt wird, an die göttliche Offenbarung an und war von der Wahrheit ihres Inhaltes fest überzeugt, obwohl alle Umstände nach menschlicher Verstandesberechnung dagegen sprachen. Dabei war sein Glaube nicht bloß ein theoretischer, sondern ein lebendiger, in freiem Gehorsam wirksamer. Deswegen kann auch der Apostel Jakobus **II. 21.** auf ihn sich berufen, um die Nothwendigkeit der Werke aus dem Glauben zu beweisen, welche ganz andere sind, als die von Paulus gemeinten Werke vor und außer dem Glaubenszustande. Die Probe des freien und liebenden Gehorsams aus dem Glauben bestund Abraham, als er auf göttlichen Befehl ohne Widerrede sich bereit zeigte, seinen Sohn Isaak zu opfern, obwohl dadurch die Möglichkeit aufgehoben zu werden schien, daß die ihm gegebenen Verheißungen **I.** Mos. **XXII.** in Erfüllung gehen konnten. Dadurch erhielt nach Jakobus der obige von Paulus angeführte Text seine volle Erklärung und Ergänzung. Freilich war Gehorsam besser als Opfer, d. h. Gott wollte von Abraham nur das Opfer gehorsamer Liebe und erließ ihm die wirkliche Opferung des Sohnes.

3. Nun leuchtet auch ein, wie Paulus am Schlusse unsers Kap. V. 23. f. sagen kann, es sei nicht bloß

Abrahams wegen geschrieben, daß es ihm zur Gerechtigkeit angerechnet ward, sondern auch unsertwegen. Abraham und seine Geschichte hat nämlich nicht nur eine individuelle, sondern auch typische, vorbildliche Bedeutung. Die verlangte, aber dann erlassene Opferung seines Sohnes ist ein Vorbild dessen, was später Gott selbst wirklich vollzog. Wenn daher Isaak auf dem Wege den Vater fragt: „Wo ist das Schlachtopfer?“ und zur Antwort erhaltet: „Gott wird sich ein Schlachtopfer ausersehen“, so wissen wir nun, welches er sich, nämlich in Jesus Christus, ausersehen hat.

Und wenn es dann I. Mos. XXII. 18. weiter heißt: „In deinem Samen sollen gesegnet werden alle Völker der Erde, weil du meiner Stimme gehorcht hast“, so ist dieses derjenige Segen, der von Christus ausgeht und allen Kindern Abrahams zu Theil wird, die es nicht nur dem Fleische sondern dem Geiste nach sind, also in jenem Sinne, den Christus bei Joh. VIII. 39. andeutet mit den Worten: „Wenn ihr Kinder Abrahams seid, so thut auch Abrahams Werke.“

Wir haben hier eines von den unzähligen Beispielen des großartigen, wunderbaren Zusammenhangs, in welchem die Werke Gottes in seiner Offenbarung durch Jahrtausende hindurch stehen.

§. 16.

Der Friede in Christo dem zweiten Adam und Stellvertreter der Menschheit.

Diese Aufschrift bezeichnet den Inhalt des fünften Kapitels, das mit den Worten beginnt: „Da wir nun durch den Glauben gerechtfertigt worden sind, so haben

wir ($\epsilon\chi o\mu\epsilon\nu$ nicht $\epsilon\chi\omega\mu\epsilon\nu$) Friede mit Gott durch unsern Herrn Jesus Christus".

Nachdem der Apostel durch die bisherige Erörterung gezeigt, daß die Gnade in Christo die objektive und der lebendige Glaube an Christus die subjektive Bedingung des Allen nothwendigen Heiles sei; nachdem er auf diese Weise theoretisch die ganze Menschheit aus dem Juden- und Heidenthum mit sich auf den christlichen Standpunkt hinübergeführt hat, ruht er in dankbar freudiger Stimmung etwas aus, um das Gefühl der Beseligung, die er selbst erfahren, auszusprechen und die Größe der durch Christus verliehenen Wohlthat auch dadurch anschaulich zu machen, daß er ihn als Urheber des Lebens mit Adam als dem Urheber des Todes vergleicht. Die einzelnen Früchte der Rechtfertigung sind aufgezählt V. 1. — 11. und dann folgt die genannte Parallele. Hievon besonders.

1. Wie der Apostel schon in seinen Grußformeln in Gnade und Friede alles zusammenzufassen pflegt, was er dem Menschen Gutes wünschen kann; so erscheint hier der Friede mit Gott als die Folge der gläubig ergriffenen Gnade, welche auch die noch weiter in diesem Kapitel erwähnten Güter in sich schließt.

a) Wo der Friede mit Gott ist, da ist zunächst negativ sein Zorn gewichen, d. h. die göttliche Strafgerechtigkeit hat keinen Gegenstand und keinen Grund mehr. An die Stelle dieses Zornes ist aber auch positiv wohlgefällige und wohlthätige Liebe getreten, welche durch das Bewußtsein und Gefühl derselben auch im Menschen Gegenliebe erzeugt. Wenn nun im V. 2. die Gnade nicht als Quelle, sondern als Folge des Friedens mit Gott bezeichnet wird, so ist wohl zu beachten, daß unter der „Gnade in der wir stehen", eben der Gnadenstand

eines gerechtfertigten Christen zu verstehen, und wohl von dem Akte der Begnadigung oder Entsündigung zu unterscheiden ist.

b) In dem Frieden, den wir im Gnaden-Zustande mit Gott haben, liegt weiter die freudige Hoffnung auf künftige Herrlichkeit und Seligkeit. Und da mit dieser (nach anderweitiger Lehre des Apostel Paulus unten VIII. 18.) die Leiden dieser Welt in gar keinen Vergleich kommen, so können sie auch unsere freudige Hoffnung nicht stören, sondern müssen sie vielmehr befestigen, weil sie geeignet sind, das wahre Glaubensleben zu erhalten und zu vervollkommnen, denn die Trübsal veranlaßt Ausdauer, standhafte Beharrlichkeit. Daraus geht jene Erprobtheit (δοκιμη), jener Seelenzustand hervor, der durch Prüfungen mit Standhaftigkeit hindurchgegangen, fast alle Möglichkeit des Rückfalls ausschließt und dann um so sicherer in der Hoffnung ist. Daß diese Hoffnung wirklich in Erfüllung gehen werde, verbürgt aber ganz vorzüglich die unendliche Liebe Gottes, welche durch Mitwirkung des hl. Geistes auch in unserem Herzen einen Wiederhall findet und so groß ist, daß der Mensch selbst für den edelsten Freund kaum zu thun vermag, was sie für Feinde gethan hat. Da wir nun aber diese Feinde nicht mehr sind, so können wir um so zuversichtlicher erwarten, daß die Begnadigten auch beseligt werden.

2. Die durch Christus uns erwiesenen Wohlthaten werden nun noch mehr veranschaulichet durch die von V. 12 — 21. durchgeführte Vergleichung des von Adam stammenden Uebels mit den durch Christus bewirkten Segnungen. Das erste haben wir schon §. 12 betrachtet und bemerken daher hier nur Folgendes:

Adam und Christus stehen formell in einem gleichen

Verhältnisse zum Menschengeschlechte. Beide sind Stellvertreter des Geschlechtes, in welchem Sinne sie die Güntherische Philosophie Gattungsmenschen nennt. Beide sind in der geistigen Lebensrichtung maßgebend für diejenigen, welche mit ihnen Eine moralische Person bilden, oder von ihnen abstammen, und zwar abstammen bei jenem durch fleischliche Geburt, bei diesem durch geistige Geburt aus Gott. Von beiden verbreiten sich Wirkungen auf das ganze Geschlecht und nehmen beiderseits ihren Ausgang von freier Willensthat. *) Aber die beiden Thaten und ihre Erfolge sind verschieden; sie treten als Gegensätze neben und gegen einander, und so ist also das Verhältniß von Adam und Christus zum Menschengeschlechte, obwohl formal gleich, doch seinem Wesen nach ein entgegengesetztes. Die That Adams ist eine That des Ungehorsams, der Sünde, und so ist er Urheber der Sünde und ihrer Strafe, des Todes, für das Menschengeschlecht geworden. Die That Christi aber ist ein Werk des absoluten Gehorsams und der unbedingten Vollziehung des göttlichen Willens. Dadurch hat Christus die verlorne Gnade für das Geschlecht wieder erworben und wurde so der Urheber der Rechtfertigung und des ewigen Lebens. — Der Apostel umfaßt hier die ganze Entwicklungsgeschichte des Menschengeschlechtes nach ihren zwei Hauptrichtungen: Abfall von der Idee des Menschenlebens und fortgehende Entwicklung gegen dieselbe; sodann Zurückführung zu dieser Idee und vollendete Verwirklichung derselben im Jenseits, so daß die Segnungen der Gnade und stellvertretenden Verdienste Christi die Wirkungen des ersten Sündenfalls überwiegen, und nicht nur die Sünde Adams und ihre

---

*) Adalbert Maier Comm. S. 171.

eigentlichen Folgen, sondern auch die vielen wirklichen Sünden der einzelnen Menschen aufheben.

(Viele sprachliche Schwierigkeiten, welche der Urtext in diesem Kapitel hat, können hier nicht berücksichtiget werden.)

§. 17.

Das sittliche Leben des Gerechten in Christo.

Werden wir verharren im Sündigen? Das sei ferne! VI. 1 und 2.

1. Die bisherige Lehre des Apostels, die er auch anderswo schriftlich und mündlich vorgetragen hatte, konnte mißverstanden werden und ist auch schon zu seiner Zeit vielfach mißdeutet worden. Er hatte nämlich die objektive Bedingung des Heils so stark hervorgehoben, daß die subjektive entweder übersehen, oder leicht nicht in ihrer vollen Bedeutung erkannt werden konnte. So sind folgende Mißverständnisse möglich:

a) Wenn die menschliche, auf eigene Kraft sich stützende Selbstanstrengung erfolglos war, so wirkt die Gnade alles zu unserm Heile Nothwendige, und der Mensch darf in sorgloser Sicherheit die Hände in den Schoos legen, oder sogar fortfahren zu sündigen, damit die Gnade mehr zu überwinden habe und um so herrlicher ihr Sieg sei.

b) Wenn der Christ nicht mehr unter dem Gesetze steht, so ist er gesetzlos und niemanden dienstbar.

c) Die Rechtfertigung, die so nur Sache der Gnade ist, kann daher auch nur ein äußerlicher richterlicher Akt sein, wodurch Gott dem Menschen die vergangenen und künftigen Sünden nachläßt, und besteht nicht in einer

inneren Tilgung der Sünde und einer inneren Umwandlung und Heiligung des ganzen Seelenlebens.

2. Solche irrige Ansichten widerlegt nun der Apostel im sechsten Kapitel und den sechs ersten Versen des siebenten Kapitels.

a) Vorerst ist wohl zu beachten, daß der bisherige objektive Lehrton des Apostels im Folgenden in den Ton der Ermahnung übergeht und daher nicht bloß an die Intelligenz, sondern an den freien Willen des Menschen sich richtet. Es wird also das freie Willensvermögen des Menschen vorausgesetzt und das wahre Leben eines Christen als das Produkt von zwei Faktoren dargestellt; einerseits als Wirkung der durch Christus vermittelten Gnade und andererseits als Folge der ihr mitwirkenden freien Selbstbestimmung. Die Reformatoren und Jansenisten halten nur das erste Moment fest, die Pelagianer aber und Rationalisten nur das zweite. Die Gedanken und Ermahnungen des Apostels sind nun folgende.

b) Der wahre Christ ist mit Christus „zusammengepflanzt", d. h. zu Einer moralischen Person mit ihm geworden, und hat also Alles mit ihm gemein, Tod und Leben, so daß er mit Christus dem alten Menschen und damit der Sünde abgestorben nun auch mit ihm ein neues Gott gewidmetes Leben lebt. Es wäre daher ein Widerspruch mit dem Wesen eines wahren Christen, der als solcher, wie Paulus anderswo mehr ausführt, ein Glied am Leibe Christi und ein Tempel des hl. Geistes ist, wenn er statt dieses hl. Geistes die Sünde in seinem Leibe herrschen lassen und seine Glieder als Werkzeuge der Bosheit hingeben wollte. Daß dieses nicht sein soll, deutet selbst der äußere Taufritus symbolisch an, indem das Untertauchen das Ertödten, Ertränken des alten sündhaften Menschen bezeichnet, um dann gereinigt aus

dem Wasser hervorzugehen, wie Christus aus dem Grabe mit einem von nun an unsterblichen Leibe hervorging.

c) Ein solches neues heiliges Leben mit Christus zu führen ist jetzt möglich, und zwar möglich gemacht durch die Gnade, welche nicht kraftlos ist, wie das bloße Gesetz, sondern bewirkt, daß die Sünde, wenn sie auch noch äußerlich auf den Menschen eindringt, doch nicht mehr im Inneren die Herrschaft führt. Jemanden dienstbar muß der Mensch immerhin bleiben, denn er ist kein absolutes, sondern von Gott abhängiges Geschöpf und muß also den Willen Gottes als Richtschnur betrachten. Nun ist der Gerechtfertigte aus dem Dienste der Sünde in den Dienst der Gnade zur Gerechtigkeit hinübergetreten. Dieser Dienst ist nicht mehr ein Sklavendienst, sondern der Dienst eines Kindes, das von dankbarer Liebe getrieben mit Freude und wahrer Freiheit dem Vater sich unterwirft. Jener Sklavendienst führte durch Dinge, deren man sich schämen muß, zum Tode; dieser freie Gehorsam aber führt durch Heiligung zum ewigen Leben. Dort erhaltet der Mensch den selbstverdienten Sold, hier aber erhaltet er mehr als was er verdient, denn nur die mitwirkende von Christus verdiente Gnade macht das Leben des Christen so verdienstlich, daß ihm das ewige Leben zu Theil wird, und dieses bleibt insofern immerhin ein Gnadengeschenk.

d) Ganz anders verhielte es sich, wenn der Mensch noch unter dem Gesetze stünde, welches äußerlich Forderungen stellt und denjenigen, der sie erfüllen würde, zu Gegenforderungen berechtigte, aber nur zu solchen, die den geringen Leistungen des Menschen angemessen wären, also nie auf ewige Seligkeit gehen könnten. Der Christ ist aber nicht mehr unter dem Gesetze. VI. 14. Diesen Satz führt der Apostel im Kapitel VII. 1 — 6 mehr aus.

Er geht von dem allgemeinen unter den Juden sprichwörtlich bekannten Satze aus, daß man irgend einem Gesetze nur auf Lebenszeit unterworfen ist. Dieses ist nun auch mit dem mosaischen, sowohl statutarischen als äußeren moralischen Gesetze, dessen Kenntniß der Apostel bei Christen voraussetzt, der Fall. Es war als Zuchtmeister für den alten fleischlichen Menschen bestimmt. Dieser ist aber durch die Taufe mit Christus gestorben, und also in dem früheren Sinne dem Gesetze nicht mehr unterworfen, seiner Zuchtruthe entgangen.

Dieses wird sofort durch ein Beispiel vom Ehegesetze hergenommen erläutert. Das eheliche Band wird durch den Tod aufgelöst und der überlebende Theil frei. Nun waren die Juden mit dem Gesetze Jehovahs gleichsam ehelich verbunden und galten als Ehebrecher, wenn sie ihm untreu wurden. Die Christen aber, frei gemacht durch den Tod in Christo, stehen als Glieder der Kirche bereits in einem neuen ehelichen Verbande mit Christus. Aus diesen beiden mystischen Ehen gehen ganz verschiedene Früchte oder Kinder hervor, dort zum Tode, hier zum Leben. Die Verschiedenheit dieser Früchte siehe Gal. V. 18 — 24. (Nebenbei ist hier zu beachten, daß Paulus in dem angeführten Beispiele die lebenslängliche Unauflöslichkeit der Ehe, welche die katholische Kirche festhält, so wie das Erlaubtsein einer zweiten Ehe lehrt. Er will zwar nicht eigentlich hierüber reden, sondern etwas anders beweisen, allein zum Beweise einer Wahrheit kann er sich nicht einer Unwahrheit bedienen.)

Natürlich will hier der Apostel durch seine Lehre von der Befreiung vom Drucke des Gesetzes dem Worte Christi nicht widersprechen, daß er gekommen sei, nicht um das Gesetz aufzuheben, sondern es in Erfüllung zu bringen. Ja Paulus sagt selbst I. Cor. VII. 19. „Die

Beschneidung ist nichts und die Vorhaut ist nichts, sondern die Beobachtung der Gebote Gottes.“ Das Gesetz erhaltet nur eine andere Stellung. In der durch den hl. Geist vermittelten Verbindung mit Christus wird das statutarische Gesetz allerdings überflüssig, weil es nur für eine gewisse Zeit gegeben war; das Moralgesetz aber wird aus einem äußeren ein innerliches, indem der Geist Gottes, von welchem der Christ getrieben wird (Gal. V. 18), nicht nur die sittlich religiöse Wahrheit der Intelligenz vollkommener mittheilt, sondern auch den Willen stärkt, so daß das neue von innen heraus sich gestaltende Leben der Liebe Gottes der äußeren Gebote und Verbote, der hemmenden Fesseln, nicht mehr bedarf, sondern mit Freuden will, was der Widerspänstige soll. Die dankbare Liebe in der Kraft des hl. Geistes wartet nicht auf die Forderung des Gesetzes, der Wille Gottes ist ihr nicht äußerlich gegenüberstehend, sondern die innere Lebenskraft, und veranlaßt daher nicht mehr das Bewußtsein der Sünde, sondern das beseligende Gefühl der Kindschaft und Freundschaft Gottes. So ist die Liebe des Gesetzes Erfüllung, und in diesem Sinne der Christ nichts weniger als gesetzlos.

Entwicklungsgeschichte des individuellen sittlich-religiösen Lebens.

§. 18.

a. Im unerlösten Zustande. VII. 7—25.

> Nicht das Gute, das ich will, thue ich, sondern ich thue das Böse, das ich nicht will. VII. 19.

Bisher hat der Apostel mehr dogmatisch und im Allgemeinen gesprochen, im Folgenden aber spricht er mehr

geschichtlich und individuell, gleichsam von sich selbst, jedoch so, daß dasjenige, was er erfahren hat, auch als die Erfahrung eines jeden Individuums gedacht ist. Dadurch erhaltet das Frühere erst seine volle Beleuchtung und spezielle Anwendung.

Er zeigt nämlich zunächst, wie der einzelne Mensch aus dem unentwickelten, moralisch noch indifferenten Kindheitszustande zum Leben unter dem Gesetze übergeht, in welchem die inwohnende Sünde durch den Widerstand des Gesetzes erwacht und einen inneren Kampf entstehen läßt, der den Widerspruch mit dem Gesetz und den Sklavenzustand unter der Sünde zum traurigen Bewußtsein bringt. Daraus entsteht das Gefühl des eigenen Elendes und der Erlösungsbedürftigkeit.

1. Das Leben ohne Gesetz, wo die Sünde noch todt ist.

Das Gesetz überhaupt, als Vorhaltung des göttlichen Willens, ist dem Menschen nothwendig, um ihn zum Bewußtsein seiner Freiheit und sittlichen Würde zu bringen. Dem vernunftlosen Thier, welches keine sittliche Aufgabe hat, ist daher auch kein Gesetz zum Bewußtsein gebracht, mit dem es sich frei in Harmonie setzen oder ihm widersprechen, also tugendhaft oder sündhaft sein kann. Der Mensch aber als vernünftig-freies Wesen bedurfte schon im Urzustande zur Entwicklung seiner sittlichen Anlage eines Gesetzes, damit das Gute sein frei erworbenes Eigenthum werde. Dieses Bedürfniß ist im gefallenen Menschen geblieben, allein sein Verhältniß zum Gesetze doch ein anderes geworden. Die Anreizung zur Uebertretung des Gesetzes kam beim ersten Menschen von außen, denn er war heilig und gerecht. Beim gefallenen aber kommt sie von innen, denn die Sünde, als böser Hang, als nicht beherrschte und überwundene Begierlich-

keit, ist auch schon im Kindheitszustande latent vorhanden und wartet nur auf einen Anlaß, um aus dem Schlafe zu erwachen und aufzuleben. Bis dieses geschieht, ist der Mensch ohne bewußte und mit freier Uebertretung begangene Sünde. Erst wenn der Mensch zu den sogenannten Vernunftjahren kommt, wird er dessen bewußt was er soll, aber die innwohnende Sünde, die vorherrschend fleischliche Richtung treibt ihn an, dieses nicht zu vollziehen. So ist das Gesetz im Allgemeinen und das Gebot im concreten Falle an sich heilig und gut; allein die innere Krankheit des Menschen nimmt an ihm Anlaß, hervorzutreten. Die innere Krankheit vorausgesetzt ist sogar dieses Hervortreten nach dem Plane Gottes nothwendig, damit der Kranke den Arzt aufsuche und ihm könne geholfen werden.

2. Das Leben unter dem Gesetze, wo die Sünde waltet.

Tritt die Sünde hervor, wacht sie aus dem Schlafe auf, so wird sie von dem besseren Ich des Menschen, der gottverwandten Natur als solche erkannt und mißbilligt, ohne daß dieser bessere von der erlösenden Gnade noch verlassene Theil die Kraft hätte, sie zu unterdrücken. So entsteht der Zwiespalt des Menschen mit sich selbst, das Gewissen übt nicht nur seine gesetzverkündende, sondern auch seine strafende Funktion aus. Es geschieht, was schon Ovid. Metam. sagte: Video meliora proboque deteriora sequor — oder mit anderen Worten: nitimur in vetitum. Ganz in Uebereinstimmung mit diesen Sätzen ist die paulinische Schilderung des Kampfes V. 8 — 23, wornach das bessere Ich, die von Gott anerschaffene Natur das Gute will und billigt, das Böse aber nicht will und verdammt, dabei jedoch die Erfahrung macht, daß es zur Vollbringung des Guten zu

schwach ist, weil ein anderes Gesetz, das Gesetz der Sünde im Fleische wohnt und seine Forderungen durchsetzt. So erkennt der Mensch und bekennt es, daß er aus sich selbst nichts vermag und verloren wäre, wenn ihm nicht anderwärts geholfen würde. Damit erwacht die Sehnsucht nach einem Erlöser, welche Paulus mit den Worten ausspricht: „Ich unglücklicher Mensch! Wer wird mich von dem Leibe dieses Todes befreien!" d. h. wer wird meiner fleischlichen Natur ihre Tod bringende Eigenschaft wegnehmen. Gerade diese Sehnsucht war die Vorbereitung auf die Erlösung, welche das Gesetz dadurch, daß es die Sünde zum Bewußtsein und zur Erscheinung brachte, bewirken sollte. Ueberall wo diese Sehnsucht erwacht ist, da ist auch der Aufnahme des Heilandes der Weg gebahnt. In dem freudigen Bewußtsein, diesen Weg selbst gefunden und Andern ihn zu zeigen den Beruf zu haben, antwortet Paulus auf die aufgeworfene Frage: „Die Gnade Gottes durch Jesum Christum unsern Herrn."

3. Auch Christen kommen in den geschilderten Zustand.

Paulus spricht zwar von Nichtchristen, die erst noch zu Christus kommen und durch die Taufe in die christliche Gemeinschaft aufgenommen werden sollen. Allein insofern auch Christen in ein Sündenleben zurückfallen und dann einer zweiten Rechtfertigung bedürfen, machen auch sie jene Erfahrung, die Paulus hier schildert. Namentlich wird zwar durch die Kindertaufe der Mensch objektiv in das Reich Gottes aufgenommen und in demselben erzogen, und sollte immer mehr in den subjektiven Besitz desselben gelangen. Allein bei dem vielen Bösen, das in der Welt auf den heranwachsenden und erwachsenen Christen eindringt, ist es sogar Regel, daß

derselbe in einen Zustand kommt, wo er des zweiten Rechtfertigungsmittels, der Buße bedarf, und so eine mühevolle Wiedergeburt durchmachen muß. Der Lebensgang in ungetrübter Unschuld und Tugend, den ein hl. Dominikus, Philipp Neri und Aloisius durchgemacht haben, ist auch unter Christen weit seltener als derjenige, den Gott einen hl. Franziskus, Norbert (Stifter des Prämonstratenser-Ordens), Ignatius von Loyola, Rancé (Stifter des Trappisten-Ordens) 2c. geführt. So werden auch die meisten Christen in den Fall kommen, die beschriebenen Erfahrungen des Kampfes mit der Sünde, des inneren Zwiespaltes selbst auch zu machen und die Sehnsucht nach Erlösung zu fühlen. Die in diesem Falle nothwendige secunda post naufragium tabula ist dem Katholiken in dem Sakramente der Buße angeboten.

§. 19.

b. Im erlösten Zustande. VIII. 1—17.

Alle, die vom Geiste Gottes getrieben werden, sind Kinder Gottes und Miterben Christi. VIII. 14 und 17.

Wenn es den Anschein hat, daß hier Paulus wiederhole, was er schon im V. und VI. Kapitel gesagt hat, so ist allerdings richtig, daß er frühere Gedanken, namentlich den in Kapitel VI. 14, daß wir unter der Gnade leben, wieder aufnimmt, allein um ihn theils individueller anzuwenden, theils zu vervollständigen, und so die Demonstration des Hauptsatzes, das Evangelium sei eine Kraft Gottes zum Heile für jeden Gläubigen, zu vollenden und abzuschließen.

Das neue geistige Leben, dem das fleischliche nur zur größeren Beleuchtung noch gegenüber gestellt wird, erscheint daher hier als begründet in der unsichtbaren

Gnadenwirkung des an die Stelle Christi getretenen hl. Geistes. So ist denn auch hier von der Gnade im engeren Sinne die Rede, wornach sie von dem objektiven Erlösungswerke Christi unterschieden wird und in einer inneren Einwirkung des göttlichen Geistes zur Erleuchtung des Verstandes und Stärkung des Willens besteht. Damit ist der Natur des Menschen jener göttliche Geist (πνευμα θειον) wieder gegeben, dessen er bedarf, um in lebendiger Verbindung mit Gott zu stehen und seine Bestimmung zu erreichen. Als einzelne Momente des neuen Lebens erscheinen nun folgende:

1. Der Erlöste ist zunächst negativ der Verdammung enthoben, d. h. er hat den göttlichen Zorn oder Strafgerechtigkeit nicht mehr zu fürchten. Zwar bleibt auch im Wiedergebornen noch die Begierlichkeit, welche von der Sünde stammt und zu derselben anreizt. Auch der Wiedergeborne hat noch einen Kampf zu bestehen, und ohne außerordentliche Gnade, wie nur die Mutter Jesu empfangen hat, ist keiner im Stande, sich aller kleineren Fehler zu enthalten. Auch der Gerechtfertigte hat Ursache, fortwährend Gott zu bitten: „vergib uns unsere Schulden"; allein diese Bitte desselben wird auch fortwährend erhört, und zwar deswegen, weil nicht mehr die Sünde, sondern der hl. Geist im Menschen die Herrschaft führt, das eigentliche Lebensprinzip ist.

2. Beim Erlösten ist nämlich zum Wollen des Guten auch das Vollbringen hinzugekommen.

Was früher dem bloßen Fleisch, der gottverlassenen menschlichen Kreatürlichkeit unmöglich war, das ist nun durch den von Christus verdienten und gesandten hl. Geist, das Prinzip der inneren Gnadenwirkung möglich gemacht. Der Mensch vermag nun alles in dem der ihn stärkt. Diese göttliche Kraft geht bei allem Guten

erregend voran, begleitet und unterstützt den mitwirkenden Willen und macht ihm möglich im Streben nach dem Göttlichen zu verharren. Freilich ist das Getriebenwerden vom hl. Geiste nicht mechanisch zu verstehen, als ob die Gnade die menschliche Freiheit aufhebe und unwiderstehlich wirke, wie die Calvinisten und Jansenisten behaupten. Die menschliche Wahlfreiheit, welche auch der Gnade widerstehen kann, ist durch die ganze Offenbarung theils vorausgesetzt, theils in Uebereinstimmung mit unserem Bewußtsein so ausdrücklich gelehrt, daß Paulus hier nicht das Gegentheil kann sagen wollen. Das „Getrieben werden" bedeutet daher nur: „sich leiten lassen." So kommen wir durch den hl. Geist zu Christus und durch Christus zum Vater, und steigen also auf dem umgekehrten Wege zu Gott auf, auf welchem er zu uns herabgestiegen ist.

3. Der Erfolg des treuen Mitwirkens mit der Gnade des Geistes ist L e b e n und F r i e d e.

Es ist damit das ewige Leben gemeint, welches aber schon hienieden beginnt. Es besteht darin, daß an die Stelle des an sich tödtlichen Zwiespalts, welchen die Sünde in die Menschennatur gebracht hat, die Harmonie aller Lebenskräfte unter sich und mit Gott getreten ist. Dadurch ist der Mensch in die Idee seines Wesens zurückversetzt und all seine Thätigkeit ist auf die Realisirung dieser Idee gerichtet und dadurch wahrhaftes Leben. Das Gefühl dieser Harmonie ist der Seelenfriede, bei welchem die Stürme der Leidenschaften sich gelegt haben und das Bewußtsein der Freundschaft Gottes die Seele beglückt. Dieser Friede der Seele ist eines mit dem Gefühl der Kindschaft Gottes V. 15, wo der Mensch nicht mehr als Knecht oder Sklave den Willen seines despotischen Herren ungern vernimmt und beim Nicht-

vollziehen desselben vor der drohenden Strafe zittert, sondern sich in die Liebe Gottes aufgenommen fühlt, und nun mit kindlicher Ehrfurcht und Gegenliebe den Willen des Vaters gerne vernimmt und mit Lust und Freude vollbringt. Von dieser Kindschaft Gottes gibt der göttliche Geist unserem Geiste Zeugniß und der Mensch hat in Folge dessen eine beruhigende Zuversicht. Diese Zuversicht ist indessen nicht volle Gewißheit, und der Mensch muß stets bedenken, daß er sich über die Stimme des hl. Geistes auch täuschen könnte. Dadurch wird er vor falscher Sicherheit bewahrt, welche die eigene Vollkommenheit leicht überschätzt und der ewigen Seligkeit gewiß zu sein glaubt, ohne zu bedenken, daß auch der Gerechtfertigte wieder fallen und unter die Herrschaft der Sünde zurücksinken kann.

4. Während durch die Rechtfertigung der geistige Tod aufgehoben wird, behaltet der Leib, als Folge der Sünde, noch die Sterblichkeit, wird aber einstens auch zur Verherrlichung auferweckt werden. V. 10 u. 11. Paulus lehrt damit die Auferstehung der Leiber, eine Lehre, welcher er im I. Cor. das ganze XV. Kapitel widmet. Er sagt dort ausdrücklich, daß die Auferstehung eine allgemeine sei. Es gibt aber, wie Christus lehrt Joh. V. 29, eine Auferstehung zum Leben und eine Auferstehung zum Tode, d. h. die von Christus Erlösten gehen mit ihren Leibern ins ewige Leben, die Verworfenen aber in die ewige Verdammung ein. Paulus spricht hier nur von der ersten und braucht daher auch das Wort „lebendigmachen“ statt „erwecken“ (*ζωοποιειν* statt *εγειρειν*). Er hat nur solche im Auge, deren Leiber nach der Auferstehung auf eine ähnliche Weise zur Verherrlichung umgestaltet werden, wie es mit dem Leibe Christi, ihrem Vorbilde, geschehen ist. Dadurch ist dann

der Zerfall, welchen die Sünde in die Menschennatur gebracht hat, vollständig gehoben und durch den zweiten Adam gut gemacht, was der erste verdorben hat. Der bis dahin auch bei Erlösten fortdauernde Tod ist zwar, als etwas Widernatürliches, immer noch ein Uebel; jedoch hat er seinen Stachel, d. h. sein Schreckliches um so mehr verloren, je mehr der Geist Jesu Christi im Menschen lebt. Ja die vollkommenen Christen gehen mit Ruhe und Heiterkeit ihm entgegen und sorgen gerade dadurch für das ewige Leben auch des Leibes, daß sie, so lange er sterblich ist, seine Begierlichkeiten abtödten V. 13.

5. Die Kindschaft Gottes, welche der Mensch durch Gemeinschaft mit dem Sohne erhaltet, macht ihn auch zum Miterben Christi. Er erhaltet Theil an dessen Herrlichkeit beim Vater, also an einer Seligkeit, vor welcher die Leiden dieser Welt gänzlich verschwinden, als ganz unbedeutend erscheinen. Damit ist dann die Bestimmung erreicht, wozu Gott ursprünglich den Menschen erschaffen hat. Als nach der Sünde nothwendiges Mittel, dieses Ziel zu erreichen, erschien im Bisherigen der Glaube an das Evangelium, und damit ist das dogmatische Hauptthema des Briefes zu Ende geführt, daß nämlich das Evangelium eine Kraft Gottes sei zum Heile für Alle, die daran glauben und aus dem Glauben darnach leben.

Bei diesem Ziele angelangt, überläßt sich der Apostel im übrigen Theile dieses Kapitels einer freudigen Begeisterung. Im Hinblicke auf die Umgestaltung, die auch der ganzen Natur bevorsteht, wenn sie nicht mehr einem sündigenden Menschengeschlechte dienen muß, personifizirt der Apostel in poetischer Schilderung die Natur und schreibt ihr eine Sehnsucht nach solcher Umgestaltung zu. — Der Apostel ist nun ganz beruhigt; in trostvoller

Hoffnung überläßt er sich dem Geiste, der für uns bittet, und er weiß, daß derjenige, der seinen Sohn uns geschenkt, auch das Höchste nicht vorenthalten will und den Gottliebenden am Ende alles zum Besten gereicht. Nichts kann ihn daher auch von dieser Liebe scheiden, welche Zuversicht er zum Schlusse in einem erhabenen, gottbegeisterten Triumphgesange ausspricht. Erasmus bemerkt zu dieser Stelle: Quid usquam Cicero dixit grandiloquius? Solche Stellen sind auch der Grund, warum selbst der heidnische Neuplatoniker Longinus den Paulus zu den größten Rednern gerechnet hat.

II.
Polemischer Theil
gegen die Juden.

§. 20.
Ueber die Gnadenwahl oder Prädestination.

Es liegt nicht an Jemandes Wollen oder Laufen, sondern an Gottes Erbarmen. IX. 16.

Je größer die Freude des Apostels war im Gefühle der durch Christus erhaltenen, und jedem Gläubigen zu Theil werdenden Beseligung, desto tiefer war nun auch die Betrübniß im Hinblicke auf die Stellung, welche seine Volksgenossen zu dem angebotenen Heile angenommen hatten. Da die Juden sowohl, als die judaisirenden Christen ihn für einen Feind hielten, so betheuert er vorab seine gränzenlose Liebe zu seinen Volksgenossen, so daß er, wenn es möglich wäre, seine eigene Seligkeit für ihre Rettung hinzugeben bereit wäre. Dabei weiß der Apostel freilich, daß er von etwas Unmöglichem spricht.

Diese Liebe gründet sich zunächst auf die nationale Verwandtschaft, und wir sehen daher hier an Paulus ein Beispiel und damit eine Rechtfertigung der patriotischen Vaterlandsliebe. Vorzüglich aber gründet sie sich auf die dem jüdischen Volke zu Theil gewordenen Vorzüge und Wohlthaten Gottes, die aufgezählt werden bis zu der höchsten, der Krone aller hinauf, die darin besteht, daß Gott aus ihm denjenigen dem Fleische, d. h. der menschlichen Natur nach abstammen ließ, der seiner höheren Natur nach Gott ist gepriesen in Ewigkeit. Der Apostel hat nun die traurige Wahrheit darzulegen, und dabei Gott zu rechtfertigen, daß alle diese Vorzüge dem größten Theil des israelitischen Volkes nichts nützen, sondern auf die Heiden übergegangen sind. So stellt er nun den Juden in den folgenden drei Kapiteln jene drei Sätze entgegen, die wir schon im §. 7 Nr. 2 angeführt.

Der erste in diesem IX. Kapitel ausgeführte Satz lautet:

„Um der Verheißungen Gottes theilhaft zu werden, kommt es nicht auf die leibliche Abstammung an, sondern nur auf die geistige Kindschaft Gottes, und die freie göttliche Gnadenwahl.“

Wir haben hier besonders die letzte zu berücksichtigen, denn gerade auf dieses Kapitel in Verbindung mit Kap. VIII. 28—31 gründet Calvin seine Lehre von einer absoluten Prädestination zur Seligkeit oder zur Verdammung. Wir wollen nun diese Calvinische Lehre darlegen, ihr die katholische gegenüber stellen, und dann sehen, auf welcher Seite der Apostel Paulus stehe.

Die Calvinische Prädestinationslehre ist nach wörtlicher Uebersetzung folgende *):

---

*) Calv. inst. l. III. c. 21 n. 5.

„Vorherbestimmung nennen wir jenen ewigen Rathschluß Gottes, durch welchen er bei sich bestimmt hat, was er aus jedem Menschen wolle werden lassen. Denn nicht zu gleichem Schicksale sind Alle erschaffen, sondern den Einen ist zum voraus das ewige Leben, den Andern die ewige Verdammung beschieden (praeordinatur). Je nachdem also Jemand zu dem einen oder anderen Zwecke geschaffen ist, nennen wir ihn zum Leben oder zum Tode prädestinirt." Bei den Erwählten sei dieser Rathschluß auf unverdiente Barmherzigkeit gegründet, die Verworfenen aber werden durch ein gerechtes und untadelhaftes aber unbegreifliches Gericht vom Zugang zum Leben ausgeschlossen.

Hiemit ist die göttliche Gerechtigkeit und Barmherzigkeit als unvereinbar erklärt, gleich als ob Gott nicht gegen Jedermann gerecht und barmherzig zugleich sein könnte. Gerade die Art und Weise, wie der Mensch die Gaben der Barmherzigkeit und Langmuth Gottes benutzt, gibt der Gerechtigkeit Stoff zu ihrem endlichen Urtheile. Aber gerade auf diese Benutzung käme es nach Calvin nichts an, weil die moralische Freiheit des Menschen aufgehoben wird. Dann aber ist dem Menschen auch nicht möglich zu sündigen, und weil so keine Schuld sich denken läßt, so hätte auch die göttliche Barmherzigkeit eben so wenig etwas zu verzeihen, als die Gerechtigkeit etwas zu strafen. Die Calvinische Lehre löst sich also durch inneren Widerspruch selbst auf, oder macht Gott zu einem willkürlichen Despoten, der eben so wenig Gerechtigkeit als Barmherzigkeit hätte.

2. Ganz anders hat die katholische Kirche zu allen Zeiten vor und nach Calvin gelehrt. Schon das Concil von Orange im Jahr 529 hatte Veranlassung zu erklären: „Daß Einige durch die Macht Gottes zum Bösen

vorherbestimmt seien, glauben wir nicht nur nicht, sondern verwerfen auch mit allem Abscheu Solche, die so üblen Glauben haben sollten."

Das Concil von Trient bleibt also nur der alten Lehre treu, wenn es Sess. VI. can. 17. die Behauptung verwirft, die Gnade der Rechtfertigung werde nur den zum Leben Vorherbestimmten zu Theil.

In Uebereinstimmung hiemit mußte auch die spätere Lehre der Jansenisten verworfen werden, daß Christus nicht für alle Menschen gestorben sei, und daß es nicht in der Macht der menschlichen Freiheit liege, der Gnade mitzuwirken oder ihr zu widerstehen.

Die positive Lehre der katholischen Kirche besteht nun darin, Gott wolle, daß alle Menschen selig werden, aber unter gewissen Bedingungen, die oben §. 14 schon angegeben wurden. Die Erfüllung dieser Bedingungen mache die unverdiente freie Gnade Gottes der Freiheit eines jeden Menschen möglich, zwinge sie aber nicht dazu. Wenn daher Jemand das Heil erlange, so habe er Gott dafür zu danken, wenn er es nicht erlange, sich selbst die Schuld zuzuschreiben. Die weitere Erklärung der Sache ist der Wissenschaft überlassen.

3. Auf dem Standpunkte der von der Offenbarung geleiteten Wissenschaft bemerken wir Folgendes:

Da Gott nicht an Zeit und Raum gebunden ist, so ist ihm auch der ganze Weltlauf im Ganzen und Einzelnen ewig gegenwärtig, und alles so von ihm geordnet, wie es seiner Weisheit entspricht. In dem Aufgenommensein der Dinge in diesen ewigen Weltplan besteht ihre Vorherbestimmung, wobei jedoch festzuhalten ist, daß alles „vorher" und „nachher" nur auf dem zeitlichen Standpunkt der Geschöpfe gilt, bei Gott aber wegfällt. So liegt auch in dem ewigen, d. h. zeitlosen Wissen Gottes

der Sündenfall des Menschengeschlechtes, aber als etwas, das nicht im Willen Gottes, sondern im Willen des Menschen seinen Urheber hat.

Wohl aber ist diesem Nichtseinsollenden gegenüber der ewige Rathschluß der Erlösung sowohl in Gottes Wissen, als positivem Wollen begründet. Dieser Rathschluß Gottes wird in der Schrift oft προϑεσις oder Vorausbestimmung genannt. Als solche ist sie aber eine universale, denn Paulus selbst sagt **I.** Tim. **II.** 4. u. 6.: „Gott will, daß alle Menschen selig werden, Christus hat sich zum Lösegeld für Alle hingegeben."

In sofern dieser Rathschluß der Menschheit geoffenbart wird, nennt ihn die Schrift Berufung (κλησις), und diese ist nicht weniger allgemein; an alle Menschen ergeht der Ruf Gottes zu seinem Reiche, wenn auch faktisch ihn nicht Alle zu gleicher Zeit vernehmen können.

Nicht so allgemein, als die Berufung, ist aber die Annahme derselben, nicht alle folgen dem Rufe. In diesem Sinne sagt Christus Matth. **XII.** 14: „Viele sind berufen, aber Wenige auserwählt," d. h. Alle (die Vielen) sind berufen, aber nicht Alle auserwählt. Diese Auserwählten sind nun die electi oder praedestinati im eigentlichen Sinne. Alles kommt nun darauf an, worin der Grund dieses Unterschiedes liege, daß nicht so Viele auserwählt als berufen sind. Liegt er allein in Gott, so haben wir die Calvinische Prädestinationslehre, liegt er aber allein in dem Menschen, so verfügt der Mensch im pelagianischen Sinne über sein Schicksal. Das Wahre besteht darin, daß er in der Erfüllung der Bedingung liegt, an welche Gott das ewige Heil geknüpft hat. Die objektive Bedingung erfüllt Gott allein für Alle durch Jesus Christus. Die subjektive oben geschilderte Bedingung soll der freie Mensch mit Hilfe der Gnade er-

füllen. Die wirkliche Zutheilung der Seligkeit ist wieder das alleinige Werk Gottes, aber vermöge der göttlichen Verheißung erfolgt sie bei Jedem, bei welchem die Bedingung erfüllt wird. Die Nichterfüllung nun ist die alleinige Schuld des Menschen, welcher der Gnade nicht mitwirkt. Da aber Gott von Ewigkeit her weiß, bei welchen das Eine oder Andere der Fall ist, so ist in Folge dieses Wissens (das man auf zeitlichem Standpunkte Vorherwissen nennt) auch Jedem sein endliches Schicksal von Ewigkeit her bestimmt. Damit ist die Freiheit des Menschen nicht aufgehoben. Das verschiedene Loos des Menschen wird ihnen nicht deswegen zu Theil, weil es Gott mit unabänderlichem Rathschlusse so bestimmt hat, sondern er hat es so bestimmt, weil er das verschiedene Verhalten der Menschen kennt, vorausweiß. So ist Gottes Urtheil von nichts anderem bedingt, als von seinem Wissen, und in dem Sinne absolut, wie es dieses selbst ist. Bedingt ist aber die Seligkeit und Unseligkeit der Menschen im schon angegebenen Sinne. Gott will also mit absolutem und unveränderlichem Willen, daß alle Menschen unter gewisser Bedingung selig oder unselig werden. Weil er die Erfüllung dieser Bedingung von Ewigkeit kennt, hat er auch, aber nur in diesem Sinne, jeden Einzelnen zum Leben oder zum Tode prädestinirt, und wir können also unbedenklich eine solche doppelte Prädestination annehmen, die aber von der Calvinischen sehr verschieden ist.

4. Auf welcher Seite steht nun der Apostel Paulus? Die oben an die Spitze dieses §. gestellte Stelle sowohl, als das Gleichniß von Töpfer V. 21. ꝛc. könnten allerdings, abgerissen betrachtet, beim ersten Anblick leicht zu der Meinung veranlassen, Paulus lehre eine ganz willkürliche, von Verdienst und Schuld unabhängige Prädestination zum Leben oder zum Tode.

In diesem Falle würde aber der Apostel mit sich selbst im entschiedensten Widerspruche stehen, was sich nicht denken läßt. Ueberall in seinen Briefen lehrt er die Heiligkeit Gottes und die menschliche Wahlfreiheit, welche letztere bei all seinen Ermahnungen und Strafreden vorausgesetzt ist *). So ermahnt er z. B. (I. Tim. VI. 12. u. 19.) den guten Kampf zu kämpfen, und reich zu werden an guten Werken. Selbst im Fortgange der hier in Rede liegenden Beweisführung gegen die Juden macht er ihre Verwerfung vom Verharren im Unglauben abhängig und erinnert die Heidenchristen, daß auch gegen sie Gott nur dann gütig bleibe, wenn sie im Glauben verharren. XI. 22. u. 23.

Man hat daher alle einzelnen Stellen, die eine absolute, willkührliche Prädestination zu lehren scheinen, sowohl aus dem ganzen Geiste des Evangeliums, als insbesondere aus dem ganzen Paulinischen Lehrbegriffe heraus zu erklären und sodann wohl den speziellen Zweck zu beachten, den der Apostel bei solchen dunkleren Stellen im Auge hat. In unserem Kapitel will er eben den Juden zeigen, daß sie nicht berechtigt seien, mit Ansprüchen Gott gegenüber zu treten, und daß Gott seinen Verheißungen nicht untreu werde, wenn er den größten Theil der jüdischen Nation von seinem Reiche ausschließt, oder vielmehr als außer demselben stehend erklärt und betrachtet. Haltet man diesen Gesichtspunkt und jenen allgemeinen Leitstern fest, so lösen sich leicht bei den betreffenden Stellen alle Schwierigkeiten.

*) Wenn hiegegen sich Jemand auf Augustin's Schriften: De peccatorum meritis et remissione — de praedestinatione — de dono perseverantiae — de libero arbitrio und ganz besonders: de correptione et gratia berufen wollte, so müßten wir nach genauer Prüfung derselben zugeben, daß Augustin mit der später genauer bestimmten Orthodoxie der katholischen Kirche nicht übereinstimmt, und hierin nicht maßgebend ist. Wer dieses läugnet, hat kaum obige Schriften gelesen.

a) Hieher gehören aus dem vorhergehenden Kapitel VIII. die Verse 28—30. Der Apostel spricht von Gott liebenden Gläubigen, denen am Ende alles zum Besten gereichen müsse, und so haben die folgenden Verse diesen Sinn: Die Gott als solche, welche glauben und Gott lieben, vorhergesehen, hat er auch zu Brüdern Christi vorherbestimmt. Er hat ihnen diese Bestimmung durch Berufung kund werden lassen, und weil sie dem Rufe folgen, werden sie auch gerechtfertigt und erhalten Theil an der himmlischen Herrlichkeit.

b) Weil der Apostel in unserm XI. Kapitel die Juden im Auge hat, argumentirt er auch meistens aus dem Alten Testamente und beruft sich V. 11 auf Jakob und Esau, von welchen dem Jüngeren, selbst gegen das Erstgeburtsrecht, ein Vorzug vor Esau zugedacht war, bevor sie selbst etwas Gutes oder Böses gethan hatten, d. h. bevor ihnen sogenannte Gesetzeswerke möglich waren. Hiebei ist aber wohl zu beachten, daß der Vorzug Jakobs nicht in der ewigen Seligkeit, sondern in äußeren und zeitlichen Verhältnissen bestund, worüber Gott allerdings nach den nur ihm bekannten Zwecken seiner Weisheit verfügt und dem Einen zeitliche Wohlthaten zukommen läßt, welche er Anderen vorenthaltet. Der Apostel will mit solchen Beispielen nicht den Heilsrathschluß in jeder Beziehung beleuchten, sondern gegen die irrige Meinung der Juden nur beweisen, daß die Bestimmung zum Heile weder von leiblichen Geburtsrechten, noch von Gesetzeswerken abhange. Damit ist aber nicht geleugnet, daß dieses Heil von etwas anderem bedingt sei, nämlich von dem Glauben und dessen Früchten, die sich aber bei den Juden nicht finden.

c) Damit sind nun auch die an die Spitze unsers §. gestellten Worte von V. 16 klar. Sie wollen eben nur

sagen, daß die zum Heile nothwendige Gnade nicht durch menschliche Selbstanstrengung (Wollen und Laufen) verdient und für menschliche Leistungen ertheilt werde, sondern ein freies Geschenk Gottes sei, was schon im Begriffe von Gnade liegt. Diese hinreichende Gnade wird nach der oben bewiesenen Allgemeinheit der Berufung Allen angeboten, wird sie aber vom Menschen verschmäht, so kann sie ihm Gott auch entziehen, in welchem Falle die Verstockung, wie bei Pharao, sich einstellt.

d) Was dieses Beispiel von Pharao betrifft, so ist allerdings damit gesagt, Gott habe durch vorhergegangene Wunder demselben Anlaß gegeben, seinen Widerstand zu bethätigen, um dann durch nachfolgende die Macht Gottes um so mehr zu verherrlichen. Von diesem Erfolg der Thätigkeit Gottes, der aber nicht in dieser, sondern in dem widerspänstigen Sinn des Königs seinen positiven Grund hatte, ist die Bezeichnung jener göttlichen Thätigkeit hergenommen, wobei noch hinzuzudenken ist, daß Gott endlich seinen Gnadenacten, welche die Wunder waren, ein Ende machte, und nicht noch so viele hinzufügte, daß Pharao gleichsam zum Gehorsam gezwungen worden wäre und die Freiheit verloren hätte, verstockt zu bleiben. Nur in diesem Sinne war Pharao verstockt, und dabei will Paulus keine andere Ursächlichkeit Gott zuschreiben. Es war damit nur den Juden die Wahrheit gesagt: Wenn ihr die rettende Hand zurückstoßet, so wird sie sich endlich zurückziehen und euch dem Schicksale überlassen, welches die strafende Gerechtigkeit über solche verhängen muß. V. 22.

e) Allerdings lag hier das Mißverständniß der Prädestinatianer, daß Gott zum Bösen zwinge, aber dann auch gegen niemanden sich zu beklagen, niemanden Schuld zuzuschreiben habe, sehr nahe. Paulus führt es daher

als Einwendung aus dem Munde der Juden an. V. 19. Statt es aber ausdrücklich, wie es in seinem Sinne lag, zu widerlegen, reißt ihn der Eifer für die Ehre Gottes fort, nur den Unwillen darüber zu äußern, daß der Mensch nicht demüthig seinem Herrn sich unterwerfen und vertrauen, sondern gleichsam mit ihm rechten will.

f) Nur ein solches Auflehnen gegen Gott will Paulus durch das Beispiel vom Töpfer, der aus dem Thone machen könne, was er wolle, niederhalten. Wollte man das Gleichniß nicht, wie jedes andere, etwas hinken lassen, sondern alle Züge desselben festhalten, statt nur auf den Vergleichungspunkt zu sehen, daß Gott der Herr, der Mensch aber das von ihm abhängige Gebilde sei; so müßte man es nur auf irdische Gaben, auf Anlagen, Fähigkeiten und äußere Stellung in der menschlichen Gesellschaft beziehen. Dann wäre aber Paulus plötzlich auf einen anderen Gegenstand übergesprungen und seine Rede gliche einer Ausweichung, die sich nicht annehmen läßt. Nach dem Zusammenhange spricht er allerdings von einem moralischen Bilden des Menschen, das ihn als Gegenstand der Barmherzigkeit oder strafenden Gerechtigkeit hinstellt (V. 22 u. 23), will aber offenbar nur sagen, daß Gott das Recht habe, wie diejenigen, welche seiner Gnade mitwirken, zur Herrlichkeit und himmlischen Ehre zu führen; so auch diejenigen, die im Unglauben verharren (XI. 22 u. 23.), in Verstocktheit fallen zu lassen, und diese Verstocktheit selbst zu Zwecken des Reiches Gottes nach dem Rathschlusse seiner Weisheit zu benutzen. Wenn nun dieses Recht Gott zukomme, so lasse sich nichts dagegen einwènden, daß er an Juden und Heiden so gehandelt hat, wie es in den V. 22—24 geschildert wird, und wenn, wie der Apostel weiter ausführt, nur ein kleiner Theil der Juden, jedoch ein großer

Theil der Heiden ins Reich Gottes aufgenommen wird. Das gleiche Bild von Gefäßen zur Ehre oder zur Schande findet sich auch II. Tim. II., 20 u. 21, wo aber ausdrücklich gesagt ist, daß der Mensch durch Selbstreinigung sich zum Gefäß der Ehre machen könne.

So widerspricht hier Paulus keineswegs seiner anderweitigen Lehre, oder der Lehre der katholischen Kirche, jedoch zeigt es sich hier vorzüglich, daß Petrus III. 16. mit Recht sagt, es sei in den Briefen Pauli Manches schwer verständlich und werde von ununterrichteten und leichtfertigen Menschen zu ihrem eigenen Verderben mißdeutet.

§. 21.

Selbstschuld der Juden am Ausschluß vom Heile.

> Israel hat die Gerechtigkeit nicht erlangt, weil es nicht durch den Glauben, sondern durch die Werke darnach strebte. IX. 31 u. 32.

Diese kurze Antwort am Schlusse des IX. Kapitels wird im X. weiter ausgeführt und begründet, und zwar wieder aus dem Alten Testamente, weil dieses, wenn es recht verstanden wird, selbst auf die Gerechtigkeit aus dem Glauben hinweist, und in dieser sein Endziel hat und erreicht. Von einer Selbstschuld der Juden könnte aber Paulus hier nicht reden, wenn das Vorhergehende im Sinne einer absoluten Prädestination müßte verstanden werden. Er rechtfertigt also ausdrücklich die dargelegte katholische Auffassungsweise. Die Schuld der Juden besteht darin, daß sie die Gerechtigkeit nicht nach der Anordnung Gottes erlangen, sondern ihre eigene geltend machen wollen. Dabei eifern sie für Gott, allein nicht nach rechter Einsicht, und doch war ihnen diese Einsicht

durch Verkündung des Evangeliums möglich gemacht. Diese zwei Sätze wollen wir etwas näher betrachten.

1. Daß die Juden Eifer für Gott hatten, war natürlich an sich löblich, und Paulus will ihnen deswegen V. 2 ein rühmliches Zeugniß geben. Er selbst übertraf noch, wie er an die Galater I. 14 schreibt, vor seiner Bekehrung die Anderen im heftigen Eifer für die väterlichen Satzungen, und er blieb sich bewußt, daß er dabei nach seinem Gewissen, wenn auch ohne Erleuchtung, gehandelt habe. Von den Juden damaliger Zeit erzählt die Geschichte mehrere Beispiele ähnlichen Eifers. Der heuchlerische und selbstsüchtige Eifer der Pharisäer gehört zwar nicht hieher, weil derselbe kein Gegenstand eines rühmlichen Zeugnisses sein konnte; wohl aber dasjenige, was Josephus Flavius (Antiqq. l. XVIII. c. 3. n. 1. u. 2. u. c. 8) erzählt. Als Pilatus des Kaisers Brustbilder in Jerusalem wollte aufstellen lassen, bat ihn das Volk so dringend, eine solche Verletzung des göttlichen Gebotes nicht zu vollziehen, daß es lieber den augenblicklichen Tod, als diese geduldet hätte *). Pilatus achtete diese Gewissenhaftigkeit und nahm die Bilder weg. Ebenso ließ er sich abhalten, aus heiligem Tempelgelde eine Wasserleitung zu bauen. Als der Kaiser Cajus Caligula dem Statthalter Petronius befahl, sein Bild im Tempel zu Jerusalem aufzustellen, versammelten sich viele Tausend Juden und erklärten, lieber sterben zu wollen, als eine solche Beleidigung Gottes zu dulden. Sie besorgten zur Saatzeit nicht einmal den Feldbau, bis nach langen ver-

*) Nach de bello jud. l. II. c. 9. n. 2. u. 3. hätten sich die Abgesandten zu Boden geworfen und wären 5 Tage und Nächte unbeweglich liegen geblieben. Pilatus versammelte endlich das Volk, ließ es mit Truppen umzingeln, und drohte, es niederhauen zu lassen. Die Juden fielen zur Erde nieder und riefen: „Lieber wollen wir den Tod erleiden, als das Gesetz übertreten.“

geblichen Drohungen ihre Bitte gewährt war *). Solchen und ähnlichen Eifer will Paulus anerkennen, bedauert aber, daß er ein blinder, nicht von rechter Einsicht geleiteter war.

Dieses veranlaßt uns zu der Bemerkung, daß auch unter Christen sich oft ein blinder oder überhaupt falscher Eifer finde. Seine hauptsächlichsten Formen sind folgende **):

a) Zunächst gehört hieher der von Paulus hier gemeinte blinde Eifer, wobei der Mensch mit redlichem Herzen, allein ohne richtige Erkenntniß wirket. Es sind die Kinder am Verstande, wie Paulus I. Kor. XIV. 20. diejenigen nennt, welche nicht einsehen, daß es viel besser sei, Erbauliches zu beten und zu singen, als Unverständliches. Solche machen Nebensachen zur Hauptsache, die Mittel zum Zwecke. Sie würden sich mehr hüten, an einem Freitag eine Kartoffel zu essen, worauf am Donstag ein Tropfen Fleischbrühe gefallen wäre, als vor Lügen und unzüchtigen Handlungen und Reden. Sie würden sich mehr hüten, an einem Feiertage ihre Feldfrüchte vor dem Untergange zu retten ***), als andere zu

*) Ebenfalls erzählt de bello jud. lib. II. c. 10.

**) Hirscher Moral. III. Bd. §. 458.

***) Der „Römische Katechismus," welcher auf Befehl des Concils von Trient und des hl. Papstes Pius V. herausgegeben wurde und allen katholischen Seelsorgern als Richtschnur dient, sagt über die Arbeit an Sonn- und Feiertagen (Dritter Theil. 20. Hauptst. 20. u. 23. Frage): „Es ist des Herren Gebot, in sechs Tagen unsere Arbeit zu verrichten, damit nichts von dem, was an den anderen Wochentagen geschehen und gethan werden soll, auf den Festtag verschoben, und so der Geist von der eifrigen Beschäftigung mit göttlichen Dingen abwendig gemacht werde."

„Man darf aber nicht dafür halten, als würde durch dieses Gesetz die Ausübung solcher Werke verboten, durch deren Versäumniß am Feiertage wir Schaden leiden müßten (quarum jactura facienda sit), wie dieß denn auch die heiligen Kirchenverordnungen zulassen. Der Herr

betrügen und zu übervortheilen. Dahin gehören namentlich auch die Eiferer für abergläubische Dinge, welche z. B. materiellen Gegenständen eine magische Kraft zuschreiben,

---

hat im Evangelium erklärt, daß manches Andere an Festtagen geschehen könne, was der Seelsorger beim heil. Matthäus und Johannes leicht wahrnehmen wird." (Smets Ausg. Bd. II. S. 53. n. 54.)

Da in dieser Beziehung häufig entweder zu große Larität oder zu großer Rigorismus, die leicht einander hervorrufen, vorkommt, so wollen wir hier einige Sätze aus der „Moraltheologie des Cardinal-Erzbischofs Gousset, gebornen Legaten des heil. Stuhls, Primas des belgischen Galliens rc." anführen.

„§. 570. Die Ursachen, welche dieses Verbot der knechtlichen Arbeit aufheben, sind die Dispense, die Gewohnheit, die Nothwendigkeit, die Frömmigkeit und die Liebe."

„§. 571. Die Dispense ertheilt man im Zweifel, ob jene, welche sie begehren, hinreichende Gründe haben, an Feiertagen zu arbeiten. Ist der Grund für die Entbindung von dem Gesetze augenfällig, unbestreitbar, so kann man sich selbst dispensiren, zumal wenn es so Gewohnheit wäre, oder wenn man sich nicht leicht an den Oberen wenden könnte."

„Wenn aber ein Zweifel obwaltet, so muß man sich dispensiren lassen. Wenn daher z. B. zur Zeit der Ernte, der Weinlese, der Einheimsung des Heues, des Flachses und des Hanfes die Noth zweifelhaft ist, d. h. ob wahrhaft für diese Erzeugnisse Gefahr vorhanden sei, daß sie von dem Regen zerstört werden und verderben, so kann der Pfarrer dispensiren, und wir fügen hinzu, daß er dispensiren muß, wenn zu befürchten ist, daß man ohne Erlaubniß dennoch arbeite. Dieses ist das Sicherste und dem Geiste der Kirche Entsprechendste, welche mit der Schwachheit der Kinder Mitleid zu tragen weiß."

„§. 572. Zweitens entbindet die Gewohnheit. In Bezug auf die knechtlichen Werke an den heiligen Tagen kann man sich nach der Gewohnheit der Gegend richten, wenn sie von den Bischöfen geduldet wird. Ist sie aber zweifelhaft, so wird die Dispense nothwendig, wenn anders keine Noth oder keine andere hinreichende Ursache vorhanden ist, wodurch die Verbindlichkeit des Gebotes aufgehoben wird."

„§. 574. Drittens entschuldigt die Noth, womit gewöhnlich die Gewohnheit verbunden ist." Unter den Beispielen wird auch angeführt: „Die Armen dürfen arbeiten, um sich die nothwendigen Lebensmittel sowohl für sich, als für ihre Familie zu verschaffen; aber sie müssen so viel als möglich insgeheim arbeiten, um kein Aergerniß zu geben."

„§. 575. Es ist angenommen, daß eine gegründete Furcht, einen mehr oder weniger beträchtlichen Schaden zu erleiden, von der Arbeit entschuldigt. Verhält es sich aber ebenso mit der günstigen Gelegen-

womit jegliche Gefahr des Leibes oder Seele abgewendet werden könne. Oft ist der Zweck gut, aber die Mittel verfehlt. Man will z. B. Kinder religiös erziehen, und treibt sie mit Schlägen an, unverstandene Lehren ins Gedächtniß zu prägen, oder stundenlang ein mechanisches Gebet zu verrichten 2c.

b) Der heuchlerische Eifer. Der Mensch hat Laster und einen nagenden Wurm in seinem Innern. Jene will er vor der Welt zudecken, und diesen zur Ruhe bringen. Er eifert nicht eigentlich für Gott, sondern

---

heit, sich Gewinn und einen außerordentlichen Vortheil zu verschaffen? Dieses ist eine Streitfrage. Aber die bejahende Antwort ist genug wahrscheinlich; denn der Verlust eines außerordentlichen Gewinnes kommt einem beträchtlichen Schaden gleich."

„Die Noth entschuldigt auch die Frauen, die Kinder, die Dienstboten, welche ihre Gatten, Eltern und Herrn zu arbeiten zwingen, wenn sie nicht ohne schwere Mißstände widerstehen können."

„§. 576. Viertens entschuldigt die Frömmigkeit" (Arbeiten für den Gottesdienst).

„§. 577. Fünftens entschuldigt die Liebe. Sie gestattet, für die Armen, welche in einer drückenden Noth sind, zu arbeiten, dem Kranken die nothwendigen Mittel zu bereiten, im Allgemeinen für einen Andern das zu thun, was man in gleicher Lage selbst an sich erfahren wollte."

„§. 578. Jene, welche aus der einen oder anderen Ursache von dem dritten Gebote dispensirt sind, so ferne es die knechtlichen Werke verbietet, sind darum noch nicht entbunden, die Messe zu hören... Wenn aber die Noth allgemein und öffentlich ist, so müssen sie die Seelsorger zum Nutzen des Volkes in aller Frühe lesen. Sie können selbst, wenn der Bischof nicht entgegen ist, eine stille Messe lesen und gegen Abend nach der Arbeit eine Andacht halten. Ein vernünftiger Seelsorger dispensirt seine Angehörigen leicht von der Verpflichtung, sich der knechtlichen Arbeiten zu enthalten, wenn es zweifelhaft ist, ob eine Noth vorhanden sei oder nicht, wenn zu besorgen ist, daß die Gläubigen ohne Erlaubniß arbeiten."

Man sieht hieraus, daß die katholische Kirche den christlichen Sonntag wohl von dem Sabbath unterscheidet, wie ihn die Juden auffaßten und beobachteten. Möchte man nur nirgends mehr verlangen als die Kirche, aber auch nirgends weniger thun! Daß die Engländer den christlichen Sonntag zu einem jüdischen Sabbath machen ist kein Grund zu dem Stolze, womit sie sich dessen rühmen.

will auch vor ihm etwas geltend zu machen haben, das seine anderweitige Schuld aufwägen möge. Wer seine Frömmigkeit auffallend zu Markt trägt, und theuer verkaufen will, steckt gewöhnlich in irgend einer moralischen Noth, und hat den Schuldenbot im Haus.

c) Der hochmüthige und gewöhnlich auch unduldsame und ungestüme Eifer.

Hier gilt der Eifer nicht Gott und dem Menschenwohl, sondern der Selbstsucht. Weil keine Nächstenliebe, hat ein solcher Mensch auch keine Geduld und Nachsicht mit Anderen; weil er dagegen von zu großer Eigenliebe getrieben wird, so will er seine spezielle Eigenthümlichkeit in Wort und That zur allgemeinen Norm auch für Andere machen. Auch in freigestellten Nebendingen erträgt er keinen Widerspruch, gibt sich aber nicht die Mühe zu überzeugen, und in Liebe und Geduld zu belehren, sondern er will zwingen, da doch Gott selbst nicht zwingt, sondern will, daß der Mensch die anerschaffene Freiheit gebrauche, frei ihn erkenne und verehre. Jeder verfolgungssüchtige *) Eifer unter Christen ist also Selbstdienst, nicht Gottesdienst. Christen haben die Entschuldigung nicht mehr, die ein Saulus hatte. Alle diese verschiedenen Formen eines falschen Eifers geben denjenigen einen Vorwand zur Selbstrechtfertigung, welche gegen Gott und göttliche Dinge gleichgültig und kalt sind, oder gar mit entgegengesetzter Selbstsucht gegen dieselben eifern, und Gewalt üben. Auch da gilt das Wort: „Sie haben Eifer, aber keine Einsicht."

---

*) Quid facit in pectore christiano luporum feritas, et canum rabies, et venenum lethale serpentum, et cruenta saevitia bestiarum? .... Confessor est. Sit humilis et quietus, sit in actu suo cum disciplina modestus, ut qui Christi confessor dicitur, Christum quem confitetur imitetur. Cypr. de unit. Eccles.

2. Den Juden war die rechte Einsicht durch die Verkündung des Evangeliums möglich gemacht.

Dieser zweite Hauptsatz unsers Kapitels liegt in den Versen 14—21. Die Anrufung des Herrn setzt den Glauben voraus, der Glaube das Anhören der Predigt, die Predigt aber die Sendung von Lehrern. So kommt der Glaube nach V. 17 vom Anhören der Verkündung des Evangeliums. Diese hat unter den Juden stattgefunden, und das Verständniß war ihnen eben so möglich, als den Heiden. Wenn sie also doch nicht glauben, so liegt der Grund nur in ihrem widerspänstigen Willen. Für uns ist in dieser Stelle die wichtige Lehre von der Nothwendigkeit einer göttlichen Sendung der Verkünder des Evangeliums enthalten. Eine solche von oben herab gehende Sendung hat auch die katholische Kirche stets festgehalten. Der himmlische Vater sandte seinen Sohn in die Welt. Dieser sprach zu seinen Aposteln: „Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch." Die Apostel thaten das Gleiche; sie setzten in den Gemeinden Stellvertreter ein, und übertrugen durch Handauflegung ihre Vollmacht, und vermittelten dadurch jene Gnade, welche zur Ausübung der apostolischen Vollmacht erforderlich ist. So traten die Bischöfe an die Stelle der Apostel, und bestellten selbst auch als ihre Gehilfen so viele unter ihrer Leitung stehende Priester, als die Umstände erforderten.

Diese Priester in Verbindung mit dem Bischofe sind die Prediger des Wortes Christi, und vom Anhören dieses Wortes kommt der Glaube des christlichen Volkes. Diese Sendung von oben herab ist eine historische Thatsache, die 1500 Jahre lang fortgedauert hat, ohne einen erheblichen Widerspruch zu finden. Das geschriebene Wort konnte diese lebendige Verkündung nicht überflüssig

machen, weil es sich selbst eben so wenig bekannt macht als deutet. Erst die Reformatoren brachen die höhere Sendung bei den Aposteln ab, und schrieben nur noch ihrem geschriebenen Worte eine Autorität zu. Die lebendige Verkündung aber, deren auch sie nicht entbehren konnten, ließen sie von solchen besorgen, die nicht von oben an die Ungläubigen und Gläubigen, sondern von unten gesandt waren, d. h. nur der unentbehrlichen Ordnung wegen von der Gesammtheit der Gläubigen aufgestellt, um im Namen und mit Vollmacht dieser Gesammtheit eben dieser die Kenntniß des Evangeliums zu vermitteln. Man wollte eine menschliche Autorität beseitigen, stellte aber gerade eine solche mit Beseitigung der göttlichen auf. Es wäre höchst sonderbar, wenn erst die Menschen erfinden müßten, und nicht von Christus angeordnet wäre, was unumgängliches Bedürfniß der Kirche für ihr Entstehen und Bestehen ist.

(Daher sagt selbst der protestantische Exeget Olshausen zu unserer Stelle: „Durch die hl. Schrift allein, ohne Ausleger und lebendiges Wort, ist und kann nie ein Volk bekehrt werden und sich eine Kirche bilden. Der Erstling müßte sonst anfangen sich selbst zu taufen. Eine Gemeine von Christen kann nicht nur nicht entstehen ohne Zusammenhang mit dem Ganzen der Kirche, sondern sie kann auch nicht auf die Länge bestehen ohne diesen Lebenszusammenhang, ohne ihre Natur zu verändern, wie die Geschichte der äthiopischen Gemeinde beweist. Dieß erklärt sich einmal aus dem historischen Charakter des Christenthums, das wesentlich auf den Thatsachen der Geschichte Jesu beruht, und sodann aus dem Geiste, der in der Predigt das Wirkende ist. Dieses Prinzip ist an die Person Jesu geknüpft (Joh. VII. 39.) und verbreitet sich in zusammenhängender Wirkung von ihm aus".)

§. 22.
Fortdauernde Blindheit aber endliche Rettung auch des israelitischen Volkes.

„Die Blindheit eines Theiles von Israel dauert, bis die Fülle der Heiden eingegangen ist. So wird ganz Israel gerettet werden." XI. 25 und 26.

Der Apostel führt im XI. Kapitel den unter e im §. 7 angeführten dritten Satz aus, daß Gott die den Juden gegebenen Verheißungen dadurch erfülle, daß wenigstens Einige sofort ins Reich Gottes aufgenommen, die Andern aber von gläubigen Heiden ersetzt werden, endlich jedoch auch das ganze Volk gerettet wird. Im Einzelnen sind hier folgende Hauptpunkte zu beachten:

1. Das Judenthum hat seine Bestimmung erfüllt und mußte der neuen Religionsanstalt, auf die es nur vorbereitete, weichen. Was die Offenbarung an die Juden körperlich vorbildete und prophezeite, das hat das Christenthum in geistiger Wahrheit und Kraft erfüllt, und die noch unvollständigen Elementarlehren durch die Tiefe seiner Weisheit vervollständigt. Deswegen hat auch die göttliche Vorsehung die Institutionen vernichtet, an welche die Bestimmung des Judenthums und seine Verheißungen geknüpft waren.

Diese theokratischen Institutionen waren das Priesterthum, Prophetenthum und Königthum.

Das Priesterthum war an den Stamm Levi geknüpft und bildete eine bestimmte Kaste. Seitdem aber die Stämme vermischt und unter alle Völker zerstreut wurden, erlosch auch dieses abgesonderte Priesterthum und damit die authentische Auslegung des Gesetzes. Da-

mit hörte auch der jüdische Religionscultus in seinen wesentlichsten Theilen auf. Die Bundeslade, die Stiftshüte und der Tempel sind vom Feuer verzehrt und der früher vorgeschriebene Opfercultus unmöglich gemacht. Damit ist die Prophezeiung Christi in Beziehung auf die Zerstörung Jerusalems und des Tempels (Matth. XXIV.) in Erfüllung gegangen, und es gilt nur noch das einzige Opfer, welches der ewige Hohepriester am Kreuze gebracht hat, und das in der Eucharistie erneuert wird.

Das Prophetenthum, welches einerseits der Wächter des mosaischen Gesetzes war, andererseits dasselbe vervollkommnete und die geistige Religion näher vorbereitete, ist gänzlich erloschen. Was sich seit Christus im Talmud als prophetisches Orakel geltend machen wollte, besteht, wie wir früher gesehen, in Albernheiten und selbst gotteslästerlichen Thorheiten, welche mit dem Alten wie Neuen Testamente im schroffsten Widerspruche stehen.

Eben so verhaltet es sich mit dem Königthum und den Verheißungen an die Nachkommen Davids. Die Abstammung von David ist durch die Vermischung aller Stämme und Geschlechter völlig unnachweisbar geworden, und soll der Messias ein Sohn Davids sein und als solcher erkannt werden, so ist die Erwartung eines solchen für die Zukunft eine Thorheit. Der Szepter ist längst von Juda genommen, welches nach I. Mos. XLIX. 10 nicht geschehen sollte, bis der komme, welcher gesandt soll werden, und auf den die Völker harren. Ebenso waren zur Zeit Christi die 70 Jahrwochen ausgelaufen, welche nach Daniel IX. 24. der Ankunft des Messias vorausgehen sollten. Wegen solcher und ähnlicher Weissagungen, welche die Juden richtig verstunden, erwarteten sie auch wirklich zur Zeit Christi die Ankunft

des Messias, und diese Erwartung wurde von vielen Betrügern benutzt, sich für denselben auszugeben, während der wahre nicht erkannt wurde, wohl aber vor solchen Betrügern prophetisch gewarnt hatte.

Endlich zeigt ein Blick auf den religiösen Entwickelungsgang der Menschheit überhaupt, daß die Bestimmung, den Glauben an den Einen und wahren Gott zu bewahren, und die religiöse Cultur der Menschheit zu befördern, vom Judenthum auf das Christenthum übergegangen ist. Dieses, nicht jenes, hatte und hat die Kraft das Heidenthum zu überwinden. Während das Christenthum das geistige Lebensprinzip aller gebildeten Völker geworden ist, ist das Judenthum unfruchtbar geblieben, als ein abgeschnittener Zweig, wie Paulus in unserm Kapitel sagt.

2. Ungeachtet dieser augenscheinlichen Fingerzeige der göttlichen Vorsehung „wird dennoch die Blindheit eines Theils von Israel dauern, bis die Fülle der Heiden eingegangen ist."

Wir haben hier eine merkwürdige Weissagung des Apostels, die sich übrigens auf die Worte Christi selbst stützt: „Sie werden theils durch das Schlachtschwert fallen, theils als Gefangene unter allerlei Völker fortgeführt, und Jerusalem wird getreten werden von den Heiden, bis die Zeit der Heiden erfüllt sein wird." Luk. XXI. 24.

a) Vorerst müssen wir hier das Verhältniß der Individuen zur Gesammtheit ins Auge fassen, indem der Apostel eben zeigen will, daß die Verstocktheit der Juden weder allgemein, noch immer bleibend sei. Es bildet die ganze Menschheit eine Einheit, die Völker sind kleinere Ganze derselben, und bestehen selbst aus Individuen. Obgleich nun zur Zeit Christi die Menschheit in ihre

Volljährigkeit eingetreten war (Gal. IV. 4.), so befanden sich doch nicht alle Völker auf gleicher, sondern mehrere auf sehr niedriger Stufe der Entwickelung. Die eigentliche Schuld eines Volkes ist aber bedingt durch den Grad seiner Entwickelung und die Möglichkeit der Erkenntniß. Einen solchen Unterschied macht Christus selbst Matth. XI. 20. ff. Je tiefer ein Volk in der Entwickelung steht, desto unselbstständiger sind auch die Individuen, jedoch auf keiner Stufe stehen die Individuen auf gleicher Linie unter sich. In jedem Volke lassen sich mehr aktive und mehr passive Individuen unterscheiden; jene bestimmen hauptsächlich den Volksgeist und reißen diese mit sich fort, und sie tragen daher auch die Hauptschuld eines Volkes. Zur Zeit Christi stund nun das jüdische Volk in religiöser Bildung höher als jedes andere, und hatte daher auch eine größere Verantwortlichkeit. Unter den Individuen gab es aber drei Klassen. Erstens diejenigen, welche die Kraft hatten, im Gegensatze zu dem verderbten Geiste der Gesammtheit an den Gekreuzigten als Erlöser sich anzuschließen. Vor allen andern gehört und rechnet sich selbst der Apostel (V. 1.) zu diesen, und bildet also mit ihnen den Beweis, daß Gott das Volk, welches er so oft vorzugsweise das seinige genannt hat, nicht in seiner Totalität verworfen habe. Wie in den Zeiten des Elias noch eine große Zahl sich nicht vor dem Götzen Baal beugte, so ist auch jetzt ein Ueberrest des Volkes, der aber sein eigentlicher Kern bildet, und dem vorzüglich die Verheißungen Gottes galten, durch die Gnade gerettet worden. (V. 5.)

Eine zweite Klasse des jüdischen Volkes waren diejenigen, welche mit Bewußtsein und Freiheit der Ordnung Gottes sich widersetzten, und als Leiter der Uebrigen die hauptsächlichste Schuld trugen, daß so Viele nicht in das

geistige Israel, in die Kirche Christi eintraten. Diesen nützte ihre fleischliche Beschneidung nichts, weil sie durch Brechung des Bundes mit Gott verdienten, den Heiden nachgesetzt zu werden (II. 28. u. 29.). Diese sind aber in dem von Christus vorausverkündeten Strafgerichte zur Zeit der Zerstörung des jüdischen Tempels und der Stadt umgekommen. Sie gehören nicht zu dem nach V. 2. von Gott „vorgesehenen" Volke, dem seine Verheißungen galten.

Die dritte Klasse bilden die Verführten, welche zwar abgehalten wurden, an die erste sich anzuschließen, allein auch die Schuld nicht im gleichen Maße sich aufluden, wie die zweite. Aus dem Samen dieser dritten Klasse entwickelte sich das Israel nach dem Fleische, welches sich durch die Zeit der christlichen Jahrhunderte durchzieht zum beständigen Zeugniß für die heidnischen Völker, aber bestimmt, endlich auch in das Reich Gottes aufgenommen zu werden. Auf diese bezieht sich die Prophezeiung Christi und des Apostels in unserm Verse.

b) Darnach wird die jüdische Nation weder aussterben, noch auch zum Christenthum sich bekehren, bis die von Gott bestimmte Anzahl der heidnischen Völker in die Kirche eingegangen ist. Christus und der Apostel haben dieses ausgesprochen, bevor eine solche dauernde Zerstreuung der Juden unter alle Völker irgend eine äußere Wahrscheinlichkeit hatte. Sie ist aber nun seit 18 Jahrhunderten in Erfüllung gegangen als eine ganz außerordentliche historische Thatsache, die sonst kein ähnliches Beispiel in der Geschichte hat. Ueberwundene Völker bleiben sonst an ihren Sitzen oder werden in Kolonien abgeführt. In beiden Fällen vermischen sie sich mit dem erobernden Volke, und wachsen nach und nach zu einem Staate mit ihm zusammen. Eine Zerstreuung in die

ganze Welt und eine doch fortdauernde Isolirung zeigt sich nur bei den Juden. Wie von einem göttlichen Verhängniß getrieben, erfüllen sie selbst scheinbar freiwillig diese Weissagung. Zwar wurden sie nach der Zerstörung Jerusalems als Kriegsgefangene aus ihrer Heimat geführt, aber als auch der römische Staat zu Grunde ging und neue Völker in der Weltgeschichte auftraten, wanderten die Juden freiwillig von Volk zu Volk und zerstreuten sich immer mehr unter allen Nationen. Ueberall aber bewahrten sie ihre Eigenthümlichkeit, und damit ihre eitlen Hoffnungen in Beziehung auf die Zukunft, wie ihre Verblendung in Beziehung auf die Vergangenheit. Dieses Schicksal des jüdischen Volkes ist das Wahre an der Sage vom ewigen Juden Ahasverus, welcher, weil er Christum nicht auf seiner Thürschwelle ruhen ließ, nun bis ans Ende der Zeiten in der Welt herumirrt, nirgends Ruhe findet, und nicht sterben kann. So steht das jüdische Volk in der Weltgeschichte da als eine Ruine des aufgelösten alten Bundes, und zugleich als ein lebendiges Denkmal der Verstoßung des Weltheilandes.

c) Indessen ermahnt der Apostel die Christen aus dem Heidenthum, sich nicht stolz über das jüdische Volk zu erheben. Immerhin kommt das Heil von den Juden (Joh. IV. 22.) und sie bilden den Stamm, auf welchen die fruchttragenden Zweige nur eingepfropft wurden, und ebenfalls wieder könnten abgebrochen werden, wenn sie in sich die gleichen Eigenschaften aufkommen lassen würden, welche Gott an den Juden mißfielen, d. h. wenn sie stolz wären auf ihre Vorzüge, und nicht demüthig anerkennen würden, daß sie alles aus Gnade empfangen haben. Zudem ist auch die Hoffnung des jüdischen Volkes insofern nicht unbegründet, als seine Verblendung nicht immer dauern wird. Diese wird aufhören, wenn einmal alle

Völker der Erde der Segnungen des Evangeliums sich erfreuen. Dann wird auch die unter ihnen zerstreute jüdische Nation endlich den Rathschluß der göttlichen Vorsehung erkennen und anerkennen, und nicht mehr bloß in einzelnen Individuen, sondern im Ganzen in die Kirche eingehen. Es ist nicht gesagt, daß vorher alle einzelnen Heiden sich wirklich müssen bekehrt haben, denn gerade der Eintritt Israels soll ja noch auf die Bekehrung der noch unbekehrten Heiden wohlthätig einwirken (V. 15.). So wird endlich ganz Israel (d. h. Israel als ein Ganzes, nicht in seinen einzelnen Personen betrachtet) gerettet werden, und die erbarmende Liebe Gottes mit dem sündhaften Menschengeschlechte ihr Ziel erreichen.

Bei dem Einblick in den großen Plan Gottes und in den wunderbaren Zusammenhang seiner Führungen ruft Paulus zum Schlusse im Gefühle staunender Anbetung aus: „O Tiefe der Weisheit Gottes! Wie unbegreiflich sind seine Gerichte und wie unerforschlich seine Wege!“ In der That hat erst Christus den Plan Gottes mit der Menschheit bekannt gemacht und Einheit in die Weltgeschichte gebracht. Er ist, wie der Mittler zwischen Gott und den Menschen, so auch Mittelpunkt aller Zeiten. Die ganze Entwickelung der Menschheit vor ihm war Vorbereitung auf ihn, und alles Wahre und Gute, welches der weltregierende Sohn Gottes in der vorchristlichen Zeit wie Samenkörner ausgestreut hat, ist in ihm bei seiner persönlichen Erscheinung zusammengeflossen und hat objektiv seine Vollendung erhalten. Alles ewigen Werth habende Wahre und Gute, das sich seither in der Welt entwickelt, ist unmittelbarer oder mittelbarer Ausfluß aus dem Geiste und dem Lebensprinzipe des Welterlösers, der zur Zeit der Erndte die Früchte sammeln

wird, welche sein Werk getragen hat. Derjenige, welcher die Idee der Welt ewig in sich trägt, und durch den Schöpferakt nach außen zeitlich verwirklichet hat; führt sie auch ihrem Ziele entgegen, und ist sichtbar in dieselbe herausgetreten. Ruhig und wohlgeborgen muß sich jeder endliche Geist fühlen, der in lebendiger Verbindung mit diesem physischen und moralischen, allweisen und allmächtigen Lebensprinzip der Welt steht; klein und nichtig aber muß das eitle Bestreben eines Individuums, eines Atoms im Weltall erscheinen, das sich der Harmonie des großen Ganzen entziehen und widersetzen will. Nur in Gott durch Jesus Christus ist der Mensch etwas Großes und Erhabenes, ohne und gegen ihn ist und bleibt er ein ohnmächtiges nichtiges Ding, dessen Spur vergeht, und dessen Rathschlüsse vereitelt werden. Was sollen wir also thun?

III.

Praktischer Theil.

§. 23.

Von der Weihe des ganzen Lebens überhaupt. XII.

Dienet dem Herrn. Befleißet euch des Guten nicht nur vor Gott, sondern auch vor allen Menschen. V. 11 u. 17.

Obgleich wir durch das Bisherige unsere Aufgabe, wie wir sie gedacht, eigentlich gelöst hätten, so ist doch eine kurze (denn eine weitläufige würde zu einer ganzen christlichen Moral) Betrachtung des praktischen Theils eine eben so wenig überflüssige Zugabe, als es derselbe im Briefe selbst ist. Paulus argumentirt im Folgenden

nicht mehr, sondern spricht mit der Auktorität seines durch die Gnade empfangenen Apostelamtes V. 3. Er kümmert sich daher auch scheinbar wenig um logische Ordnung, sondern läßt seine heilige Gemüthsstimmung ohne den ordnenden Zuchtmeister des Verstandes in Anforderungen an Andere überfließen. Bei diesen Anforderungen denkt er sich freilich nicht einem widerstrebenden Willen gegenüber, in welchem Falle sie wieder den Charakter eines kraftlosen Gesetzes in dem Sinne hätten, in welchem es nur das Bewußtsein der Sünde zu erzeugen vermag. Vielmehr wendet er sich an einen wiedergeborenen vom Geiste Gottes getriebenen Willen, der nicht anders als Licht bedarf, um gerne und mit Freuden der wahren Erkenntniß zu folgen.

1. Im Allgemeinen erwartet er zunächst von einem Christen eine durchgängige Weihe des ganzen Lebens im Dienste Jesu Christi, woraus dann alles Gute vor Gott und den Menschen hervorgeht. Die Hingabe des ganzen menschlichen Wesens nach Leib und Seele an Gott ist das heilige Opfer, welches allein dem Herrn gefällt. Nicht durch Blutvergießen, nicht durch den Tod, sondern durch das Leben soll geopfert werden. Wohl soll der Leib, die ganze sinnliche Seite des Menschen, der Welt, insofern sie als Reich der Sünde dem Reiche Gottes gegenüber steht, absterben und in diesem Sinne sich abtödten, allein so, daß er am Leben bleibt und den höheren geistigen Zwecken dient. Das ist dann ein beständiger und zwar vernünftiger Gottesdienst. Schon David (Ps. 51, 18 u. 19) erkannte, daß der mechanische und äußere Opferdienst, wie die Juden ihn übten, Gott nicht ohne demüthiges und zerknirschtes Herz gefalle. Die jüdischen Opfer waren Vorbilder des Opfers Christi, das Opfer der Christen aber besteht in dem rückhaltlosen

geistigen Anschließen an Christus, in Demuth, Glaube, Liebe und Hoffnung.

2. Davon spricht nun der Apostel im Besondern, und man sieht, daß in den Gedanken doch mehr Ordnung herrscht, als es beim ersten Anblicke den Anschein hat und vielen Auslegern vorkommt.

a) Die Demuth (V. 3), die spezifisch christliche Tugend und der Grundton der ächtchristlichen Geistesstimmung, ist Gott gegenüber die dankbare Zurückführung seines ganzen Werthes auf Gott, als den Geber; den Mitmenschen gegenüber ist sie die bescheidene Geneigtheit, Anderen einen höheren Werth zuzuschreiben als sich selbst, sich nicht im Vergleich mit Anderen selbstgefällig zu überheben.*) „Es ziemt sich, bescheiden von sich zu denken." Hiegegen sich zu verfehlen hat die Jugend, und besonders die studirende, nicht geringe Versuchung, welche oft noch von außen durch falsche Erziehungsmaximen verstärkt wird. Man spricht von einem rühmlichen Wetteifer im Fortschritte. Allein derselbe ist nur dann rein sittlich, wenn er nur vorwärts schaut und Nacheiferung bleibt; nicht aber, wenn er rückwärts schaut und sich freut, hinter sich noch jemand zu sehen.

b) Mit der Demuth ist unzertrennlich jenes gläubige Vertrauen auf Gott verbunden, welches, zufrieden mit den eigenthümlichen von Gott empfangenen Gaben und mit der dadurch bedingten Stellung im kirchlichen

---

*) „Si aliquid boni habueris, crede de aliis meliora, ut humilitatem conserves. Non nocet, si omnibus te supponas, nocet autem plurimum, si vel uni te præponas." Thom. a Kempis. Wenn Paulus II. Cor. XI sich im Vergleich mit Anderen rühmt, so thut er es ungern, mit dem Bewußtsein, daß nur „Thoren" es freiwillig thun. Er mußte es aber thun, damit die Corinther selbst keinen Schaden dadurch leiden, daß sie dasjenige verkennen, was Gottes Gnade durch seine Schwachheit gewirkt hat.

Organismus, jene Gaben treu verwaltet und damit diese Stellung ausfüllt.

Alles soziale Leben der Menschen beruht auf der ursprünglichen göttlichen Einrichtung, vermöge welcher dem Einen Kräfte und Talente gegeben sind, welche der Andere nicht hat, jedoch zur Befriedigung seiner Bedürfnisse ihrer nicht entbehren kann. So ist Einer an den Anderen gewiesen und gebunden, und die Gesammtheit bildet durch wechselseitige Ergänzung ein lebendiges Ganzes. So verhaltet es sich auch mit dem kirchlichen Organismus, den Paulus dem menschlichen Leibe vergleicht, der verschiedene Glieder hat, aber nur dadurch, daß jedes Glied seine ihm eigenthümliche Function gehörig verrichtet, ein gesunder und lebendiger Leib ist, belebt durch den Einen Geist (V. 4 — 8, vgl. I. Cor. XII.). Die Kirche ist daher keine mechanische Einerleiheit, sondern eine organische Einheit, eine in Harmonie sich auflösende Manigfaltigkeit. Wer die Verschiedenheiten nicht in ihrer Berechtigung anerkennen und wirken lassen wollte, würde das kirchliche Leben nicht weniger tödten, als derjenige, der die Verschiedenheiten in ihrer Losgerissenheit festhalten und nicht in den Gesammtorganismus einreihen wollte. Darauf beruht die Verschiedenheit der Stände in der menschlichen Gesellschaft und die hierarchische Ordnung in der Kirche. Selbst der protestantische Exeget Olshausen findet sich hier zu der Bemerkung veranlaßt, die Kirche könne ohne leitende und geleitete Glieder nicht gedacht werden, woraus die Nothwendigkeit der Kirchenverfassung folge. Was so nothwendig ist, wird auch Christus durch die Apostel seiner Kirche gegeben haben, und wenn die Protestanten in neuerer Zeit sich bemühen, über eine gemeinschaftliche Kirchenverfassung sich zu verständigen, so könnten sie

diese Mühe ersparen, wenn sie die von Christus angeordnete beibehalten hätten. Daher verwirft das Concil von Trient den Satz: „es gebe in der katholischen Kirche keine durch göttliche Anordnung eingesetzte Hierarchie*), welche aus den Bischöfen, Priestern und Diakonen besteht.“ (Sess. XXIII. can. 6.)

c) Das Band, welches alle Einzelnen zu einem großen und lebendigen Ganzen verbindet, ist die aus dem Glauben stammende Liebe. „Die Liebe sei ungeheuchelt.“ V. 9. „Mit Achtung kommet einander zuvor“ V. 10. Achtung und Liebe sind unzertrennlich und überhaupt die Grundzüge des religiösen Gemüthes, die Quelle aller negativen und positiven Pflichterfüllung. Die Achtung verletzt nicht, thut kein Unrecht; die Liebe aber theilt rückhaltlos die von Gott empfangenen wahren, damit geistigen Güter mit. Die irdischen Güter sind ihr Mittel zu diesem Zwecke. Die ungeheuchelte Liebe kommt von Herzen und besteht nicht bloß in äußeren Höflichkeiten, noch viel weniger in Schmeichelei, welche selbst das Böse am Nebenmenschen lobt und darin bestärkt. Vielmehr „hasset sie das Böse,“ und zwar um so mehr, je mehr dasselbe den Mitmenschen, der nie gehaßt werden darf, unglücklich macht. Die Liebe ist „nicht träg im Eifer“, sondern brennt vor Verlangen, in allem zunächst dem Herren, und eben damit auch dem Nächsten zu dienen. Dieses wird im folgenden XIII. Kapitel V. 9 ff. noch mehr ausgeführt und gezeigt, daß die „Liebe des Gesetzes Erfüllung ist.“

d) Auf dem Fundament des Glaubens und der Liebe baut sich die Hoffnung auf, deren der Christ sich „er-

*) Das Kapitel handelt vom Sacrament der Weihe. Es ist also die sogenannte hierarchia ordinis nicht jurisdictionis gemeint.

freut", und in in dieser freudigen Aussicht auf die ewigen Belohnungen „geduldig" alle Trübsale der Welt erträgt, indem sein Geist im „beharrlichen Gebete" stets auf Gott und das Unvergängliche gerichtet ist.

3. Der Apostel sprach bisher vom Verhältniß der wahren Christen, d. h. der „Heiligen" oder der gesunden Glieder der Kirche zu einander. In V. 14 geht er aber zu ihrem Verhältniß zu den Unheiligen über, seien dieselben Ungläubige, oder nur äußerlich mit der Kirche Verbundene; denn unter den wahren Heiligen gibt es keine Verfolger. Treu der Lehre Christi Matth. V. 44 empfiehlt Paulus hier die Feindesliebe, eine, wie die Demuth, spezifisch christliche Tugend. Auch Verfolgern wünschet der wahre Christ nichts Böses, er „fluchet nicht," sondern nimmt vielmehr Theil an Freud und Leid derselben (V. 15). Die psychologische Thatsache, daß es leichter ist mit dem Unglücklichen zu trauren, als mit dem Glücklichen sich zu freuen, erklärt sich daraus, daß im ersten Falle der Neid keinen Anlaß hat sich zu regen, wohl aber im letzteren. Der Neid ist aber die letzte Wurzel, die aus dem alten selbstsüchtigen Menschen ausgerissen wird, und daher bleibt davon in Jedem noch etwas zurück, der noch nicht durch eine ganz vollkommene Wiedergeburt es zu einer ganz reinen Liebe gebracht hat. Wenn Kant sagt: „Im Unglück unserer besten Freunde ist etwas, das uns nicht ganz mißfällt", so mag es leider wahr sein, ist aber immerhin nicht das, was Paulus und Christus verlangen.

Soll V. 16 hier in den Zusammenhang passen, so kann er nur folgenden Sinn haben: „Habet einerlei Gesinnung" in Beziehung auf diese Liebesrichtung gegen Ungläubige und Uebelgesinnte, damit sie desto eher gewonnen und bekehrt werden. „Trachtet nicht nach hohen

Dingen, sondern haltet es mit den Niedrigen", denn es wäre sträflicher Hochmuth und Lieblosigkeit, sich dünkelhaft über sie zu stellen, von ihnen sich fern zu halten, und dadurch es an der liebevollen Sorgfalt, mit welcher auch Christus den Zöllnern und Sündern nahte, fehlen zu lassen. Wenn schon eine solche Gleichgültigkeit unchristlich wäre, so wäre es dieses um so mehr „Böses mit Bösem zu vergelten." V. 17. Im Christenthum gilt der Grundsatz nicht mehr: „Aug um Aug, Zahn um Zahn", sondern lieber Unbilden geduldig zu ertragen, als den Frieden zu stören. Matth. V. 38 ff. „Wenn es möglich ist, so habet, so viel an euch liegt, Friede mit allen Menschen." V. 18. Damit gibt freilich der Apostel zu, daß dieses nicht immer möglich sei, weil es Menschen gibt, die nur dann mit uns Frieden hätten, wenn man sich zu blinden Werkzeugen ihrer bösen Absichten hingeben würde. Aber dieser Fall der Unmöglichkeit ist bei weitem nicht so häufig, als ihn leidenschaftliche Menschen annehmen, welche eben nicht thun, so viel an ihnen liegt, Frieden zu halten. Nur allzuleicht machen die Menschen ihre eigenen, oder doch bloß menschliche Angelegenheiten zur Sache Gottes, bei welcher kein Nachgeben und kein Dulden stattfinden dürfe. Stellt sich diese Ueberzeugung zu schnell ein und ist sie irrig, so tritt die leidenschaftliche Selbstsucht in den vermeintlichen Dienst Gottes, und haltet nun auch die hartherzigste und grausamste Kampfweise für geheiligt durch Gottes Willen. Es wird nicht mehr Frieden mit dem Gegner, sondern seine Vernichtung gesucht. Deswegen sind auch keine Kriege grausamer und schwerer zu enden, als die Religionskriege. Dem Wahne, daß der Friede mit Andern unmöglich, ja unerlaubt sei, diente Jahrhunderte lang das muhamedanische Schwert, und leider hat nicht selten

auch unter Christen mehr ein muhammedanischer Wahn, als der Feuereifer christlicher Liebe das Schwert gezogen, und im Großen den Frieden gestört. Um den Muhammedaneren „Böses mit Bösem" zu vergelten, that erst neulich eine große christliche Macht nicht, „was an ihr lag," um den Frieden mit Christen aufrecht zu erhalten. Wie will man die daraus erfolgten Blutströme vor Christus verantworten, und mit dem Apostel Paulus in Uebereinstimmung bringen?

Doch Paulus spricht hier nicht von ganzen Völkern, die bisweilen auch ein Gericht des göttlichen Zornes, d. h. seiner Strafgerechtigkeit zu vollziehen bestimmt sind, sondern von einzelnen Menschen, und verlangt von diesen, daß Keiner „sich selber räche," sondern dem Zorne, d. h. der Strafgerechtigkeit Gottes Raum gebe V. 19. Der Christ soll nicht in eigener Sache Kläger, Richter und Vollzieher sein, sondern bedenken, daß Gott allein ein vollkommen unparteiischer Vergelter sei. Ja der Christ appellirt auch nicht an die Rache oder Strafe Gottes, welches schon ein strafbares Rachegefühl wäre, sondern vielmehr an seine Gnade, die er selbst auch bedarf. Daher seine Bitte: „Vergib uns unsere Schulden, wie wir vergeben unsern Schuldnern." Der Christ stillt den Hunger und löscht den Durst seines Feindes, und sammelt überhaupt durch Wohlthaten feurige Kohlen auf sein Haupt V. 20, d. h. er verursachet ihm den empfindlichen Schmerzen der Beschämung, allein nicht um ihm zu schaden, sondern sein Herz zu erweichen, und ihn zur Buße und Besserung zu bringen. Dadurch überwindet er seinen Gegner, aber er überwindet durch das Gute das „Böse."

(Die herrliche Moral, welche sich in diesem einzigen Kapitel findet, dürfte wohl zahlreiche casuistische Folianten

ersetzen, vor welchen man nicht ohne Schrecken mit dem Bewußtsein steht, sein Leben nach denselben einrichten zu müssen.)

§. 24.

Vom Gehorsam gegen die Obrigkeit. XIII.

Jedermann unterwerfe sich der obrigkeitlichen Gewalt; denn es gibt keine Gewalt außer von Gott, und die, welche besteht, ist von Gott angeordnet. V. 1.

1. Wenn Paulus hier wie Petrus (**I.** Pet. **II.** 13) zum Gehorsam gegen die Obrigkeit ermahnt, so hängt es mit dem Vorhergehenden eng zusammen. Vorher war die Rede vom Verhalten der Christen gegen Feinde. Nun war aber die Feindschaft der Ungläubigen gegen die Christen damals in der römischen Staatsgewalt gleichsam concentrirt, und es konnte leicht Christen geben, welche das römische Joch mit der mißverstandenen christlichen Freiheit eben so unverträglich fanden, als die Juden mit ihrer theokratischen Idee. Wenn daher Suetonius vom Kaiser Claudius (Cap. 25) meldet: **Judæos impulsore Chresto assidue tumultuantes Roma expulit**, so haben bei dieser Vertreibung auch die Judenchristen vielleicht nicht ohne Grund mit den Juden das gleiche Schicksal gehabt (oben §. 6). Da nun Nero, unter welchem Paulus schrieb, die Greuelthaten seiner Vorgänger bald noch überbot, so bedurften die Christen in Rom wohl einer apostolischen Belehrung über ihr Verhalten gegen die Obrigkeit.

2. Die Lehre nun, daß die obrigkeitliche Gewalt von Gott sei und man ihr Gehorsam schulde, ist eine ganz allgemeine, denn Paulus konnte wohl nicht die

gerade damals „bestehende“ des Nero besonders von Gott ableiten wollen, sondern meint offenbar jede factisch bestehende. Damit ist der Christ der Frage über die Rechtmäßigkeit und den Ursprung einer Regierung überhoben. „Die Obrigkeiten, sie mögen heidnisch oder christlich, katholisch oder nicht katholisch sein, sie mögen sich durch Recht oder Gewalt constituirt haben, wenn sie einmal da sind, sind sie als von Gott angeordnet anzusehen. Jede Obrigkeit ist entweder durch rechtmäßige Mittel zur obersten Macht gelangt, also durch Gottes Gutheißung und ausdrücklichen Willen, oder sie ist auf gewaltsame Weise, wobei selbst Lasterhaftigkeit mit im Spiele war, zur Macht gekommen, was man als eine Zulassung Gottes ansehen muß; in beiden Fällen hat man die einmal bestehende Gewalt als von Gott anzuerkennen, denn was zur Existenz kommt, hat Gott gewollt, und es ist nichts billiger, als daß man das gutheiße und dulde, was Gott gutheißt und billigt.“ (Massl.)

3. So handelten auch, nach dem Beispiele Christi, alle Heiligen.

Es hätte sehr die Frage sein können, ob der Usurpator Augustus, und der Tyrann Tiberius, und damit auch sein charakterloser Statthalter Pilatus rechtmäßig zur Gewalt gekommen seien. Allein nirgends wirft Christus solche Fragen auf, sondern sagt vielmehr ausdrücklich zu Pilatus: „Du hättest keine Macht über mich, wenn sie dir nicht von oben herab gegeben wäre.“ Joh. XIX. 11. Zur Zeit der Christenverfolgungen waren viele Kaiser auf die schändlichste Weise zur Gewalt gekommen, allein dennoch gehorchten ihnen die Christen in Allem, das Gott nicht verboten hatte. Zur Verletzung eines göttlichen Gesetzes, überhaupt zum Sündigen läßt sich freilich der wahre Christ von keiner menschlichen

Gewalt zwingen; Unrecht aber zu leiden, ja um der Gerechtigkeit willen Verfolgung zu dulden, ist nicht gegen Gottes Gebot, sondern von Christus sogar empfohlen. So gab es unter den ersten Christen wohl heilige Märtyrer, aber keine Revolutionärs, so daß die christlichen Apologeten darauf hinweisen konnten, daß es keine ruhigere und treuere Bürger gebe, als die Christen. Revolutionen gehen nicht aus dem Geiste des Christenthums hervor, aber eben deswegen gehorcht der Christ auch jenen Regierungen, die aus Revolutionen hervorgegangen sind, sobald sie ein entschiedenes „Bestehen“ erlangt haben. Die Werkzeuge, deren die göttliche Vorsehung sich bedient, wenn sie Hohe und Niedere hienieden züchtigen will, sind nicht immer, ja selten, die besten, allein gut ist es, in die Züchtigung sich zu fügen. Die Dämonen, welche in eine Schaar Schweine fuhren und sie ertränkten, hatten hiezu von Christus selbst die Erlaubniß; allein dabei blieben sie doch böse Dämonen und handelten als solche. Die Eigenthümer der Schweine aber, statt Christum um Weitergehen zu ersuchen, hätten daraus erkennen sollen, daß er Herr über Menschen und Thiere sei, und von ihnen verlange, sich in Zukunft mit so unreinen Thieren, deren Fleisch den Juden verboten war, etwas weniger abzugeben.

Es könnte nun freilich hier die Frage aufgeworfen werden, wann und unter welchen Bedingungen z. B. bei Staatsumwälzungen eine neu entstehende Gewalt als eine „bestehende“ (ουσα) zu betrachten sei. Hierüber spricht sich der Apostel Paulus nicht aus, weil bei der Verschiedenheit der Geburtswehen die Verhältnisse so mannigfaltig sind, daß objektive Vorschriften sich hierüber kaum geben lassen.

3. So gewiß es ist, daß nach Gottes Willen eine

Staatsordnung sein soll und jede Gewalt von Gott kommt, so enthaltet doch das Christenthum über die Form der Staatsverfassung keine Vorschriften. Es verträgt sich mit absoluten und constitutionellen Monarchien eben so gut, als mit Aristokratien und Demokratien und umgekehrt. Die republikanischen Verfassungen unseres Vaterlandes sind vor Gott und Christus und der Kirche eben so berechtiget, als ganz andere an Orten, wo man die weltliche und geistliche Autorität mit der Formel „Thron und Altar" zu bezeichnen pflegt. Der Christ als solcher ist daher auch der Frage über die Zweckmäßigkeit einer Staatsform überhoben. Alle diese Formen sind nur relativ gut, insofern sie den eigenthümlichen Bedürfnissen eines Volkes in einer bestimmten Zeit entsprechen. Wo die höchste Gewalt beim Volke ist, da ist sie ihm auch von „Gottes Gnaden" übergeben, und diejenigen Organe oder Minister, welche das Volk auswählt, diese Gewalt zu handhaben und auszuüben, üben nicht eine Gewalt, die von unten kommt, sondern die von oben kommt, aus. Sie sind „Gottes Diener" V. 4 u. 6, und haben die heiligste Pflicht, als solche sich zu betrachten und zu handeln.

Bei Erklärung des vierten Gebotes Gottes pflegt die Kirche unter Vater und Mutter, die man ehren soll, auch die geistliche und weltliche Obrigkeit zu verstehen, und der Catechismus Romanus pars III. Cap. V. quæst. 15 u. 16 sagt mit Beziehung auf unsere Bibelstelle:

„Erweisen wir ihnen eine Ehre, so fällt diese auf Gott zurück; denn ein Stand hoher Würde ist bei den Menschen ehrenwerth, weil sie ein Abbild der göttlichen Macht ist; und wir verehren darin zugleich die Fürsehung Gottes, der ihnen die Verwaltung eines öffentlichen Amtes verlieh und sie als Diener seiner Macht verwen-

det . . . Denn wir ehren nicht die Gottlosigkeit und Schlechtigkeit der Menschen, wenn die Obrigkeiten sich so erweisen, sondern das göttliche Ansehen, das sie besitzen, so daß, was vielleicht sehr wunderlich erscheinen mag, obschon sie gegen uns feindselig und gehässig, ja unversöhnlich gesinnt seien, dieses dennoch keine genügend billige Ursache ist, weshalb wir ihnen nicht durchaus willfährig gehorchen sollten. Wenn sie aber etwas Gottloses und Boshaftes gebieten sollten, so darf man, weil sie dies nicht aus Machtvollkommenheit, sondern aus Ungerechtigkeit und Verkehrtheit ihres Herzens thun, durchaus nicht auf sie hören." Dabei wird auf das Wort Davids hingewiesen, der in Beziehung auf Saul sagt: „Mit denen, welche den Frieden hassen, bin ich friedlich."

Würden alle Studirenden, welche im öffentlichen Leben einflußreiche Stellungen einzunehmen bestimmt sind, diese Lehren der Offenbarung und der Kirche beherzigen und stets befolgen, so würden die Erschütterungen der menschlichen Gesellschaft und öffentlichen Ordnung, sowie die heillosen Kämpfe zwischen Kirche und Staat bald aufhören, und jene Pietät wieder zur Geltung kommen, die jede höhere Autorität achtet, und sich ihr in Gehorsam unterwirft; die Pietät gegen Gott in Jesus Christus, gegen geistliche und weltliche Obrigkeit, gegen Vorgesetzte, gegen Vater und Mutter 2c. Der Mangel an jener **Pietas erga superos** ist eine Hauptquelle des menschlichen Elendes.

4. Darum ist es eure Pflicht, unterthan zu sein, nicht nur um der Strafe willen, sondern auch um des Gewissens willen; denn darum zahlet ihr auch Steuern" 2c. V. 5 u. 6.

Hieraus sieht man, wie übel diejenigen berichtet sind,

welche meinen, daß die Staatsgesetze nicht im Gewissen verpflichten, daß wenigstens Viele als leges mere pœnales zu betrachten seien, die man, ohne gegen die Gerechtigkeit zu sündigen, übertreten dürfe, wenn man der Gefahr einer übermäßig großen Strafe sich aussetzen wolle. Aus der Größe der angedrohten Strafe folgert man nicht, daß dem Staate viel an Beobachtung des Gesetzes liege, sondern daß er dabei nicht auf das Gewissen, sondern nur auf die Furcht vor Strafe rechne. Mit solchen Sophismen schmuggelt man zunächst das Gewissen, und dann die Handelswaare zollfrei über die Grenzen, lügt bei Angabe seines steuerbaren Vermögens, während bevormundete Wittwen und Waisen jeden Heller versteuern müssen ꝛc. Allen solchen Sophismen steht aber das apostolische Wort entgegen: „Gebet jedem, was ihr schuldig seid: Steuer wem Steuer, Zoll wem Zoll ꝛc. gebührt“ V. 7.

5. Der Apostel kommt nun V. 8 wieder auf die Liebe zurück, welche diese und alle anderen negativen Pflichten der Gerechtigkeit erfülle. Nur in den positiven Pflichten kann sie sich nie genügen. Hier kann sie nicht abzahlen, was sie sich schuldig fühlt, denn je mehr sie sich bethätigt, desto mehr wächst sie und steigert ihre Ansprüche. „Amor cum redditur non amittitur, sed reddendo multiplicatur,“ sagt Augustinus. Nie dienet aber die heilige Liebe den Werken der Finsterniß, der Sinnlichkeit und ihren Lüsten, denn sie ist eine Frucht des hl. Geistes bei demjenigen, in welchem Christus Wohnung genommen, der „Christum angezogen,“ d. h. mit ihm in die innigste Lebensgemeinschaft getreten ist. V. 12 — 14. (Die Früchte dieses Geistes sieh bei Gal V. 22 — 24. Die Verse 13 u. 14 gaben Anlaß zur Bekehrung des hl. Augustin.)

§. 25.
Verhalten der Christen gegen einander in Beziehung auf moralisch freigestellte Dinge. XIV. u. XV.

Lasset uns nicht einander richten, sondern darauf richtet vielmehr eure Sorge, daß ihr dem Bruder nicht Anstoß und Aergerniß gebet. XIV. 13.

1. Es gibt sittlich freigestellte Dinge, welche objektiv weder gut noch böse genannt werden können. Das eine und andere können sie aber werden unter gewissen Umständen, die nach einem subjektiven Maßstabe zu bemessen sind. Die Einen davon stehen der sittlichen Laxheit nahe und können dem Einen gefährlich sein, dem Anderen aber nicht. Der Erste muß sie meiden, z. B. Tanz, Spiel ꝛc., dem Andern sind sie erlaubt. Andere Mitteldinge stehen mit sittlicher Strenge mehr im Zusammenhang, und dienen dem Einen als Tugendmittel, während der Andere ihrer nicht bedarf. Der Apostel redet hier nur von der zweiten Art, und hat Aszeten im Auge, die noch mit übertriebener Aengstlichkeit vor dem sich hüten, das nur den Juden verboten war. Jedoch gehören sie nicht zu den bösartigen Judenchristen Apg. XV. 1, die ihm entgegen traten, indem sie die Beobachtung der jüdischen Zeremonialgesetze für die Seligkeit für nothwendig erachteten. Solche behandelt er im Briefe an die Galater nicht so schonend, wie die hier gemeinten, deren unschädliche Meinungen er geduldet wissen will. Im Allgemeinen gibt er nun in Beziehung auf solche an sich freigestellte Dinge die Vorschrift, daß jeder nur das thue, was er nach fester Ueberzeugung für sich als erlaubt erkennt; daß er aber denjenigen, der anders handelt, nicht richte, d. h. verurtheile; und daß er endlich

aus Liebe und Schonung auch das ihm Erlaubte unterlasse, wenn es einem Schwachen zum Anstoß gereichen, d. h. ihn verleiten würde, zu sündigen, entweder zum Judenthum zurückzutreten, oder hart zu urtheilen, oder gegen seine Ueberzeugung zu handeln. Hievon noch etwas im Einzelnen.

2. „Des Schwachen im Glauben nehmt euch an, ohne euch über Meinungen zu zanken“ V. 1, d. h. duldet einen ängstlichen Judenchristen, der von einigen jüdischen Gebräuchen sich nicht trennen kann, weil er das in der christlichen Sittenlehre Gebotene von dem Freigegebenen nicht klar zu unterscheiden weiß. „Aus dem ganzen Kapitel, sagt hier Allioli, können auch die heutigen Christen noch lernen, daß in freigegebenen Dingen kein Zwang herrschen darf, und sie sich nicht lieblos einander beurtheilen sollen, wenn die Einen sich ihnen unterwerfen, die Andern nicht.“

„Denn Einer glaubt, er dürfe alles essen,“ was sonst den Juden verboten war, und das glaubte für sich auch der Apostel (V. 14); „der Schwache aber mag Gemüse essen,“ (V. 2) d. h. sich des Fleisches ganz enthalten, wie die Juden thaten, wenn sie nicht selbst schlachteten, damit sie beim Einkauf nicht etwa heidnisches Opferfleisch oder sonst verbotenes erhielten. (Daß hier nicht von kirchlich gebotener Abstinenz die Rede sei, versteht sich von selbst.) Eben so verhaltet es sich mit der Beobachtung der jüdischen*) Festtage. In beiden Beziehungen „sei Jeder nur von seiner eigenen Meinung vollkommen überzeugt,“ aber verachte den nicht, der anders handelt, sondern überlasse ihn seiner eigenen Verantwortlichkeit vor Gott, den auch er nicht beleidigen will, und seine

*) Natürlich sind die gebotenen christlichen Feiertage hier nicht gemeint. Nur die sogenannten dispensirten hätten einige Aehnlichkeit.

Handlungsweise wohl vor Christi Richterstuhl verantworten kann. V. 3 — 14.

3. „Wenn aber dein Bruder wegen einer Speise betrübt wird, so wandelst du nicht mehr nach der Liebe. Sei nicht mit deiner Speise jenem zum Verderben, für welchen Christus gestorben ist“ V. 13.

So sehr es nach der Lehre des Apostels gefehlt wäre, wenn Einer in freigestellten Dingen das, was er für sich als Pflicht erachtet, auch Anderen vorschreiben wollte, daher über eine andere Handlungsweise richten und sich daran ärgern würde; so wäre es andererseits auch gegen die christliche Liebe, einem Bruder zu solchem Fehler Anlaß zu geben, oder ihn zu verleiten, daß er gegen seine Ueberzeugung handle, in welchem Falle er wirklich sündigen würde. V. 23. „Speise und Trank,“ worin das Reich Gottes nicht besteht, kann und soll man in Gegenwart eines Anderen meiden, wenn durch den Genuß „die Gerechtigkeit, Friede und Freude im hl. Geiste“ in Gefahr kämen. In diesem Sinne sagt Paulus I. Cor. VI. 12: „Alles ist mir erlaubt, aber nicht alles frommt,“ und im gleichen Sinne ist er in erlaubten Dingen den Juden ein Jude, den Heiden ein Heide, Allen alles geworden, um Alle für Christus zu gewinnen. Ist man allein, nur vor den Augen Gottes, so mag man allerdings nach einer erleuchteteren Ueberzeugung handeln V. 22, allein der Stärkere muß die Gebrechlichkeiten der Schwachen berücksichtigen, und nicht nach seinem Gefallen, sondern zur Erbauung leben. XV. 1.

Ihr verlangt wahre Toleranz — lernet sie hier beim Apostel Paulus!

(Der Schluß des Briefes enthaltet persönliche Mittheilungen.)

Zweiter Theil.

Kurze wissenschaftliche Begründung

des

christlichen Religionssystems.

Einleitung.

1. Es gibt ein historisches und ein wissenschaftliches Erkennen. Durch das erste erfahren wir, daß und was etwas ist, durch das zweite bringen wir die Gründe zum Bewußtsein, warum etwas ist, und daß es nothwendig so sein müsse.

Die historische Erkenntniß der christlichen Religionswahrheiten erhalten wir unter Leitung der Kirche aus der hl. Schrift und der beständigen Ueberlieferung.

Christus hat nämlich seine Lehre nicht in wissenschaftlicher Form vorgetragen, und es läßt sich dieses aus zwei Gründen erklären. Seine Lehre sollte ein Gemeingut aller Menschen, somit auch der Ungebildeten, werden, die für wissenschaftliches Denken nicht fähig sind. Sodann hätte es mit seinem Charakter der göttlichen Sendung nicht harmonirt, seine Lehre durch Demonstration menschlicher Wissenschaft zu beweisen. Er hatte nur diesen Charakter thatsächlich zu beweisen, und so dem Menschen die Pflicht aufzulegen, sein Wort, als gesprochen von einem Gesandten Gottes, auch dann für wahr zu halten, wenn man seine innere Wahrheit noch nicht begreifen und einsehen würde. Der Akt dieses Fürwahrhaltens heißt Glaube, und ist nicht nur bedingt durch die menschliche Erkenntnißseite, sondern auch durch die göttliche Gnade und menschliche Freiheit. Weil er ein freier Akt ist, hat er auch die Eigenschaft einer Tugend,

die in der demüthigen und gehorsamen Unterwerfung unter die göttliche Autorität besteht. In dieser Form des Glaubens an das durch höhere Autorität Gegebene halten die meisten Menschen, und so auch die meisten Christen, die Religionswahrheiten fest, und machen sie zur Regel des Lebens.

2. Der Gebildete hat aber ein wissenschaftliches Bedürfniß d. h. bei allem Fürwahrhalten frägt er: warum? also nach dem Grunde, und selbst da, wo sich keine weitern Gründe mehr angeben lassen, will er wissen, warum sich keine angeben lassen, und ob er berechtigt ist, etwas für unmittelbar gewiß zu halten. Um dieses wissenschaftliche Bedürfniß in religiöser Beziehung zu befriedigen, ist es nicht nothwendig, den Glauben vorher wankend zu machen, oder gar abzulegen. Vielmehr bedingt das Festhalten der Wahrheit jene Liebe zu ihr, die den Geist antreibt, anhaltend und mit Freude sich mit ihr zu beschäftigen, und so immer mehr in das Innere derselben einzudringen, und den innern Zusammenhang der einzelnen Lehren unter einander und mit den Forderungen unserer von Gott anerschaffenen Vernunft einzusehen. Es ist a priori gewiß, daß dasjenige, was Gott im Verlaufe der Zeit offenbart, nicht demjenigen widersprechen kann, was er ursprünglich in den menschlichen Geist gelegt hat, vielmehr soll es dieses ursprünglich Hineingelegte nur entwickeln, von allfälligen Abwegen es zurückrufen und solchen vorbeugen. Auf solche Abwege kann aber der Mensch im Verlaufe seiner Entwicklung kommen.

Bei den Einen erwacht der Zweifel, der den Glauben wankend macht, und das Zutrauen zur Wahrheit erschüttert. Es ist dieses zwar ein Uebelstand, allein wenn ein ernster Sinn, und die Liebe zur Wahrheit

bleibt; so ist zu hoffen, daß die Wissenschaft den Zweifel hebe, und nach Ueberwindung desselben dann der Geist im Festhalten der Wahrheit nur um so unerschütterlicher sei. Immerhin bedarf der Zweifler noch mehr als der Gläubige einer wissenschaftlichen Behandlung der Religion.

Am dringendsten aber ist das Bedürfniß einer solchen bei demjenigen, der den Glauben abgelegt, also dem Unglauben sich ergeben hätte. Bei diesem ist aber das Resultat der wissenschaftlichen Behandlung unsicher, und und zwar aus verschiedenen Gründen.

a) Der Ungläubige hat die Hochachtung und Liebe zur religiösen Wahrheit aufgegeben, und es ist leicht möglich, daß er mit dem, das ihm fremd und gleichgültig geworden ist, sich nicht im Ernste beschäftigen mag.

b) Mancher Ungläubige hat wohl Bildung genug, einzusehen, daß seine bisherigen religiösen Erkenntnisse noch nicht wissenschaftlich begründet sind, und die oberflächlichsten und seichtesten Einwendungen dagegen, oft sogar der frivole Spott, genügen ihm, dasjenige zu verwerfen, was die weisesten und besten Menschen beseligt und beruhigt; allein er hat nicht Bildung genug, um tiefere Untersuchungen und streng wissenschaftliche Erörterungen zu erfassen, und so werden auch die bündigsten Beweise bei ihm keine Ueberzeugung bewirken, weil er zu beschränkt ist, die Bündigkeit zu begreifen.

c) Ferners gibt es einen bösen Willen, der positiv der Wahrheit widerstrebt, und von ihr sich nicht will überzeugen lassen, weil sie ihm lästig ist, und seinen Leidenschaften widersteht. Die Pharisäer und Sadduzäer haben an Christus gesehen, und von ihm gehört, was die Apostel, allein bei jenen war Haß, bei diesen aber Liebe und Ueberzeugung die Folge. Der Grund lag im Willen.

d) Endlich könnte auch derjenige, der die Religionswahrheiten wissenschaftlich behandelt, es zu unvollkommen, zu mangelhaft thun. Dann ist freilich der Lehrer, nicht der Hörer Schuld, wenn bei letzterem die Ueberzeugung sich nicht einstellt. Aber das sieht doch jeder ein, daß, wenn auch nur hypothetisch zugegeben wird, daß es eine religiöse Wahrheit gebe, ihre Gültigkeit nicht abhangen kann von der mehr oder weniger vollkommenen Demonstration derselben. Ist diese wirklich unvollkommen, so folgt daraus nur, daß man eine vollkommenere aufsuchen soll, nicht aber, daß die Wahrheit objektiv nicht begründet sei. Gottes Werk bleibt fest und unerschüttert, wenn auch das Menschenwerk eines Individuums nicht unangreifbar wäre. Wer also durch diese Vorträge auch bei gutem Willen und treuer Auffassung nicht überzeugt würde, der muß die Schuld der Behandlungsweise, nicht aber dem behandelten Gegenstande zuschreiben. Gelingt es aber unter redlichem und ernstem Zusammenwirken sowohl bei dem Gläubigen als Zweifelnden und selbst bei dem Ungläubigen eine wissenschaftliche Ueberzeugung zu vermitteln, so vergesse man dabei nicht, daß alles Gedeihen von Gott kommt, und ihm die Ehre gebührt.

3. Es handelt sich hier nicht um eine vollständige Entwicklung, sondern nur um eine kurze wissenschaftliche Begründung des christlichen Religionssystems.

Zu diesem Zwecke werden wir in systematischer Aufeinanderfolge die Grundwahrheiten unserer Religion behandeln und folgende Fragen beantworten:

I. Existirt ein persönlicher Gott?

II. Wie hat Gott bei der Schöpfung nach außen gewirkt?

III. Wirkt Gott auch nach der Schöpfung durch positive Offenbarung?

IV. Was ist Christus?
V. Worin besteht sein Werk?
VI. Haben wir in unserer Kirche noch das wahre Christenthum?

Zum Nachlesen werden sehr empfohlen: Hirschers „Erörterungen über die großen religiösen Fragen der Gegenwart.“

I. Kapitel.

Existenz eines persönlichen Gottes.

§. 1.

Was ist Wahrheit? (Joh. XVIII. 38.)

1. Alle Wissenschaften, und so auch die Philosophie und Theologie haben nur den Zweck, diese Frage zu beantworten, um darnach den menschlichen Willen zu bestimmen. Der Skeptiker aber stellt die Frage im Sinne des Pilatus, nämlich in der Meinung, dieselbe lasse sich gar nicht beantworten, und es sei thöricht durch Forschen nach der unerforschlichen Wahrheit sich in seinem angenehmen Lebensgenusse zu stören. Der absolute Skeptiker erlaubt sich in theoretischer Beziehung kein Urtheil über das Sein und Wesen der Dinge, und in praktischer Hinsicht ebensowenig ein solches über das Gute und Rechte. In der ersten Beziehung könne man höchstens sagen, wie uns die Dinge erscheinen, nicht aber ob und was sie objektiv seien. Consequent muß der Skeptiker auch an seinem eigenen Dasein zweifeln, das er doch schon dann als gewiß setzt, wenn er sagt: ich zweifle. In praktischer Hinsicht gibt es für den Skeptiker keine Pflicht, und wenn es gut geht, so nimmt er an, daß

jeder am besten thue, sich hierin nach Landessitte und der erhaltenen Erziehung zu richten.

Von einem solchen Zweifel kann man die Zweifelsucht unterscheiden. Diese besteht darin, daß der Mensch wohl Wahres erkennt, allein, weil es seinen Interessen widerspricht, daran zu zweifeln sucht. Ganz anders ist die Behauptung gemeint, daß jede Philosophie mit dem Zweifel beginnen müsse. Diejenigen, welche diese Ansicht haben, machen Ernst mit der Wahrheit und suchen dieselbe. Damit kann aber, will man nicht vom Leeren ins Leere kommen, nur gemeint sein, daß man die bestehenden Weltansichten aufs neue prüfen, und dabei auch die Frage nach der Objektivität unserer Erkenntnisse untersuchen müsse.

2. Wir stellen die Frage: was ist Wahrheit? in einem andern Sinne, als der Skeptiker, nämlich mit der Hoffnung, daß sich dieselbe beantworten lasse. Vorläufig können wir sagen: Gott ist die Wahrheit, und Christus sagt dem Skeptiker Pilatus, daß er gekommen sei, von der Wahrheit Zeugniß zu geben. Dieses will aber nur sagen, Gott sei die Quelle der Wahrheit, denn diese ist näher bestimmt: sowohl Gott als der durch Gottes Willen nach außen verwirklichte Gedanke Gottes. Zur objektiven Wahrheit gehört also alles, was wirklich existirt, und wirklich ist alles, was wirkt. Die subjektive Wahrheit d. h. die wahre Erkenntniß, besteht in der Uebereinstimmung (nicht Identität) unsers Denkens mit dem wirklichen Sein. Alle wahre Erkenntniß ist daher nichts anders als ein richtiges Nachdenken göttlicher Gedanken, die man auch die Ideen der Dinge nennen kann. Hiebei setzen wir voraus, daß ein persönlicher Gott existire, der mit Bewußtsein und Freiheit alles ins Dasein gerufen hat, im Da-

sein erhaltet, und zu seinem Ziele oder seiner Bestimmung hinführt. Es fragt sich nun, ob diese Voraussetzung eine begründete und berechtigte sei. Dieses läugnet der Atheismus und Pantheismus.

§. 2.

Atheismus, Pantheismus, Theismus.

Der Thor sagt: es ist kein Gott. Ps. XIII. 1.

1. Wer ist ein Atheist? Diejenigen sind es nicht, bei welchen wegen Mangels der menschlichen Vernunftentwickelung der Glaube an Gottes Dasein fehlt, wie bei Kindern und ganz wilden Menschen. Auch die Heiden sind es nicht im eigentlichen Sinne, obschon sie den wahren Gott nicht kannten. Sie stellten das Dasein Gottes nicht in Abrede, kannten aber sein Wesen nicht gehörig, und faßten es daher so auf, daß es möglich wurde, mehreren Individuen es beizulegen.

Atheist ist derjenige, welcher behauptet, daß es durchaus keinen Gott gebe, der Mensch von keinem höheren Wesen, als er ist, abhängig sei. In dieser Behauptung besteht der theoretische Atheismus. Den praktischen hat derjenige, welcher lebt, als ob die Behauptung, daß es keinen Gott gebe, wahr wäre. Beide können beisammen sein, und leicht ruft einer den andern hervor. Sie müssen aber nicht nothwendig beisammen sein, und sind es in der Wirklichkeit nicht immer.

Es kann nämlich geschehen, daß der theoretische Atheist sein Gottesläugnen Andern nur nachspricht, während die bessere Seite des Menschen doch noch thätig sich erweist, und ihn von den praktischen Consequenzen im Leben zurückhaltet. Auch kann die bloße Klugheit es für das irdische

Leben, wenn auch an kein Jenseits geglaubt wird, vortheilhafter finden, die göttliche Ordnung in der menschlichen Gesellschaft wenigstens äußerlich zu respektiren.

Andererseits kann der praktische Atheist, der da lebt, als ob kein Gott wäre, doch noch an einen solchen glauben, und dabei, wie die Dämonen, zittern. Freilich führt ein solcher Zustand, wenn er längere Zeit fortdauert, auch gewöhnlich zum theoretischen Atheismus, und es ließe sich geschichtlich nachweisen, daß der theoretische Atheismus im praktischen seinen Grund hat. Wenn das Gottesbewußtsein keinen bestimmenden Einfluß mehr auf das Gemüth und Leben ausüben kann, so erlahmt es und zieht sich wenigstens auf eine Zeit lang zurück. Daher sagt der hl. Augustin: „Niemand läugnet die Existenz Gottes, als wer seinen Vortheil dabei hat, wenn kein Gott ist.“ (Nemo deum negat, nisi cui expedit deum non esse.) Eben so selbst Rousseau: „Erhalte deine Seele stets in solchem Zustande, daß sie wünschen kann, es gebe einen Gott, und du wirst nie an dieser Wahrheit zweifeln.“ Mehr als daran zweifeln kann eigentlich auch der entschiedenste Atheist nicht, denn noch niemanden ist es eingefallen, beweisen zu wollen, daß es keinen Gott geben könne. *)

2. Den Pantheismus unterscheiden die Philosophen vom Atheismus, und das Wort scheint sogar das Entgegengesetzte zu bedeuten, und eher die Welt als Gott zu läugnen. Beide haben aber doch das gleiche Resul-

---

*) Da mit dem Glauben an Gott auch der Glaube an Unsterblichkeit steht oder fällt, so gilt hier, was selbst Diderot sagt: „Zweifelst du bloß, ob es ein anderes Leben gibt, so mußt du so leben, als ob es ein anderes Leben gäbe. Wenn ich aber gewiß weiß, daß es keines gibt? Ich zweifle sehr, ob du's gewiß weißt.“ Bei Abbé Eduard Barthe, „die religiöse Wahrheit vor dem Richterstuhle der Vernunft.“ S. 12.

tat, daß sie keinen von der Welt zu unterscheidenden Gott annehmen.

Es gibt einen sogenannten transeunten und immanenten Pantheismus *). Der erste läßt alle Dinge durch Emanation aus Gott hervorgehen, so daß sie aus dem Wesen Gottes, und somit selbst göttlichen Wesens, aber nicht das ganze göttliche Wesen, sind. Der zweite confundirt Gott gänzlich mit der Welt, ist aber wieder doppelt, entweder substantieller oder logischer Pantheismus. Nach dem ersten, der sich z. B. bei Spinoza findet, ist Gott die allein existirende absolute Substanz, und alle Dinge nur Accidenzen derselben. Nach dem logischen Pantheismus, der nach manigfachen Metamorphosen in das System Hegels auslief, ist Gott der absolute Begriff, und alles Werden und Entwickeln der Welt nur eine nothwendige Bewegung dieses Begriffes.

Näher kann diese Ansicht auf möglichst verständliche Weise so dargestellt werden:

Alles Reale besteht nur im logischen Denken, weßwegen auch Logik und Metaphysik zusammenfallen. Die höchste Realität ist daher der höchste logische Begriff. Dieser ist das absolute Sein, von dem als solchem noch nichts ausgesagt werden kann, so daß sein Inhalt noch ganz leer ist. In diesem Sinne ist Sein oder Gott = Nichts d. h. nicht etwas Bestimmtes. Dieser Gott muß erst etwas werden, und durch dieses Werden zum Dasein, d. h. zu einem bestimmten Sein gelangen. Dieses geschieht durch die Selbstbewegung des logischen Begriffs im Denken des Geistes. Daher entwickelt sich die Gottheit in und mit dem denkenden Geiste, und kommt im

*) Vergl. Baltzer, neue Briefe. 2te Serie S. 70 ff.

Menschen zum Selbstbewußtsein. Dieses Selbstbewußtsein Gottes im Menschen ist die Religion, und ihre höchste Stufe diejenige, wo die absolute Einheit Gottes und des Menschen zum Bewußtsein kommt. Dieses Bewußtsein sei ausgesprochen in der christlichen Lehre vom Gottmenschen, welche nur Wahrheit habe auf dem Standpunkt der Gattung, nicht aber des Individuums.

Nach solcher Lehre bestünde die Religion in logischen Operationen, und wäre Sache Gottes, nicht des von ihm verschiedenen Menschen. Die Denkgesetze sind die einzigen, die durch Gott aber auch für Gott existiren, und für das Prinzip der Freiheit ist im ganzen Systeme weder ein Platz noch eine Aufgabe. In diesem und in jedem wie immer modifizirten Pantheismus ist der Grundgedanke, daß alle Dinge nur ein wesentliches und nothwendiges Moment des göttlichen Lebens seien, das an sich selbst weder Bewußtsein noch Freiheit hat.

3. Allen solchen atheistischen und pantheistischen Richtungen steht die sogenannte theistische Speculation gegenüber, welche die Ueberzeugung ausspricht, daß ein persönlicher Gott existire, der die Quelle alles Seins ist, mit demselben in lebendiger Beziehung und Verbindung bleibt, allein ein davon verschiedenes Wesen hat. Diese Speculation sagt: „Fest, wie der Erde Grund, steht der Satz: Wenn Gott schafft, so schafft er nicht sein eigen Wesen, eben weil dieses ein ungeschaffenes ist.“ Gott realisirt durch die Schöpfung nicht sein Ich, sondern eben deswegen sein Nichtich; denn das Absolute und Unbedingte kann sich nicht selbst zum Relativen, Abhängigen und Bedingten machen, und beides zugleich sein, also die Verwirklichung eines gänzlichen Widerspruchs. Aus dem falschen Grundsatze von der absoluten Identität des Denkens und Seins folgte der pantheistische

Irrthum, daß Gott das nothwendig selbst sei, was er denke. Das ist er aber nur dann, sagt die theistische (christliche) Speculation, wenn er sich selbst in seinem ewigen Selbstbewußtsein erfaßt; er kann aber auch Anderes denken, das nicht zu seinem Wesen gehört, und eben deswegen auch nicht eine ewige reelle Existenz hat.

§. 3.

Traurige Folgen des Atheismus.

> Wer zu Gott kommen will, muß glauben, daß er sei, und daß er die, welche ihn suchen, belohne. Hebr. XI. 6.

Die Annahme, daß kein persönlicher Gott existire, ist eine so trostlose, dem ganzen Wesen des Menschen widerstrebende, daß, würde sie mit ihren Consequenzen Geltung erhalten, sie nicht nur alles Hohe und Edle im Menschen vernichten, sondern auch die ganze menschliche Gesellschaft auflösen und einen allgemeinen Ruin herbeiführen müßte. Wenn kein von der Welt verschiedener persönlicher Gott existirt, so ist nicht nur alle Religion eitel und nichtig, sondern auch die Sittlichkeit hat kein Fundament, kein Motiv und Ziel, und keine Richtschnur. Dann sind wir Herr auch über das Sittengesetz, die Stimme des Gewissens ist eine unberechtigte Anmaßung, indem, wenn kein verpflichtendes Wesen existirt, jede Pflicht wegfällt. Wenn kein überweltlicher Gott existirt, so haben wir keinen Grund an Unsterblichkeit zu glauben, sondern werden in das All der Dinge aufgelöst. Die Tugend, welche sich gerade am schönsten ausbilden kann, wenn sie unterdrückt und verfolgt wird, würde in dieser Verfolgung ihren letzten Lohn empfangen. Dann ist das Streben nach Weisheit die höchste Thorheit, und

das kurze sinnliche Dasein hat nur den Zweck, dasselbe durch ungezügelte Befriedigung der Triebe sich so angenehm als möglich zu machen. Privatrecht, Eigenthumsrecht und Familienrecht hört mit den entsprechenden Pflichten auf, und die menschliche Gesellschaft löst sich in eine regellose Schaar wilder Thiere auf, die um so gefährlicher sind, weil kein Gesetz des Instinktes sie zügelt, und die Intelligenz nur noch im Dienste dessen steht, was man sonst Laster zu nennen die üble Gewohnheit hat. — Man sieht, daß die menschliche Gesellschaft, wenn auch kein Gott wäre, doch handeln müßte, als ob einer existirte, nur um selbst bestehen zu können. Der Wahn wäre dann die Bedingung ihrer Existenz. Hoffentlich ist diese Annahme selbst nur Wahn derjenigen, die eben nicht zu Gott kommen wollen, und deswegen behaupten, daß kein solcher belohne, weil sie wünschen, daß auch keiner bestrafe. Ein solcher trauriger Wahn fand sich aber zu allen Zeiten nur bei einigen geisteskranken Menschen, nie bei ganzen Völkern *).

§. 4.

Das Gottesbewußtsein.

Gott, der die Welt gemacht hat, und alles, was darin ist, ist nicht ferne von jedem aus uns. Apg. XVII. 24 u. 27.

1. Wenn wir auch zunächst nur hypothetisch annehmen wollen, daß ein Gott existirt, der alles erschaffen und regiert, so ist es schon a priori nicht wahrscheinlich, daß er sich den erschaffenen Geistern so sehr verborgen habe, daß sie ihn nur durch mühsame philo-

*) Lege: Tiedge, Urania S. 34 ff.

sophische Demonstrationen suchen und finden müßten. Wenn Gott existirt, so hat er sich dem menschlichen Geiste ohne Zweifel so nahe gelegt, daß derselbe nur aufblicken, d. h. sich naturgemäß zu entwickeln bedarf, um ihn zu finden, und seiner gewiß zu sein.

2. So ist es nun auch wirklich. Daher sagt Tertullian in diesem Sinne: „Wie kann Gott verborgen sein, wie der Menschheit fehlen? Ein Zeugniß von ihm ist alles das, was in uns, und worin wir sind und der kann der wahre Gott nicht sein, der erst bewiesen werden soll. (Adv. Marc. I. 10 und 15.) Gott hätte für den größten Theil der Menschen übel gesorgt, wenn er seine Erkenntniß und Verehrung nur von dem zufälligen Gelingen einer philosophischen Beweisführung abhängig gemacht hätte. Es darf uns daher auch wenig bekümmern, wenn Viele behaupten, daß sich die Existenz Gottes nicht formell beweisen lasse, indem ohnehin damit gewöhnlich nur gesagt werden will, Gott sei über jeden Beweis erhaben, und müsse bei jedem schon vorausgesetzt werden, so daß es ohne diese Voraussetzung überhaupt nichts Gewisses geben könne. Selbst unsere Denkgesetze haben nur in Gott die Bürgschaft ihrer Gültigkeit und Wahrheit. Gott spiegelt sich in dem endlichen Geiste ab, und mit dem vollen Selbstbewußtsein stellt sich daher auch das Gottesbewußtsein ein.

3. Freilich kann dieser Spiegel auch trüb sein, und der Mensch sein Geistesauge verschließen, wo dann Gott entweder gar nicht, oder nicht recht gesehen wird. Wenn daher ein Heide zum Kirchenvater Theophilus sagte: „Zeige mir deinen Gott“, so erhielt er die schöne Antwort: „Zeige mir deinen Menschen und ich werde dir meinen Gott zeigen. Zeige nämlich, daß die Augen deiner Seele sehen, und daß die Ohren deines Herzens

hören. . . Deswegen, weil die Blinden nicht sehen, hört nicht auch schon das Licht der Sonne auf zu leuchten. So sind auch die Augen deiner Seele, o Mensch! von deinen Sünden und Lastern umwölkt, und können Gott nicht schauen.“ *)

Deswegen sagten wir oben, daß bei naturgemäßer Entwickelung des menschlichen Geistes dieser des Daseins Gottes gewiß werde, mit dem vernünftigen Selbstbewußtsein auch das Gottesbewußtsein sich einstelle. Der Grund, warum dieses geschieht, ist die dem Geiste anerschaffene Idee Gottes. Diese Idee der Gottheit ist dem Menschen anerschaffen wie die Idee der Zahl, der Linie, des Kreises, oder auch wie die Ideen des Wahren, Schönen und Guten. Alles, was äußerlich dem Menschen erscheint, bringt ihm nur das, was innerlich in ihm als Einheit liegt, zum Bewußtsein, und ohne die anerschaffenen Ideen hätte der Mensch keine Empfänglichkeit und kein Bedürfniß nach Erkenntniß, Tugend ꝛc. Auch die Idee Gottes muß durch äußere Anregung zum Bewußtsein gebracht werden, trägt aber dann den Beweis ihrer Realität in sich selbst. Sie ist die unmittelbare Offenbarung Gottes in dem menschlichen Geiste, eben weil der menschliche Geist sie weder selbst hätte erzeugen, noch aus der objektiven Natur ableiten können. Der menschliche Geist kann überhaupt nicht schöpferisch thätig sein, sondern alles wahrhafte Denken ist ein Vernehmen der Offenbarung des höchsten Geistes, der absoluten Wahrheit. Irrthum und Erdichtung ist eine falsche Zusammensetzung und Verwechselung des durch die Schöpfung Gegebenen. Die Idee eines vollkommensten höchsten Wesens hätte der Mensch um so weniger erdichten können, da sie über die

---

*) Ad Autol. l. I. c. 2.

Welt erhaben ist, und daher nicht aus etwas in der Welt zusammengesetzt werden kann. Ihr Vorhandensein im Geiste ist der unmittelbare Zeuge der Existenz Gottes, das Band, durch welches die endliche Vernunft an die ewige in Gott geknüpft ist. Gott hat den endlichen Geist nicht von sich unabhängig hingestellt, sondern einen Zug nach dem Göttlichen in denselben gelegt, weswegen auch alle Völker, die nur einige Cultur aufweisen, dieses Göttliche als existirend voraussetzen und sich in ein bestimmtes Verhältniß zu demselben stellen. Wie sie dieses Verhältniß als objektiv denken, ist ihre objektive, wie sie freithätig in dasselbe eingehen, ist ihre subjektive Religion. Je nach dem Grade der wahren Entwickelung ist jene wahr und diese rein, d. h. beide mehr oder weniger vollkommen. Daß zu dieser wahren und vollkommenen Entwickelung die fortwährende Offenbarungsthätigkeit Gottes selbst erforderlich sei, können wir hier zunächst nur in Beziehung auf den Ursprung nachweisen, und dieses führt uns auf die wissenschaftliche Rechtfertigung oder Begründung des unmittelbaren Gottesbewußtseins.

§. 5.

Gott als Ursache des geistigen Lebens der Menschheit.

Die Furcht Gottes ist der Weisheit Anfang. Ps. CX. 10.

1. Wenn die Philosophie alles aus Gründen erkennen will, und nur in der Erkenntniß des höchsten und letzten Grundes Befriedigung findet, so muß sie zu diesem Urgrunde zunächst (analytisch) aufsteigen, und kann dann erst von ihm ausgehend (synthetisch) das große Gebiet der Wahrheit durchwandern. Jede Philosophie, die nicht religiös ist, verzichtet auf die Erkenntniß des letzten

Grundes, und hört damit auf, Philosophie zu sein. Hätte der Mensch nur das Vermögen, welches man Verstand nennt, das Vermögen zu unterscheiden und zusammenzufassen oder zu begreifen, so wäre er in den Kreis idealer Verhältnisse hineingebannt, und käme nie an die Wirklichkeit heran. Seine Sache ist die mathematische Beweisführung, wo die logische Denknothwendigkeit herrscht. Wirkliche Existenzen können aber nie durch mathematische Beweisführung als Resultate der Denknothwendigkeit sich ergeben. Auf diesem einseitigen Standpunkt des Verstandes beruhen alle Einwendungen gegen die Möglichkeit, Gottes Dasein zu beweisen.

Der menschliche Geist hat aber auch ein doppeltes Wahrnehmungsvermögen für die sinnlichen und übersinnlichen Dinge. Das erste ist der sogenannte Sinn, der durch Empfindung die endlichen Dinge zum Bewußtsein bringt, das zweite ist die Vernunft, welche Gott und göttliche Dinge vernimmt, und dem Verstande jene Einheit, jenen für Alles zureichenden Grund gibt, welchen er durch das Causalitätsgesetz zu suchen genöthigt ist, allein durch sich selbst nicht finden würde. Alle Beweise für das Dasein Gottes sind daher nur vernünftige Antworten auf die Fragen des Verstandes nach der zureichenden Ursache, die alles, was entsteht und sich verändert, haben muß.

2. Hier nun suchen wir zunächst die zureichende Ursache für unser Geistesleben überhaupt, mit Inbegriff des religiösen.

Es ist eine Thatsache, die keines Beweises bedarf, daß der Mensch im Anfange seines Lebens nur der Anlage nach das Geistesleben besitzt. Er ist in potentia was er actu erst werden soll. Der Keim ist vorhanden, aber er bedarf einer Entwickelung.

Eine zweite ebenso gewisse Thatsache ist die, daß die Entwickelung des menschlichen Geistes nicht sich einstellt, ohne die erziehende Einwirkung eines schon entwickelten Geistes. Der Mensch bedarf der geistigen Erziehung, und fehlt ihm diese, so entwickelt er sich nicht weiter als ein Thier. Der Mensch muß angesprochen werden von denkenden Wesen, soll er selbst denken und sprechen lernen. Die bloße äußere Natur, welche selbst weder Bewußtsein noch Freiheit hat, also den Geist nicht hat, konnte weder eine geistige Kraft in das Menschenwesen legen, noch deren Entfaltung vermitteln. Die Thatsache also, daß es wirkliche Menschengeister gibt, setzt voraus, daß es auch einen übermenschlichen Geist gebe, welcher das menschliche Geistesleben ursprünglich im Keime gesetzt, und dann auch die Entwickelung des Keimes vermittelt, den Menschen erzogen hat.

3. Nun könnte vom Standpunkte der mathematischen Denknothwendigteit aus die Einwendung gemacht werden: „Also ist die Annahme eines übermenschlichen Geistes nur eine Voraussetzung, oder mit dem griechischen Namen: nur eine Hypothese.“ Wir antworten unbedenklich: ja so ist es, allein es ist eine nothwendige Hypothese, und es wäre eben so unvernünftig, sie nicht für wahr zu halten, als wenn man bei irgend einem Menschen nicht für wahr halten wollte, daß er Vater und Mutter habe, obwohl man auch dieses nicht mathematisch demonstriren kann *). Mit Rücksicht auf die oben angeführte Stelle des Psalmisten können wir also sagen, daß es ohne Gott nicht nur keinen Anfang der Weisheit, sondern auch keinen Anfang der menschlichen Cultur und Geistesbildung

---

*) Soll etwa ein Vater seine Existenz dem Sohne logisch beweisen? Er würde ein solches Begehren mit Recht auf andere Art befriedigen.

überhaupt geben kann. Weil aber die letztere doch wirklich ist, so muß auch Gott existiren.

§. 6.

Gott als Ursache der Welt.

Durch ihn ist alles geworden, was geworden ist. Joh. I. 3.

Aus Nichts wird Nichts. Dieses Axiom ist a priori mit dem Causalitätsgesetze gegeben, wornach alles, was geschieht, eine zureichende Ursache haben muß. Denken wir uns irgend ein Moment, in welchem nichts existirte, so könnte nie etwas existiren, denn es gäbe keine Ursache, daß etwas entstünde *). Nun ist es Thatsache unsers Bewußtseins, daß wenigstens wir selbst, und auch eine von uns verschiedene Außenwelt existirt, es kann also kein Moment geben, in welchem nichts war, es muß ewig etwas gewesen sein.

Dieses ewig Seiende, also nicht Entstandene, muß den Grund (Ursache) seiner Existenz in sich selbst haben, denn hätte es ihn in einem Anderen, so wäre dieses Andere das in sich selbst begründete Wesen, also dasjenige, von dem eben die Rede ist. Was den Grund in sich selbst hat, existirt mit Nothwendigkeit, es ist von nichts abhängig, weil durch nichts bedingt.

Wo finden wir aber nun dieses nichtentstandene, nothwendige Wesen? Alle Dinge in Zeit und Raum sind der Veränderung unterworfen. Die Ursache dieser Veränderung liegt größtentheils nicht in ihrem Wesen, sondern in Dingen, die auf sie einwirken. Die Dinge sind also von einander abhängig. Namentlich zeigt die

*) Sollen wir dieses beweisen?

Erfahrung, daß alle einzelnen Dinge entstehen, und erst durch ihr Entstehen wirkende Ursachen werden. Die Ursache ihres Entstehens muß aber nothwendig in einem Andern liegen. Jeder Vater ist zugleich Sohn, und zwar Sohn bevor er Vater ist. So zeigt sich nach rückwärts eine Causalreihe für zeitliche und endliche Dinge, deren Länge wir allerdings nicht angeben können *). Unendlich im eigentlichen Sinn kann aber diese Causalreihe nicht sein, weil alle ihre Glieder endlich sind, und alle sich darin gleichen, daß sie eine Ursache haben müssen. Was zeitlich ist, d. h. einen Verlauf hat, muß auch einen Anfang haben. Wenn nun alle Glieder der Causalreihe in einem früheren begründet sind, die Ursache des Entstehens in ihm haben, so kann in ihr das nothwendige in sich selbst begründete Wesen nicht gefunden werden, und muß also außer und über ihr existiren. Da in ihm Wirkungen begründet sind, so muß es ein wirkendes Wesen, somit Kraft sein. Es existirt also eine Urkraft. „Im Anfang war die Kraft."

„Aus nichts wird nichts;
Das merk dir wohl,
Wenn aus dir was werden soll!"

Claudius.

*) Wäre die menschliche Reflexion im Stande, zu allen Veränderungen ihre Ursachen aufzusuchen und anzugeben, so müßte sie nothwendig zuletzt dahin kommen, wo ihr im eigentlichen Sinne der Verstand still steht, d. h. wo keine endliche Ursache mehr sich darbietet. Da aber das Causalitätsgesetz dennoch eine Ursache verlangt, so treibt es den menschlichen Geist über die Gränzen der Endlichkeit hinaus, und nöthigt die Vernunft, den Ausspruch zu thun: es müsse eine unendliche Ursache, ein auf sich selbst ruhender Urgrund existiren, ohne welchen auch die endliche Welt und alle Veränderungen in ihr nicht wirklich sein könnten. Was alle Dinge hervorgebracht hat, kann nicht selbst zur Gesammtheit der Dinge gehören; es muß einen außerweltlichen Gott geben. — Daß Einige jenes Stillstehen des Verstandes nicht zugeben, sondern ihn zu

§. 7.

Gott als Ursache der Weltordnung ist Geist.

Der das Ohr gepflanzet, sollte er nicht hören? oder der das Auge gebildet, sollte er nicht sehen? Ps. XCIII. 9.

Wenn das Dasein der Dinge eine mit Nothwendigkeit existirende Urkraft voraussetzt, so zeigt die Beschaffenheit der Dinge, daß diese Urkraft eine mit Bewußtsein und Freiheit wirkende, somit ein geistiges Wesen ist. Es wird hier nur bestätigt, was schon §. 5 bewiesen wurde.

Das Resultat aller Forschungen über die Welt zeigt uns dieselbe als ein objektiv gewordenes Vernunftsystem, wornach die größte Manigfaltigkeit zur Einheit geordnet ist, und alle Dinge so auf einander bezogen sind, wie nur ein denkendes, nach bestimmten Zwecken thätiges Wesen zu bewirken vermochte. Um dieses zu erkennen, ist gar nicht nöthig das ganze Universum zu durchschauen. Schon die Einrichtung des Ohres und des Auges, die das Hören und Sehen vermittelt, kann nur in einem Wesen begründet sein, das Hören und Sehen kannte, bevor es physisch möglich gemacht wurde. Nun vermag hienieden nur der Mensch über Sehen und Hören zu reflektiren, aber auch dieses höchste Wesen der Schöpfung vermag keinen Grashalm, geschweige ein menschliches Auge, zu schaffen. Wenn wir so auch nur einen Theil des Universums recht erkennen, so sehen wir eine Ordnung und Zweckmäßigkeit, daß als ihre Ursache nur ein freiwirkendes intelligentes Wesen erkannt werden muß,

dem Widerspruche zwingen wollen, im Reiche der Endlichkeit eine unendliche Regression zu durchlaufen, bevor er eine Frage an die Vernunft thut, beweist nur, daß sie auf jene göttliche Gabe der Vernunft verzichten, welche dem Verstande aus der Noth zu helfen vermag.

in welchem das Weltganze vorbildlich so angeschaut wird, wie abbildlich auch der endliche Geist nur von bewußten Entwürfen aus zu wirken vermag. Durch seine Werke realisirt der Mensch seine Gedanken, und die Gedanken sind Produkte seines Geistes, welcher somit vor und über seinem Werke steht, und weder mit diesem, noch mit dem Gedanken identisch ist. Nehmen wir nun ein solch menschliches, wohlausgedachtes und zweckmäßig ausgeführtes Werk wahr, z. B. eine Uhr, ein Dampfschiff ꝛc., so sind wir ohne Zweifel zum Schlusse oder zur Voraussetzung berechtigt, daß hier ein freies Wesen seine Gedanken und Entwürfe realisirt habe. Wohl wirken nun in einer solchen Maschine blinde Naturkräfte, allein die Zweckmäßigkeit und Zusammenstimmung, in der sie wirken, ist nicht in ihnen begründet. Ganz den gleichen Schluß mit gleicher Berechtigung machen wir, wenn wir von der Ordnung und Zweckmäßigkeit, welche im Ganzen der Schöpfung, oder wenigstens in den uns bekannten Theilen herrscht, auf einen intelligenten, freiwirkenden Urheber schließen *).

Auch hier machen wir nicht das Begründete zur Ursache des Begründers. Wir machen die Uhr nicht zum Existenzgrunde des Uhrmachers, also zur Ursache desselben, sondern sie ist uns nur der Erkenntnißgrund (Unterschied zwischen Grund und Ursache. Ob. S. 74), der uns nöthigt, für die erkannte Wirklichkeit eine zureichende Ursache zu setzen. Man spricht bisweilen von der Natur, welche alles hervorbringe. Was versteht man aber dabei unter Natur? Versteht man darunter die Gesammtheit der Naturkräfte, das Allgemeine im Gegensatze zum Besondern, so haben wir eine bloße Abstraction, einen Be-

*) Vergl. Bersot, die Vorsehung, 6. cap.

griff unseres Geistes, der nur im Geiste existirt, aber nichts wirkt. — Versteht man darunter eine einzelne Kraft, so fragt sich, ob dieselbe eine blinde, nicht intelligente, oder aber eine intelligente und freie sei. Eine blinde Kraft wirkt einförmig so bald und so lang, als sie muß, aber nicht nach Zwecken, und vermag weder ein Manigfaltiges hervorzubringen, noch dasselbe zur Einheit zu ordnen. Soll sie aber eine intelligente, mit Bewußtsein wirkende Kraft sein, so haben wir den Gott, den wir beweisen wollen. Jede Blume verkündet uns denselben, vorzüglich aber der Sternenhimmel und seine wunderbare Mechanik. Mit Recht schließt Fr. Schödler in seinem Buche der Natur die Astronomie mit den Worten: (S. 214.)

„Von der kleinen Warte unserer Erde, auf welche eine allmächtige Hand uns gestellt hat, sind wir mit kühnem Blicke aufgestiegen zum Begriffe des Sonnensystems, wir haben dieses wieder eingereiht in ein System höherer Ordnung, und müssen gestehen, daß auch dieses nur einen Theil eines unermeßlichen Ganzen ausmacht. Längst befinden wir uns außerhalb der Gränze des Begreiflichen und dessen, was unsere Vorstellung sich klar machen kann.

Ueberall tritt uns aus diesem aufgerollten Bilde die Gottheit entgegen, und mit Jesaias XL, 26 rufen wir: Hebet eure Augen in die Höhe und sehet, wer hat solche Dinge geschaffen?"

(Sehr lesenswerth und hieher gehörend ist die „Natürliche Theologie von Wilh. Paley," einem englischen Philosophen, mit Zusätzen von Lord Brougham und Sir Charles Bell, übersetzt von Dr. H. Hauff, bei Cotta 1837):

Anmerkung. Andere Beweise, die nicht auf dem Grundsatz der Causalität beruhen, werden absichtlich übergangen. So z. B. der ontologische Beweis, welcher also lautet:

Ein absolut vollkommenes Wesen kann gedacht werden, d. h. der Begriff desselben ist möglich.

Ein solches Wesen hat aber den zureichenden Grund seines Daseins in sich selbst, eben weil es absolut und vollkommen ist.

Also muß es existiren, denn wo der zureichende Grund ist, da muß auch das Begründete sein.

Es ist im Obersatz nur von der Möglichkeit die Rede, und es kann also daraus auch im Schlußsatz nicht mehr folgen. Uebrigens wird mit Recht bemerkt, daß das eigentlich gar kein Syllogismus sei, denn der Untersatz ist im Obersatz gar nicht enthalten, und der Schlußsatz ist eine Folgerung aus dem Untersatz allein. Der wirkliche Syllogismus würde lauten:

Ein absolut vollkommenes Wesen (was wohl wöglich ist) hat den zureichenden Grund seines Daseins in sich selbst.

Ein Wesen, das den zureichenden Grund seines Daseins in sich selbst hat, muß aber existiren.

Also muß das absolut vollkommene Wesen existiren.

Hier folgt nur, daß ein solches Wesen, *wenn es existirt*, mit Nothwendigkeit existirt.

Der Beweis aus der praktischen Vernunft:

Die praktische oder verpflichtende Vernunft spricht über Sein und Nichtsein nur dann etwas aus, wenn wir eine unzweifelhafte Pflicht nicht erfüllen könnten, wenn dieses oder jenes nicht wäre.

Daß die Tugend belohnt werde durch einen Vergelter, ist ein gerechter Wunsch, der aber die Bürgschaft seiner Erfüllung im Dasein Gottes hat, nicht aber dieses Dasein verbürgt 2c. — Ist die Vernunft autonomisch im befehlen, so mag sie auch vergelten, was sie, und nicht Gott, vorschreibt.

Es ließen sich auch noch andere *Hinweise* auf Gott anführen.

Ein solcher ist der *consensus gentium*, der allgemeine Gottesglaube unter den Menschen. In dieser Beziehung gilt, was Seneka sagt: »Nemo omnes fallit, omnes neminem«. Weil der Gottesglaube allgemein ist, so muß er etwas Nothwendiges, in der menschlichen Natur Begründetes sein, und eben deswegen auch Wahrheit haben. Was die einzelne Vernunft erkennt, ist dann sicher und wahr, wenn es mit der Vernunft überhaupt überein=

stimmt, und dieses muß mit dem Gottesglauben der Fall sein, sonst könnte er diese Allgemeinheit nicht haben. Damit ist aber nur gesagt, daß der Glaube an ein göttliches Wesen überhaupt, von dem der Mensch abhängig ist, allgemein sei, nicht aber, daß Alle den wahren Gott erkennen. Nur das Letzte läugnet Paulus bei den Heiden, nicht aber das Erste.

Ein weiterer Hinweis auf Gott ist der großartige Plan, der sich durch die Weltgeschichte hindurchzieht. Jedes Volk und jeder Mensch ist in denselben aufgenommen, und trägt etwas zu seiner Verwirklichung bei. Allein Niemand hienieden hat ihn gemacht, und Keiner weiß sogar, was für Folgen sein eigenes Thun hat. Die verschiedenen, oft sich widersprechenden Bestrebungen der Menschen, ihr individuelles Kämpfen und Ringen zu Einem Ganzen zu einigen, und Einem Ziele entgegen zu führen, ist Sache eines höheren Wesens, das wir Gott nennen. Obgleich der Mensch sein Eingreifen in die Weltgeschichte, wenn wir von den Wundern absehen, nicht wahrnimmt, so sieht er doch seine Spuren, und kann ihm nachschauen, wenn er vorüber ist, und seine Fußtritte erkennen. Freilich erfordert es hiezu ein helles Auge des Geistes, und leicht verwischt der Staub der Erde die Fußstapfen Gottes.

II. Kapitel.

Wie hat Gott bei der Schöpfung nach außen gewirkt?

§. 8.

Gottes Wirken nach außen überhaupt.

Im Anfange schuf Gott Himmel und Erde. Gen. I. 1.

1. Wir sind auf analytischem Wege zu dem absoluten, über Raum und Zeit erhabenen Geiste hinaufgestiegen, und haben an ihm nun ein Realprinzip, aus welchem

synthetisch die übrigen erkennbaren Dinge abgeleitet und erklärt werden können.

Der absolute Urgeist wäre an sich in ewiger Verborgenheit, nur sich selbst offenbar, wenn er sich nicht durch eine Wirksamkeit nach außen geoffenbart hätte.

Jene Offenbarung nach innen, wodurch Gott sich selbst erkennt und besitzt, läßt den tieferen Grund ahnen von dem erst im Christenthum bekannt gewordenen Mysterium der göttlichen Trinität, wovon hier nur andeutungsweise die Rede sein kann. Davon unterscheidet sich die revelatio ad extra, die Erschaffung einer Welt.

2. Die Welt ist der Idee nach ewig in Gott.

Wie wir nämlich das Relative nicht denken können, ohne das Absolute, so kann auch Gott sich als den Absoluten nicht denken, ohne den Gedanken des Relativen. So verbindet sich mit dem göttlichen Ichgedanken die Idee des göttlichen Nichtichs, des außergöttlichen Seins, d. h. der Weltcreatur.

Hätte Gott die Welt nicht von Ewigkeit her gedacht, so wäre sein Erkennen nicht ewig, sondern zeitlich.

3. Es hing nun vom göttlichen Willen ab, die Idee der Welt nach außen zu realisiren oder nicht. Realisirt er dieselbe durch seinen allmächtigen Willen, so entsteht die Welt in ihrer Wirklichkeit, und damit auch erst die Zeit, die Aufeinanderfolge nichtgöttlicher Dinge. Darnach ist die reale Welt in oder mit der Zeit entstanden, ein von Gott ausgesprochener Gedanke. Die Gedanken Gottes von den einzelnen Dingen sind ihre Ideen oder Urbilder.

4. Wenn mit Recht gelehrt wird, Gott habe die Welt aus Nichts geschaffen, so erkennen wir jetzt auch den Sinn dieser Worte.

Es ist nämlich damit nicht gesagt, daß das Nichts

der positive Stoff gewesen, aus welchem Gott die Welt gebildet habe, und eben so wenig will damit geläugnet werden, daß die Welt eine Ursache müsse gehabt haben. In beiden Beziehungen gilt das alte methaphysische Axiom: ex nihilo nil fit, kann aber gegen die angeführte Lehre eben so wenig als Einwendung gebraucht werden, als Gott gleich Nichts ist. Es postulirt nur für jede Wirkung eine Ursache und eine solche findet sich in Gott der höchsten Causalität. Wohl aber wird jeder Dualismus geläugnet, oder die Annahme, daß Gott aus einer ewig neben ihm vorhandenen Materie die Welt gebildet habe, wo er dann nur Weltbildner, nicht aber Weltschöpfer wäre. Schöpfung ist nämlich ein Akt, durch welchen etwas, das vorher nicht war, zu sein anfängt.

5. Die Schöpfung ist ein unerklärbares Wunder.

Wohl erkennen wir, daß die Welt auf keine andere Weise entstanden sein kann, als durch einen freien Akt des allmächtigen und allwissenden Wesens; allein das Wie vermögen wir nicht zu erklären. Wir können nicht begreifen, wie aus dem Ewigen ein Zeitliches, aus dem Geiste eine Körperwelt entstehen konnte. Wohl wissen wir, daß auch der menschliche Geist von bewußten Entwürfen aus wirkt und geistige Gedanken und Plane nach außen verwirklichet. Aber selbst hier ist das Wie nicht erklärbar, und bei Gott um so weniger, da er Wesen, Substanzen verwirklichet, während der Mensch nur Veränderungen an dem schon Daseienden zu Stande bringt. Man pflegt die Offenbarung Gottes durch Schöpfung die natürliche zu nennen, im Unterschiede von der übernatürlichen, deren Schlußpunkt Christus ist. Die Bezeichnung ist aber nur halb wahr. Sie ist natürlich in ihrem Produkte, welches die Natur und die Dinge in ihr sind; allein übernatürlich und wunderbar in ihrem

Prinzipe, wie jede andere. Besser unterscheidet man daher in der Offenbarung nach außen eine ursprüngliche und fortdauernde, von welcher letzteren später die Rede sein wird.

6. Alles, was Gott schöpferisch nach außen gewirkt hat, kann man mit Moses I. 1 zusammenfassen in den Ausdruck: Himmel und Erde. Damit ist aber nur zunächst eine allgemeine Weltsubstanz bezeichnet. Davon ist zu unterscheiden die weitere Formation der Weltkörper und der einzelnen Gebilde derselben. In letzterer Beziehung ist uns aber nur die Formation unserer Erde näher bekannt, von welcher wir nur durch Analogie auf die übrigen Weltkörper schließen können. Diese Kenntniß erhalten wir theils durch die mosaische Geogenie, womit die hl. Schrift beginnt, theils durch die Wissenschaft der Geologie. Beide lehren das Gleiche, jedoch so, daß die Geologie einen Commentar der mosaischen Urkunde bildet, und diese richtig verstehen lehrt. Moses wollte zwar keine Naturwissenschaft, sondern Religionslehre vortragen; allein desto merkwürdiger ist es, daß diese älteste schriftliche Religionsurkunde doch nichts sagt, welches durch die neueste Naturkunde nicht bestätigt würde.

Anmerkung. In dieser Beziehung sind folgende hier benutzte Schriften sehr belehrend und empfehlenswerth:

Die Kosmogenie des Moses im Vergleiche mit den geologischen Thatsachen von Marcel de Serres, Prof. der Geologie zu Montpellier, übersetzt von Fr. Xav. Steck, Tübingen 1841 (Pr. 1 fl. 48 kr.), 308 S. Von Papst Gregor XVI. gelobt.

Die Urgeschichte der Erde und des Menschengeschlechtes nach der mosaischen Urkunde und den Ergebnissen der Wissenschaften, von Sebast. Mutzl., Landshut 1843. (343 S. Pr. 1 fl. 30 kr.)

Zusammenhang der Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung mit der geoffenbarten Religion. Zwölf Vorträge von Wiseman (später

Cardinal-Erzb. in England), übersetzt von Haneberg, Regensburg 1840. (528 S. Pr. 3 fl. 30 kr.)

Ohne Rücksicht auf religiöse Zwecke ist dieser Gegenstand ausführlich behandelt von Hermann Burmeister, Geschichte der Schöpfung. 5. verbesserte Aufl. Leipzig 1854. (Fr. 13. 35.)

Nach dem Titel sollte besonders folgende Schrift von Dr. Karl Schöpfer in Göttingen hieher gehören: „Die Bibel lügt nicht. Erklärung der mosaischen Schöpfungsurkunde, oder: Beweis, daß die biblische Lehre von der Erschaffung der Welt in ihrer wörtlichen Auffassung auf das Genaueste mit den wahren Resultaten der Wissenschaft stimmt."

Allein dieser kuriose neue Schöpfer bringt die Erde wieder zum Stillstand, läßt sie aus Wasser und Elektrizität entstehen, verdreht in seiner „wörtlichen Auffassung" die hl. Schrift, bis Elohim nur Urkräfte sind, welche aber zusammen die Gottheit ausmachen, deren Entstehen dem Verfasser nicht klar ist, und dergleichen Unsinn mehr. Es stünde mit der Bibel schlecht, wenn sie solche Vertheidiger bedürfte.

Viel gelesen und lesenswerth sind „Die Wunder der Urwelt, eine populäre Darstellung der Geschichte der Schöpfung" von Dr. W. F. A. Zimmermann. Berlin 1855. Unter religiösem Gesichtspunkte ist aber die Schrift nicht durchweg zu loben.

§. 9.

Schöpfungsgeschichte im Allgemeinen.

Gott vollendete am siebenten Tage sein Werk. I Mos. II. 2.

1. Schon der große Naturforscher Cuvier sagt in seinem Werke: Discours sur les révolutions du globe: „Moses hat uns eine Kosmogenie (soll heißen: Geogenie) hinterlassen, deren Genauigkeit mit jedem Tage in einer bewunderungswürdigen Weise bestätigt wird." Es kommt nur darauf an, daß man sie mit Hilfe der Naturwissenschaft gehörig versteht. Die letztere nöthigt uns zunächst,

unter den 6 Schöpfungstagen nicht gewöhnliche Sonnentage von 24 Stunden, sondern längere Zeiträume von unbestimmter Dauer zu verstehen. Die neueren Entdeckungen *) auf dem Gebiete der Geologie beweisen evident, daß zwischen der Erschaffung der ersten organischen Wesen und der des Menschen zahlreiche Veränderungen und Erdrevolutionen stattgefunden, durch welche viele ursprünglichen Arten vernichtet wurden, und nur noch durch fossile Ueberreste uns bekannt sind. Die Erdrinde besteht aus mehreren Schichten, von welchen je die höhere viel später sich gebildet haben muß, als die tiefere. In den Versteinerungen einer jeden findet man organische Gebilde, welche in den vorhergehenden sich noch nicht finden, und von denen mehrere gar nicht mehr auf der jetzigen Erde vorhanden sind. Die Existenz des Menschen wurde erst durch die letzte Umwälzung getrübt, welche den größten Theil der Erdoberfläche verheerte, und jene ungeheueren Lagen von Gerölle, welche Zeugen ihrer Heftigkeit sind, darauf zerstreute. Alles dieses kann nicht in einer jetzt sogenannten Woche geschehen sein, sondern die Tage müssen Perioden bedeuten, und die Ausdrücke von Morgen und Abend dem Sinne nach so verstanden werden: Vom Ende bis zum Anfange war dieses die erste, zweite ꝛc. Periode.

2. Einer solchen Erklärung des Wortes dies (jom) ist auch der biblische Sprachgebrauch gar nicht entgegen, indem es neben seiner gewöhnlichen Bedeutung gar oft einen unbestimmten Zeitraum bezeichnet. Wir hören seinen Nachklang im griechischen *αιων* und lateinischen aevum. In der Schöpfungsgeschichte selbst müßte es in jedem Falle in diesem Sinne genommen werden, wenn

---

*) Serres S. 14.

sie recapitulirend II. 4 sagt: „Das ist der Ursprung des Himmels und der Erde, da sie erschaffen wurde am Tage, da Gott der Herr Himmel und Erde machte;" oder wenn sie von einem siebenten Tage spricht, an welchem Gott von seinem Werke geruht habe. Was damit gesagt sein will, dauert bis auf den heutigen Tag fort. Es ist nämlich ein anthropopathischer Ausdruck des Gedankens, daß Gott jetzt aufgehört habe im eigentlichen Sinne zu schaffen, und die Erde jenen für Menschen bewohnbaren Zustand erhalten habe, den sie jetzt noch besitzt. Daß aber die Genesis (Schöpfungsgeschichte) nicht nur in den genannten zwei Versen, sondern auch in den früheren nicht Sonnentage bezeichnen wolle, geht daraus hervor, daß sie die Herrichtung der Sonne erst am vierten erwähnt, woraus Viele mit Unrecht Einwendungen gegen dieselbe genommen haben.

3. Wie lange nun diese Zeiträume gedauert haben, kann man weder aus der Urkunde, noch aus den Naturwissenschaften bestimmen. Es könnte scheinen, daß Gott in einem Nu alles müsse geschaffen haben, und dazu keine Zeit brauchte. Allerdings geht Gott beim Schaffen zeitlicher Dinge nicht selbst in die Zeit ein, und in ihm findet sich keine Aufeinanderfolge. Allein seine Werke sind dennoch zeitlich und werden in der Zeit ausgebildet. Wie jetzt noch die Individuen auf einander folgen, so konnten und mußten auch ursprünglich die Klassen auf einander folgen. Diesem widerspricht Sirach XVIII. 1. nicht, wenn gesagt ist: deus creavit omnia simul, denn dieses simul bedeutet hier, wie Ps. XIII, 3. XLVIII., 3. u. 11.*) „ohne Ausnahme", Gott schuf alles zusammen.

*) Omnes declinaverunt, simul inutiles facti sunt. — Quique terrigenae, et filii hominum, simul in unum dives et pauper. — Simul insipiens et stultus peribunt.

Wollte man von den gegenwärtigen Veränderungen der Erde und der übrigen Himmelskörper auf ihren Ursprung zurückschließen, so müßten jene Perioden viele tausend Jahre gedauert haben. Allein ein solcher Schluß dürfte wohl deswegen nicht angehen, weil sich ursprünglich wahrscheinlich alles viel schneller entwickelte als jetzt, wo die Erde nicht mehr in der Entwickelungsperiode, sondern gleichsam im Mannesalter sich befindet.

§. 10.

Entstehung und Bildung der Erdkörper.

1. „Die Erde war wüst und leer, und Finsterniß war über dem Abgrund, und der Geist Gottes schwebte über den Wassern." I. 2.

Es wird hier der Zustand der Erde als ein Zustand der Vermischung aller Dinge unter einander, als ein Zustand der Formlosigkeit geschildert, den die Griechen Chaos *) nennen. In der That können wir den Zustand der Erde vor ihrer Gestaltung und Ausbildung nur als einen chaotischen denken, und die Naturkunde gibt uns die Ueberzeugung, daß sie im Anfange eine flüssige glühende Masse müsse gewesen sein.

Die sphäroidische, **) gegen die Pole abgeplattete und am Aequator erhöhte Gestalt der Erde, die Erdschichten, welche wie hingegossen erscheinen, zeigen hinlänglich, daß

*) Ante mare et terras et, quod tegit omnia, cælum
Unus erat toto naturæ vultus in orbe,
Quem dixere Chaos: rudis indigestaque moles,
Necquicquam nisi pondus iners, congestaque eodem
Non bene junctarum discordia semina rerum.
Ovid. Metaph. L. I. c. 1.

**) Serres. S. 272. ff.

sie sich ursprünglich in einem ganz flüssigen Zustande befunden haben. Denn jeder flüssige frei schwebende Körper nimmt eine runde Gestalt an, und dreht er sich mit großer Schnelligkeit um sich selbst, so muß er am Aequator, wo die Centrifugalkraft wegen der größeren Schnelligkeit größer ist, aufgedunsen und an seinen Polen abgeplattet werden. Dieser flüssige Zustand kann von keinem Liquidum hergerührt haben, wie thätig und kräftig man dieses auch annehmen möge; denn das Wasser bildet kaum den 50 millionten Theil der ganzen Erdmasse. Wenn man also auch bei dem flüssigen Theile eine ungemein hohe Temperatur voraussetzt, so würde er doch nicht im Stande sein, eine solche Auflösung zu bewirken, weil kein Liquidum eine Quantität festen Stoffes, die sein Gewicht weit übertrifft, auflösen kann. Um die ursprüngliche Flüssigkeit der Erdkugel zu erklären, muß man zur Wirkung der Wärme oder des Feuers seine Zuflucht nehmen. Die Erde hätte also im Anfang der Dinge eine außerordentliche Wärme, und besäße dem zufolge eine eigene Temperatur, die von der, welche ihr die Sonnenstrahlen beständig liefern, unabhängig wäre. Ja es ist nicht unwahrscheinlich, daß bei solchem Grade der Wärme die Stoffe in einem Zustande größerer gasartiger Expansion sich befunden haben. Dieses scheinen auch wirklich die hebräischen Worte tohu vabohu, welche die Septuaginta besser als die lat. Vulgata mit *αορατος* und *ακατασκευαστος* übersetzt, anzudeuten. Die Erde war invisibilis et incomposita. Eigentlich bedeutet das erste nichtig, d. h. eben luft- oder dunstartig. Ueber dieser unstät durcheinander fluthenden Substanz, in deren unergründliche Tiefe kein Auge gereicht hätte, wehte der Hauch Gottes. Unter diesem Ausdruck versteht Serres einen sehr starken Wind, was die hebräi-

schen Worte gar wohl bedeuten können. Jedoch kann damit auch der allmächtige Geist gemeint sein, der über dem Gewoge schaffend und ordnend gleichsam schwebte.

2. „Nun sprach Gott, es sei Licht, und es war Licht.“ V. 3.

Es ist hier nicht das Sonnenlicht, sondern ein allgemeines Weltlicht gemeint. Es wird hiemit die Ausscheidung des gestalt- und formlosen Stoffes in zwei Pole angedeutet, die Scheidung des Lichtprinzips vom Prinzip der Schwere, d. h. des imponderablen leuchtenden Weltäthers von der ponderablen Materie. Dadurch fängt die Erde an zu einer compacteren Masse sich zu gestalten. Ursprünglich war ihr Zustand wahrscheinlich dem sehr ähnlich, in welchem sich uns die Kometen darstellen. Die Kometen leuchten deswegen mit eigenem Lichte, weil Licht und Schwere bei ihnen noch nicht ganz sich ausgeschieden haben. Daher haben sie auch ein geringes spezifisches Gewicht, sind durchsichtig und daher noch in einem luftartigen Zustande, wie anfänglich die Erde. Mit der Verflüchtigung der Wärme in den unendlichen Weltraum mußte die Temperatur sich vermindern und die Erdsubstanz sich consolidiren, so daß sich eine nicht leuchtende Masse, Finsterniß genannt, von der leuchtenden trennte. Zwar können wir nicht annehmen, daß die Sonne später erschaffen oder gebildet worden sei, als die Erde, weil sie für die Rotation der letztern den Mittelpunkt bildet, während hingegen aus dem gleichen Grunde der Mond späteren Ursprungs sein muß, als die Erde. Allein das Licht von beiden konnte doch wohl zur gleichen Zeit zur Erde dringen, weil diese in ihrer ersten Periode noch zu sehr von dichten Dünsten mußte umgeben sein, als daß die Strahlen der Sonne

und des Mondes hätten durchdringen können. Man sieht, daß die Schöpfungsurkunde auch die Hypothese zuläßt, daß das Licht nicht ein bestimmter Körper, sondern nur Schwingungen des durch irgend eine Ursache bewegten Aethers sei. Denn es ist merkwürdig, daß es nicht heißt, Gott schuf das Licht, sondern nur: „das Licht sei und es war.“

3. „Gott sprach, es werde eine Feste in der Mitte der Wasser. Es sammle sich das Wasser, so unter dem Himmel ist, an einem Ort und es erscheine das Trockene.“ V. 6—10.

In diesen Versen wird die weitere Bildung der ponderablen Materie geschildert, und zwar in ihren drei noch vorhandenen Grundformen; der luftförmigen, tropfbarflüssigen und des festen Erdkörpers, oder vielmehr Erdrinde, welche in ihren theilweisen Emporragungen über das Wasser als trockenes Land erscheint.

Das hebräische Wort rakia, welches mit Firmament, Feste, übersetzt zu werden pflegt, bedeutet eigentlich expansum oder expansio, und es ist damit die atmosphärische Luft gemeint, welche die Erde umgibt. Will die Urkunde den ganzen Himmelsraum bezeichnen, in welchem die übrigen Himmelskörper ausgesäet sind, so sagt sie: firmamentum cœli. V. 14. Jenes Firmament nun, oder die atmosphärische Luft, hielt einen Theil des Wassers, wie es noch geschieht, entweder in gasförmiger Gestalt oder als Wolken und Nebel zurück, und schied ihn von dem übrigen Wasser, das damals noch die ganze Erde bedeckte. Bei der Consolidirung der Erdrinde bei allmäliger Erkältung mußten nach dem Gesetze der Schwere die festen und schwereren Theile dem Schwerpunkte näher rücken, und das Wasser, als die leichtere Substanz, auf

ihrer Oberfläche sich anlegen, und zwar auf der ganzen, weil bei gleichmäßiger Erkältung die Erdrinde noch eben war.

Wirklich beweist die Erdkunde aus allerlei Gebilden und Ablagerungen in allen Gegenden und selbst auf den höchsten Bergen, daß einmal die ganze Erde mit Wasser bedeckt war.

Allein die einmal aus den schwer schmelzbaren Theilen, wie Glimmerschiefer ꝛc. gebildete noch dünne Erdschichte, konnte nicht lange im Stande sein, die im Inneren noch immer tobende Hitze zusammenzuhalten, besonders wenn durch Spalten und Oeffnungen das Wasser in das innere Feuermeer eindrang. Die inneren vulkanischen Gewalten erhoben daher bald da bald dort in nicht gleichförmiger Weise die Erdrinde, und in Folge dessen sammelte sich das Wasser in die gar nicht oder weniger erhobenen Gegenden. So entstunden die Meere und es erschien das Trockene. Das Festland sowohl als die verschiedenen Inseln auf der Erde sind solche Erhebungen, durch Gewalten bewirkt, die sich jetzt noch, obwohl in vermindertem Grade, in heißen Quellen, in Erdbeben und feuerspeienden Bergen kundgeben. Die letzteren sind jetzt noch Sicherheitsventile für die im Inneren der Erde noch vorhandene Feuergewalt, welche auch der Grund ist, warum die Temperatur auf 100 Fuß Tiefe einen Grad zunimmt. Wohl scheinen spätere Ueberschwemmungen, vielleicht aber auch schon beim ursprünglichen Sammeln der Meere auf der Erdoberfläche manigfache Vertiefungen und Hügel ꝛc. veranlaßt zu haben, aber die Hauptsache haben doch Feuergewalten aus dem Inneren bewirkt und der Oberfläche der Erde ihre jetzige unebene Gestalt gegeben. Daher heißt es Ps. CIII. 8: „Die Berge stiegen empor und die Thäler sanken herab zu dem Orte, den du ihnen gegründet.“

Anfangs war das dem Meer entstiegene Land noch nackt und ohne organisches Leben, nach und nach aber trocknend und immer mehr verwitternd wurde es die geeignete Grundlage für die Schöpfung der Pflanzen. Ganz in dieser Ordnung erzählt es auch die Urkunde.

4. „Gott sprach: Es lasse die Erde Gras sprossen, das grünet und Samen macht, und Bäume, die Früchte tragen." V. 11—13.

In diesen Versen ist die Schöpfung der Pflanzenwelt erzählt, und zwar sind zuerst „grünende Kräuter" *) erwähnt. Damit sind jene ungeheuren Faren bezeichnet, deren Stämme man in den Erdschichten begraben findet, und jene riesenhaften Vegetabilien, deren Trümmer die Steinkohlenlager gebildet haben und die Kraft beweisen, mit welcher sie sich in der ersten Zeit entwickelt haben. Die immer noch stark aus der Erde herausströmende Wärme beförderte das Wachsthum dieser Pflanzen, und die damalige Atmosphäre, bevor sich das Sonnenlicht zeigte, war ausschließlich für die Vegetabilien geeignet. Mit dieser ersten Vegetation waren daher nach der Erdkunde höchstens einige Insekten gleichzeitig. „Für die Landthiere war die Luft noch nicht athembar, da ihre eigentliche Lebensluft, der Sauerstoff, welcher durch das Sonnenlicht den Pflanzen entzogen wird, während jenes ursprünglichen Dämmerlichtes noch in den Pflanzen gebunden, dagegen die Atmosphäre mit Kohlenstoff, welchen die Pflanzenwelt im Dunklen oder Dämmerlichte an die Luft abgibt, in hohem Grade gesättigt war." **) Daher kommt es auch, daß die Thierwelt während des Tages lebensthätig ist, des Nachts aber in das mehr

*) Serres. S. 275. ff.
**) Mutzl. S. 18.

vegetabilische Schlummerleben versinkt, während die Pflanze besonders in der Nacht wächst und bei der Sonnenhitze gleichsam abstirbt.

5. „Gott machte zwei große Lichter . . . und setzte sie an die Feste des Himmels, daß sie über die Erde herleuchten" rc. V. 14—19.

Moses erwähnt der Himmelslichter, von welchen er nur in ihrer Beziehung auf unsere Erde redet, gerade zur rechten Zeit. Er sagt nicht, daß sie gerade jetzt erschaffen wurden, sondern nur, daß sie hergerichtet wurden, um die Erde zu beleuchten, und den für die folgenden Geschöpfe so nothwendigen Wechsel von Tag und Nacht und Jahreszeiten zu bewirken. Daher ist auch hier nicht das Wort bara (creare) sondern asah (facere) gebraucht. Das letztere kann auch von Menschen gebraucht werden, nie aber das erste, welches die Schöpfung im eigentlichen Sinne bezeichnet. Die Sonne existirte schon lange, allein erst jetzt drangen ihre Strahlen durch die geläuterte Atmosphäre zur Erde. Die mit Kohlenstoff erfüllte Luft erhielt nun hinlänglichen Sauerstoff, um für die Thiere athembar zu werden. Diese Wirkung der Sonne mußte hier erwähnt werden, um zur Schöpfung der Thiere übergehen zu können, welches nun im Folgenden geschieht.

6. „Gott schuf große Wasserungeheuer, und jedes Wesen das lebt und webt, das die Wasser hervorbrachten" rc. V. 20—25.

Es ist nach dem Gange, den die Ausbildung der Erde nahm, natürlich, daß zuerst die Wasserthiere entstehen und leben konnten, und wenn die Urkunde von großen Meerungeheuern spricht, so hat die Erdkunde

auch in den tiefsten von Menschen erforschten Schichten noch ihre Ueberreste gefunden. Es waren ungeheure Amphibien, eine Art kolossaler Eidechsen, die sich jetzt nicht mehr auf der Erde finden und ursprünglich nur scheinen da gewesen zu sein, um sich gegenseitig aufzufressen und zu zerstören. Die Naturwissenschaft nennt sie Saurier (σαυρος = Eidechse), wovon es mehrere Arten gab. Der Basiliosaurus z. B. war 150 Fuß lang. *)

Wenn übrigens die Geologie nachweist, daß diese Arten in einer Zeit zu Grunde gegangen sind, in welcher die jetzt lebenden Fische und Amphibien noch nicht existirten, so sagt hievon die mosaische Urkunde allerdings nichts, allein auch keineswegs etwas dagegen.

7. „Gott machte die Thiere der Erde nach ihrer Art und das Vieh und alles Gewürm der Erde nach seiner Art.“ V. 24 u. 25.

Wenn die Seethiere schon existiren konnten, bevor auf der Erde das Trockene erschien, so konnten hingegen die hier nun erwähnten Landthiere erst leben, als bereits Pflanzen zu ihrer Nahrung da waren, und namentlich muß man annehmen, daß die fleischfressenden Landthiere zuletzt erschienen. Einen solchen Stufengang selbst unter den Landthieren bestätigt auch die Geologie, während die mosaische Urkunde freilich auch hier nicht näher unterscheidet. Es sind übrigens auch von den Landthieren mehrere kolossale Arten, welche an Größe unsern Elephanten weit überragten, zu Grunde gegangen und nur noch in Versteinerungen vorhanden. **)

---

*) Man sehe ihre Beschreibung bei Serres S. 104 ff. und Mutzl. S. 30.

**) Ein Stück eines Mammuthsknochens findet sich im Naturalienkabinet von Luzern.

So bildete sich nach der bibl. Urkunde sowohl als nach der Geologie unsere Erde und in stufenweiser Aufeinanderfolge die organischen Wesen auf ihr, bevor ein Mensch da war. Für das herrliche nun vollendete, mit allem Hausgeräthe versehene Gebäude fehlte noch der Hausherr, für den es geschaffen war.

Als das letzte Geschöpf Gottes auf Erden, die Krone des Ganzen, erscheint nun der Mensch, und um seine höhere Würde anzudeuten, nimmt die Urkunde V. 26 und 27 eine neue feierliche Wendung, indem sie Gott gleichsam mit sich rathschlagen und sagen läßt: Nun laßt uns den Menschen machen nach unserem Bilde und Gleichnisse. *) Gott bildete seinen Leib aus Erde und hauchte ihm einen lebendigen unsterblichen Geist ein.

Der Mensch bedarf zu seinem Lebensunterhalte sowohl der Pflanzen als auch der Thiere, welche daher bei seinem Entstehen schon hervorgebracht sein mußten. Auch hätte er unter den kolossalen Thiergestalten, die vor seinem Erscheinen wieder zu Grunde gingen, nicht wohl existiren können. Endlich ist es ein allgemeines Naturgesetz, daß das Vollkommnere in der Natur immer das Produkt einer späteren Zeit ist, und da der Mensch bekanntlich die vollkommenste Natur hat, so müßte man schon aus diesen Gründen die diesfallsige Schöpfungsgeschichte der Vernunft ganz angemessen finden, wenn auch nicht die Geologie bestätigte, daß erst zu einer Zeit, in welcher schon alle anderen jetzt noch lebenden niederen Arten der Geschöpfe da waren, der Mensch auf dieser Erde lebte.

So können wir denn mit der Bemerkung **) schließen:

---

*) Erörterung des Unterschiedes zwischen imago und similitudo dei, und Folgerungen daraus auf christlichem Standpunkte.

**) Perrone Præl. 3 Bd. §. 186.

Der Fortschritt der Wissenschaft, weit entfernt der christlichen Religion zu schaden, gibt ihr vielmehr immer neue Festigkeit und Kraft, und aus allen geologischen und physischen Betrachtungen folgt nicht das Geringste gegen die Wahrheit der mosaischen Schöpfungsurkunde.

§. 11.

Zweck der Schöpfung.

Durch seine Güte bewogen schuf Gott was er wollte. Catech. Rom. de creatione.

Die Frage nach dem Zwecke der Schöpfung kann einen doppelten Sinn haben. Man fragt dabei entweder nach dem Motive, dem Bestimmungsgrunde in Gott, oder nach der Bestimmung der Geschöpfe.

1. Das Motiv, die Welt hervorzurufen, war zunächst weder eine innere noch äußere Nothwendigkeit. Von außen konnte Gott hiezu nichts nöthigen, weil noch nichts außer ihm existirte, und der Absolute und Allmächtige überhaupt nicht von etwas Aeußerem abhängt oder bestimmt wird.

Aber auch eine innere Nothwendigkeit, die nicht zugleich die höchste Freiheit wäre, ist nicht anzunehmen. Denn in diesem Falle wäre Gott von der Welt bedingt, diese eben so nothwendig, und damit auch eben so ewig als Gott. Sie hätte also nie entstehen können, eine Schöpfung wäre unmöglich. Der Begriff einer nothwendigen Schöpfung enthaltet also einen inneren Widerspruch. Man kann daher zunächst sagen, daß der Entstehungsgrund der Welt der Wille Gottes sei. Gott schuf, weil er wollte.

Es fragt sich nun aber, warum er es wollte, denn als grundlose Willkür ist am wenigsten der Wille Gottes zu denken. Den Grund für einen solchen göttlichen Willen dürfen wir nicht außer Gott suchen, denn weder zur Vollkommenheit seines Lebens, noch zu seinem Dienste bedarf Gott irgend eines Dinges außer sich. Wer eine Welt erschaffen kann, kann sie auch entbehren. Der Grund zur Weltschöpfung muß in Gott selbst liegen, und da läßt sich kein anderer denken als die Liebe. Gott, höchst selig und sich selbst genug, wollte auch Wesen außer sich beseligen. Insofern nun die Liebe der Natur Gottes wesentlich ist, kann man freilich auch sagen, daß er zur Weltschöpfung zufolge seines Wesens sich entschlossen habe. Allein damit ist keine Nothwendigkeit ausgesprochen, die nicht zugleich die höchste Freiheit wäre, eben weil die Liebe das Freiste ist, das sich denken läßt. Wohl aber wird eine Eigenschaft Gottes durch die andere bestimmt, und namentlich die schrankenlose Macht durch die Weisheit und Liebe, d. h. Gott kann nicht seinem Wesen entgegenhandeln, wird aber alles thun, was diesem Wesen entspricht. Es war daher allerdings von Ewigkeit her gewiß, daß er die Welt erschaffen werde und wolle, und zwar gerade die Welt, die er erschaffen hat. Auf die Frage, welche ein unzulässiger Anthropopathismus stellt, ob Gott nicht noch eine bessere Welt hätte schaffen können, könnte man einfach antworten, daß die existirende Welt jedenfalls besser sei als die nicht existirende. Da übrigens Gottes Wille nicht ein bloßes Vermögen, wie der menschliche, sondern zugleich That, und eben deswegen allmächtig ist, so wirkt Gott alles, was er will, und die Behauptung, daß er auch wirken könnte, was er nicht will, setzt in Gott die Möglichkeit eines Widerspruchs, d. h. die Möglichkeit

zu sündigen. Was Gott thut, ist immer das Beste, weil sein Wille der Maßstab des Guten ist.

2. Ist die Liebe der Grund der Schöpfung, so ist die Seligkeit ihr Ziel, und damit die aufgestellte Frage im zweiten Sinne beantwortet. Wir können aber hiebei nur die vernünftigen Geschöpfe berücksichtigen, weil die anderen diesen als Mittel untergeordnet sind, und ihren Zweck nicht in sich, sondern in jenen haben, ihnen hörig, angehörig sind. Es ist aber keine Seligkeit vernünftiger Wesen denkbar, außer durch bewußte und freie Lebensverbindung mit Gott der Urquelle aller Seligkeit, d. h. durch Erkenntniß und liebethätige Befolgung des göttlichen Willens. Jene Erkenntniß ist die Erkenntniß der Wahrheit und diese Befolgung ist Tugend oder Sittlichkeit. Daher stützt sich die Seligkeit vernünftiger Geschöpfe auf Wahrheit und Tugend. — Dadurch wird Gott verherrlicht. Bei wahrer Tugend geschieht alles zur Ehre Gottes, und daher gilt in diesem Sinne auch der Satz: die Welt sei erschaffen zur Ehre Gottes. Nur hat man dabei sich vor der anthropopathischen Vorstellung zu hüten, als ob Gott Ehre bei den Geschöpfen suche, weil er derselben bedürfe, wo man zu der sonderbaren Behauptung (Gioberti's) kommen müßte, daß Gott der höchste und allein legitime Egoist sei.

Gott will von den Geschöpfen verherrlichet werden, weil dieses nicht zu seiner, wohl aber zur Seligkeit der Geschöpfe nothwendig ist, ünd dadurch seiner Liebe genügt wird. Die Geschöpfe aber geben in allem Gott die Ehre, weil sie nur so in jenes Verhältniß zum Schöpfer treten und in jener Verbindung mit ihm stehen, welche sie der Seligkeit würdig und theilhaftig macht. Dadurch wird der Zweck der gebenden Liebe Gottes und der empfangenden dankbaren Gegenliebe der

Geschöpfe erreicht. Aus diesem Weltzwecke schon läßt sich die spätere Sendung des göttlichen Sohnes und das Grundprinzip des christlich-religiösen Lebens, welches die Liebe ist, begreifen. *)

III. Kapitel.

Wirkt Gott auch nach der Schöpfung durch positive Offenbarung?

§. 12.

Deismus, Rationalismus und Supranaturalismus.

Mein Vater wirkt immerdar und auch ich wirke. Joh. V. 17.

Was Christus mit diesen Worten aussagt, das läugnet der Deismus und Rationalismus, behauptet aber der Supranaturalismus. Die verschiedene Bedeutung dieser Worte ist an sich willkürlich, nämlich nicht etymologisch sondern historisch begründet.

1. Der Deismus, wie er zuerst in England im 17. Jahrhundert hervortrat, heißt auch Naturalismus, und ist zu unterscheiden von dem atheistischen Materialismus in Frankreich am Ende des vorigen Jahrhunderts, fällt dagegen zusammen mit dem deutschen Rationalismus, den Kant mit seiner „Religion innerhalb den Gränzen der bloßen Vernunft“ hervorrief. Er gibt nämlich zu, daß ein persönlicher Gatt existire und die Welt erschaffen habe, weist ihn aber seit der Schöpfung zur Ruhe,

---

*) Hätte man sich über den Zweck der Schöpfung nur verständigen wollen, so wäre weniger Streit darüber entstanden. Siehe Baltzer, Briefe an Günther II. Serie. S. 216 ff.

während die Bewegung, die Gott dort den Geschöpfen mitgetheilt hat, fortdauert, und Naturlauf genannt wird. Eine fortdaurende positive Offenbarung wird geläugnet. Was einige so nennen, um sich an den herkömmlichen Sprachgebrauch täuschend anzuschließen, sind ihnen nur ungewöhnliche Erscheinungen in Natur und Geschichte, die aber immerhin in den Kräften der Natur und des menschlichen Geistes ihren Grund haben, ohne daß eine neue Einwirkung Gottes erforderlich wäre, oder als solche erkannt werden könnte.

2. Solchen Geistesrichtungen gegenüber steht diejenige, welche man Supranaturalismus nennt. Der Gegensatz betrifft nicht das Verhältniß zur Vernunft, sondern ein Factum.

In der ersten Hinsicht will auch der Supranaturalist nichts lehren und glauben, welches gegen die von Gott geschaffene Natur und Vernunft, also irrationell wäre; wohl aber behauptet er die Thatsache, daß es nicht nur eine ursprüngliche, sondern auch eine fortdaurende Offenbarung Gottes gebe, daß also Gott nicht nur bei der Schöpfung gewirkt habe, sondern als lebendiger Gott fortwährend wirke. Der Supranaturalist unterscheidet Gott von der Welt, allein trennt ihn nicht von derselben. Die fortdaurende Wirksamkeit Gottes besteht in der ordentlichen und außerordentlichen Vorsehung.

Die ordentliche Vorsehung besteht in der Erhaltung und Regierung der Welt.

a) Wenn auch die einmal geschaffenen Kräfte zu ihrer Selbsterhaltung und zur Erhaltung der Gattungen mitwirken, so bleiben sie dabei doch stetsfort abhängig von ihrem Urgrunde, der in dem Verhältnisse zu ihnen bleibt, welches durch den Schöpfungsakt begründet wurde.

So ist die Welterhaltung eine fortgesetzte Schöpfung, indem Gott, was er ursprünglich gesetzt, auch fortsetzt. Insofern die einfachen Substanzen und ihre Kräfte nicht mehr ins Nichts zurückkehren, steht die Erhaltung der Vernichtung (annihilatio) entgegen, und insofern bei Auflösungen der einzelnen Körper der Weltzusammenhang im Ganzen nicht gestört wird, ist die Erhaltung der Zerstörung (destructio) entgegengesetzt.

b) Gott hat aber bei der Schöpfung und Erhaltung der Welt einen Zweck, und erreicht denselben durch die Weltregierung. Diese besteht in einer solchen Mitwirkung Gottes zu allen Veränderungen in der Welt, daß er an ihr und durch sie stets seine Absichten erreicht d. h. ihnen den Weltlauf anpaßt. Man unterscheidet bisweilen eine allgemeine und besondere Providenz, und will nur die erstere zugeben. Allein es ließe sich nicht begreifen, wie Gott das Allgemeine leiten könnte, wenn seine Sorgfalt nicht auch auf das Einzelne ginge, indem ja das Allgemeine nur aus dem Einzelnen besteht, und nur das beschränkte menschliche Wissen, nicht aber die Allwissenheit Gottes der logischen Abstractionen bedarf.

So glaubt also der Supranaturalist nicht, daß die Schicksale der Menschen von einem blinden Fatum der Alten, oder nur von dem regellosen Spiel menschlicher Willkür abhängen, sondern legt mit Vertrauen alle seine Schicksale in die Hand eines allweisen, gütigen und allmächtigen Gottes. Er dankt ihm für alles Gute und fleht zu ihm in der Noth, überzeugt, daß auch dieses Flehen im Plane Gottes berechnet und gewürdiget sei, und daß den Gott Liebenden am Ende alles zum Besten gereichen müsse. Das alles glaubt aber der Supranaturalist nur deswegen sicher und fest, weil er neben der ordentlichen auch an eine außerordentliche Vorsehung glaubt, und aus ihr Gott näher kennen gelernt hat.

3. Unter der außerordentlichen Providenz versteht man die sogenannte positive Offenbarung, durch welche Gott das höhere religiös-sittliche Leben der Menschheit ursprünglich angeregt hat, und so auch fortwährend unterhaltet und fördert.

Mit Recht nennt sie Lessing „die Erziehung des Menschengeschlechts.“ Unter positiver Offenbarung versteht man also die Bekanntmachung des Wesens und Willens Gottes durch dessen unmittelbares Eingreifen durch Wort und That in die Geschichte der Menschheit zur Förderung des religiös-sittlichen Lebens. — Es geschieht dieses durch Wunder, Inspiration und persönliche Erscheinung.

a) Ein Wunder ist dann vorhanden, wenn Gott auf die Körperwelt so einwirkt, daß sein unmittelbares Eingreifen erkannt werden kann. Dadurch kommt Gott mit der Natur und ihren Gesetzen nicht in Widerspruch, sondern bringt nur durch seine höhere göttliche Kraft Erscheinungen hervor, welche unter den gegebenen Umständen in keiner endlichen Kraft ihre zureichende Ursache haben können. Daß eine höhere Kraft mehr wirke als eine niedere, ist ganz natürlich, und ebenso, daß Gott, um etwas zu bewirken, nicht nothwendig alle Mittel oder Mittelursachen brauchen muß, die sonst nach dem gewöhnlichen Gang der Dinge zur gleichen Wirkung erforderlich wären. Daß Gott nur zur Beförderung seiner religiös-sittlichen Zwecke, die er überhaupt mit der Menschheit hat, Wunder wirke, läßt sich aus seiner Weisheit und Heiligkeit schließen und wird von der Geschichte bestätiget. Die Wunder begleiten daher gewöhnlich einen Gottesgesandten, beglaubigen ihn als solchen vor den Menschen, und stellen auch die Wahrheit seiner Lehre entweder factisch oder symbolisch dar.

b) Ein Gottesgesandter ist inspirirt und damit wunderbar begnadigt. Da der Mensch in seinem ganzen geistigen Leben von seinem Urgrunde abhängig bleibt, so bedarf er zur Erkenntniß der Wahrheit einer göttlichen Erleuchtung der Intelligenz und zur Tugend einer göttlichen Stärkung des Willens. Darin besteht die gewöhnliche Gnade. Diese kann aber auch eine außerordentliche und wunderbare sein, wodurch ein Mensch befähigt wird, ganz Neues über den göttlichen Rathschluß und Willen den andern Menschen mitzutheilen, und das religiös-sittliche Leben der Menschheit auf eine höhere Stufe zu erheben. Eine solche Befähigung besteht in der Inspiration im eigentlichen Sinne.

Wie ein Inspirirter die Gewißheit erhalte, von Gott auf die genannte außerordentliche Weise erleuchtet zu sein, brauchen wir wenigstens hier nicht zu untersuchen, indem uns eigentlich nur die Frage interessirt, wie er sich als solchen vor Andern ausweise. Dieses geschieht durch eine besondere, der allgemeinen Prüfung zugängliche Art von Inspiration, welche man Prophezeiung nennt. Die Prophezeiung besteht in der unzweideutigen Voraussagung zukünftiger, wirklich eintreffender Begebenheiten, die man aus der Gegenwart durch gewöhnliche Intelligenz nicht erschließen könnte. Nur Gott kennt an sich solche zukünftige Begebenheiten sicher, und wo diese Kenntniß auch bei einem Menschen sich findet, ist sie ihm außerordentlich durch Gott mitgetheilt, inspirirt.

So bilden Wunder und Prophezeiungen die hauptsächlichsten Ausweismittel, durch welche sich ein Gottesgesandter als solcher vor den Menschen legitimirt. Sobald wir aber wissen, daß Jemand ein Gottesgesandter ist, so wissen wir auch, daß seine Lehre, die er im Auf-

trage Gottes verkündet, wahr sei, und wir haben die Pflicht, sie zu glauben und zu befolgen, wie wir überhaupt die Pflicht haben, Gott zu gehorchen.

c) Der vollkommenste Gottesgesandte und die vollkommenste Offenbarung wäre es, wenn Gott selbst in menschlicher Gestalt unter uns erschiene, seinen Willen verkündete, und Kraft zur Befolgung desselben ertheilen würde. Ein solcher wäre nicht nur inspirirt, wie ein anderer Gottesgesandte, sondern hätte die Wahrheit, den ewigen Weltplan Gottes in sich selbst, und könnte unmittelbar so viel von demselben der Menschheit mittheilen, als zu ihrem Heile nothwendig ist. Seine Wunder wären nicht nur mit Hilfe Gottes, sondern aus eigener Machtvollkommenheit verrichtet; sein Wort wäre zugleich That, allmächtige Kraftäußerung.

Der Supranaturalist haltet das Christenthum für eine Offenbarung in diesem Sinne, und damit für die Vollendung aller frühern Offenbarungen.

Wir haben nun zunächst die Nothwendigkeit einer Offenbarung darzuthun und den Gang aller Offenbarungen Gottes, wie die Geschichte ihn darlegt, kurz historisch zu überblicken, und dann näher zu prüfen, ob der supranaturalistische Glaube an Christus ein begründeter und wahrer sei.

§. 13.

Nothwendigkeit einer positiven Offenbarung.

Wohin sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens? Joh. VI. 69.

Von den Naturalisten und Rationalisten können wir mit Paulus (Röm. I. 22) sagen: „Die sich weise dünkten, sind zu Thoren geworden“, wenn sich zeigen läßt, daß

dem Menschen eine positive Offenbarung dringendes Bedürfniß sei, und Gott dieses Bedürfniß auch wirklich befriedigt habe. Hier beweisen wir zunächst den ersten Punkt, also den Satz: Eine positive Offenbarung ist dem Menschen nothwendig. Daß ohne göttliche Mittheilung und erziehende Einwirkung das Geistesleben des erschaffenen Menschen sich nicht entwickelt hätte, ist schon gezeigt worden. Es handelt sich also hier nicht um diese Uroffenbarung, sondern um die später noch fortdauernde.

1. Ohne eine solche Offenbarung ist dem Menschen keine sichere Erkenntniß der Wahrheit in Beziehung auf seine höchsten Lebensfragen möglich.

Die Antworten, welche uns die Philosophen geben, sind so widersprechend, daß ihr hauptsächlichstes Geschäft nur darin besteht, die Denkkraft formell zu üben, und materiell den Vorgängern den Irrthum aufzudecken und wegzuräumen. Zwar sagt man, daß auch die bloße Vernunft zu erkennen vermöge, daß ein Gott sei, daß er allmächtiger Schöpfer, gerecht, weise und gut, mit einem Worte vollkommen sei, dem also Anbetung, Dank und Liebe gebühre. Wir selbst haben bisher mit bloßer Vernunfterkenntniß Gott gesucht und gefunden, und mehreres von ihm ausgesagt. Allein es ist nun hier zu bemerken, daß eine solche Sprache über Gott bei weitem nicht von allen Philosophen geführt wird; ja sie wird eigentlich nur von derjenigen Vernunft geführt, welche sich bereits dem erziehenden Einflusse der jüdischen und christlichen Offenbarung hingegeben, und die Luft derselben eingeathmet hat. Ob nun eine solche Vernunft oder eine anders gebildete die Wahrheit erkenne, kann die Vernunft selbst nicht mit jener Sicherheit entscheiden, die wir in solchen Dingen bedürfen. Ohne einen göttlichen Lehrer gibt es über göttliche Dinge keine volle Gewißheit. Wir bedürfen

eines Lehrers, der diese gesehen hat, der nicht nur rathet und meint, sondern von oben kommt, und uns mittheilt, was Gott ihm aufgetragen hat. Weil wir so geschaffen sind, daß wir dieses bedürfen, so wird derjenige, der uns so geschaffen hat, auch das Bedürfniß befriedigen, und nicht alle seine Kinder in der Ungewißheit lassen, bis etwa einmal die Philosophen mit eigener Kraft die Wahrheit errungen zu haben sich rühmen können, und in diesem hochmüthigen Selbstruhme das Gefühl der Unabhängigkeit von Gott, also das Gegentheil der Religion geltend machen.

2. Ohne positive Offenbarung hat der Mensch weder Kraft noch Muth zur Tugend. Wohl erkennen und sagen wir jetzt, daß das Gewissen eine Stimme Gottes und das Sittengesetz uns ins Herz geschrieben sei. Allein vernehmen wir diese Stimme Gottes nicht auch von außen, wird das innere Gesetz nicht durch ein äußeres Gotteswort sanctionirt; so betrachtet es der Mensch leicht nur als sein eigen Gesetz, dessen Herr er ist, und das er auf jeden Fall zu wenig fürchtet, wenn die Leidenschaften zur Uebertretung antreiben.

Wenn nun der Mensch wirklich dem Trieb der Leidenschaften statt der Stimme des Gewissens gehorcht, was ist die Folge, was hat er zu fürchten, und im entgegengesetzten Falle was zu hoffen? Die Vernunft weiß es nicht, und ihre Vermuthungen vermögen weder zu schrecken, noch zu trösten. Kant postulirt freilich jenseits einen Vergelter, Andere finden aber, daß die Vergeltung Sache des Gesetzgebers sei, und stimmen einer solchen Gewaltentrennung nicht bei. „In dir trägst Himmel oder Hölle, und deinen Richter in der Brust“ mag als schönes Wort gelten, allein nur, wenn eine Offenbarung ihm den rechten Sinn gibt. Im Sinne des Rationalisten aber wird die Besorgniß vor der Unbehaglichkeit, welche der innere

Richter erzeugt, dem Anstürmen der Leidenschaften nur einen schwachen Damm setzen, besonders da das Feuer der inneren Hölle im Pfuhl der Laster mehr oder weniger ausgelöscht wird. Auch kann die verfolgte mißhandelte und niedergebeugte Tugend unter dem Schmerz der Leiden des inneren Himmels, wenn kein anderer in sicherer Aussicht steht, nicht so froh werden, daß sie standhaft zu bleiben vermag. Sollte wohl Gott doch dieses vom Menschen verlangen, und ihm keine kräftigere Stütze geben!

3. Ohne positive Offenbarung kennt der Sünder kein Rettungsmittel.

Daß alle Menschen Sünder geworden, ist eine Thatsache des Bewußtseins und der Geschichte. So weit wir die Geschichte der Völker rückwärts verfolgen können, finden wir Sünde und Laster bei ihnen, und eine schwere Schuld liegt auf dem Menschengeschlechte. Wer hebt diese hinweg? Hierauf hat die Vernunft keine Antwort. Wohl ist ihr klar, daß nur Gott die Sünden vergeben kann, allein ob und wie er dieses thun wolle, hängt von ihm ab, und Niemand weiß es, wenn er es nicht offenbart. Wohl zieht sich der Opfercultus, wodurch der Schuldbeladene die Gottheit versöhnen will, durch alle Religionen hindurch; allein welches ist das rechte und wirksame Opfer? Wohl glaubt der Mensch gerne, daß Gott die Liebe sei, weil er es wünscht; allein kann er auch nicht nur ein heiliger und unerbittlich gerechter Gott sein? Genügt das Werk der Schöpfung seiner Liebe nicht? Woher weiß die Vernunft, daß diese Liebe auch eine barmherzige ist, und wie lange sie dieses ist? Allerdings ist die Liebe der edelste Zug des menschlichen Herzens, und die Quelle aller hohen Tugenden. In dieser Liebe blicken Millionen mit Dank und Vertrauen zum

Vater auf. Wenn aber Gott seit der Schöpfung sich verhüllt hat, und seinen Kindern nie mehr mit erbarmender Liebe sich genaht, so weiß der Mensch nicht, ob es bei ihm eine solche gibt, und ob die Liebe des Menschen nicht umsonst ist. Gewiß hat Gott nicht diesen edlen Zug der Liebe ins Menschenherz gelegt, ohne ihm selbst auch entgegenkommen und auch hierin sein Vorbild sein zu wollen. Das ist er aber nur, wenn er durch positive Offenbarung sich der Menschheit liebend genaht hat.

4. Der Glaube an eine göttliche Offenbarung ist auch der Geschichte zu Folge allen religiösen Menschen so natürlich und so sehr Bedürfniß, daß er sich in allen historischen Religionen findet. Alle berufen sich auf Göttererscheinungen und göttliche Mittheilungen. Selbst die ernsteren Philosophen des Alterthums, welche den Aberglauben in den heidnischen Religionen erkannten und verwarfen, sahen doch ein, daß auch sie nichts Sicheres wissen ohne höhere Belehrung. Einem belehrenden Genius schrieb Sokrates seine höheren Erkenntnisse zu, und Plato führt aus seinem Munde im Phädon c. 85 das merkwürdige Geständniß an, die Erkenntniß der Wahrheit sei in diesem Leben unmöglich, oder höchst schwierig, wenn man nicht auf irgend ein festes und sicheres Fundament, auf irgend ein göttliches Wort (*λογου θειου τινος*) sich stützen könne.

So ist denn höchst wahrscheinlich, daß Gott dasjenige, was die Menschheit zur Erreichung ihrer Bestimmung so höchst nöthig hat, ihr nicht vorenthalten, sondern Jemanden gesandt habe, der Worte des ewigen Lebens sprach, zu dem wir also gehen und ihn hören sollen.

§. 14.

Gang der Offenbarung.

Manigfaltig und auf vielerlei Weise hat einst Gott zu den Vätern durch die Propheten geredet, am letzten hat er in diesen Tagen zu uns durch den Sohn geredet. Hebr. I. 1 u. 2.

Als die ersten Menschen durch Ungehorsam gegen Gott aus der innigen Verbindung mit ihm, in welcher sie glücklich waren, heraustraten, gab ihnen Gott noch die trostreiche Verheißung, das sogenannte Protoevangelium, es werde aus dem Samen des Weibes Einer erweckt werden, welcher der Schlange den Kopf zertreten, d. h. ihren Plan vereiteln und ihr Werk zerstören soll (III. 15). Darunter ist Christus zu verstehen. Er sollte aber erst kommen, wenn die Menschheit auf ihn gehörig vorbereitet wäre. Das in die Welt gekommene Prinzip der Sünde sollte seine Früchte tragen, damit die Menschen einsehen, wie bitter sie sind. Die Gottlosigkeit sollte sich in ihrer Hilflosigkeit zeigen, damit die Hilfe um so bereitwilliger angenommen werde.

Anderseits sollte aber doch der wahre Gott nicht ganz vergessen werden und seine väterliche Gesinnung nicht unbekannt bleiben. Daher setzte er das Erziehungswerk der Menschheit fort. Dieses ist zunächst die vorchristliche Offenbarung, welche in drei Abschnitte oder Perioden zerfällt; nämlich in die patriarchalische, mosaische und prophetische Offenbarung.

1. Patriarchalische Offenbarung.

Die göttliche Lehre und Zucht, worin jede Erziehung besteht, nahm dem sündigen Menschengeschlecht gegenüber besonders den Charakter der Warnung und Strafe

und der trostreichen Verheißung an. Selbst an den Brudermörder Kain ergeht das warnende und strafende Wort des Herrn, allein seine Nachkommenschaft entwickelte sich zu einem Geschlechte voll riesenhafter Leidenschaften, das sich von Gott ab und nur der sinnlichen Welt zuwandte. Von diesen sogenannten Menschenkindern unterscheidet die Schrift die frommen Nachkommen Seth's, eines anderen Sohnes Adams, als Gotteskinder, welche die paradiesischen Traditionen fortpflanzten, und im Glauben und Leben mit Gott in Verbindung blieben. So wandelte z. B. Enoch vor Gott und wurde von diesem hinweggenommen. Endlich vermischte sich auch dieses Geschlecht mit den Kainiten und ging in seine Verderbniß ein. So hätte sich das Menschengeschlecht in seiner rohen und zügellosen Naturkraft, durch welche auch das lange Leben der Individuen bedingt war, doch nach und nach aufgerieben, wenn Gott nicht dafür gesorgt hätte, daß wenigstens Eine gerechte Familie gerettet und Noe der zweite Stammvater des Menschengeschlechtes werde. Was nach und nach wahrscheinlich die Folge der Sünde gewesen wäre, trat nun plötzlich durch die Sündfluth als furchtbares Strafgericht ein, dessen Andenken durch Noe's Familie den folgenden Geschlechtern überliefert wurde und sich noch in den ältesten Sagen aller Völker findet.*)

Die Wahrheit dieser letzten ungeheuren Katastrophe, welche der Erdoberfläche erst ihre jetzige Gestalt gab, wird auch von der Erdkunde, je mehr sie fortschreitet, um so sicherer bestätigt. Wir können hier nur wenige Thatsachen anführen, und verweisen im Uebrigen auf Mutzl und Wisemann.

*) Vergleiche Mutzl, Urgeschichte S. 106 ff. Stolberg, Relig. Geschichte 1. Thl. Beil. II.

a) Dahin gehört zunächst das sogenannte **Fluthland**, nämlich Bestandtheile der Erd-Oberfläche, bei welchen der erste Anblick zeigt, daß sie ihrer jetzigen Umgebung fremd, und durch eine äußere gewaltsame Einwirkung dahin gekommen sind. In dem Kiese z. B., aus welchem ganze Hügel und Flächen bestehen, sind lauter einzelne, durch gewaltsame Reibungen abgerundete Theile von den verschiedenartigsten Steinarten, die nicht zusammengehören, sondern durch den Drang fluthender Gewässer durcheinander gemengt sind. In gewöhnlichen Gräben und Sandgruben kann man oft noch die einzelnen Schichten unterscheiden, wie sie der Schwall der Gewässer über einander gelegt hat.

b) Die **Irrblöcke** (Errata). Diese sind wohl zu unterscheiden von den sogenannten Alpenblöcken, die am Fuße gleichartiger Gebirge sich finden, und deren sich von denselben noch immer ablösen. Jene Irrblöcke sind vereinzelte Granitblöcke, welche von den Gebirgen, denen sie ursprünglich angehören, weit entfernt liegen, und nur durch eine ungeheure Gewalt fluthender Gewässer an die Stelle gebracht sein können, wo sie sich jetzt befinden. Auf dem aus Kalkstein bestehenden Jura finden sich solche Granitblöcke bis zur Höhe von 2000 Fuß über dem Genfersee. Solche Findlinge, wie man sie auch nennt, findet man auch mitten in Deutschland, und zwar von Steinarten, die nur von nordischen, namentlich schwedischen Hochgebirgen herstammen können. Ebenso anderswo. *)

c) Die **Entblößungsthäler**. Man versteht darunter solche Thäler, welche zwischen Hügeln liegen, deren Schichten einander entsprechen, so daß aus der früher

---

*) Ueber die Gletschertheorie des Professor Agassiz siehe Mutzl, S. 95.

zusammenhängenden Masse das Thal offenbar ausgegraben ist. Solche Thäler sind vorzüglich dann die Wirkung der Sündfluth, wenn jetzt gar kein Fluß durch dieselben führt, oder wenn die Quelle des Flusses niedriger liegt, als die sichtbaren Spuren der Auswaschung durch Wassersgewalt.

d) Knochenbreccien. Breccie oder Trümmerfels nennt man eine Verbindung von eckigen Gesteinsbruchstücken durch irgend eine andere Steinmasse, die als Bindmittel oder Cäment dient. Wenn die zusammengehäuften Gesteinsbruchstücke abgerundet sind, wie z. B. bei der Nagelfluh, so nennt man eine solche durch verhärteten Teig zusammengekittete Masse Conglomerat. Die Breccien haben ihre verschiedenen Namen von der Qualität des Gesteins, und so gibt es auch sogenannte Knochenbreccien, nämlich ein festes Gemeng von zersplitterten Landthierknochen, durch kalkhaltigen Thon zusammengekittet. Man findet solche selbst in den höchsten Bergregionen in Spalten und Höhlen, wo man deutlich sieht, daß die Fluth diese Gebeine an die Gebirge hingeworfen und mit einem Theil derselben die Felsenrisse vollgespühlt hat, und dann dieses Gemeng vertrocknete und sich verhärtete. Es finden sich in solchen Höhlen einzelne Ueberreste von Menschen und von den verschiedensten Thiergattungen, von Hyänen, Pferden, Hirschen, Elephanten, Wölfen, Schafen rc. und sogar Töpfergeschirr; ein Beweis, daß alle diese weder von selbst zusammenkamen, noch von irgend einem Raubthier zusammengeschleppt sein können. Daß aber nicht die vollständigen Skelette beisammen gefunden werden, ist ebenfalls ganz begreiflich, wenn die Thiere vorher in der Fluth zu Grunde gingen, und dann natürlich auch zertrümmert und zerrissen wurden. So bestätigt auf ver-

schiedene Weise das Buch der Natur auch diese letzte von dem Buche der Offenbarung erwähnte Erdrevolution, in welcher das Menschengeschlecht, bis auf eine einzige Familie, den Armensündertod fand, und durch ein so furchtbares Strafgericht wohl noch manche Seele zur Reue und Buße mochte bewogen werden.

Mit dem geretteten Noe begann Gott seine erziehende Thätigkeit von neuem. Er gab ihm nicht nur die tröstreiche Verheißung, daß nun kein so allgemeines Strafgericht mehr eintreten werde, sondern auch angemessene Gesetze, die namentlich eine Wiederkehr roher Gewalt und blutdürstiger Leidenschaft verhüten sollten. Die heilige Schrift erwähnt nur des ausdrücklichen Verbotes, Menschenblut zu vergießen, und Fleisch mit seinem Leben zu genießen, d. h. Blut oder Ersticktes, in welchem das Blut zurückbleibt, zu essen. Die jüdische Tradition betrachtet aber dieses Gebot nur als ein neu hinzugekommenes, und ergänzt es noch mit solchen, die Noe schon aus der früheren Zeit herüber genommen habe. So wurde nicht ohne innere Wahrscheinlichkeit angenommen, daß das noachische Gesetz folgende sieben Gebote enthalten habe:

1) Nicht ohne Obrigkeit leben, 2) sich der Gotteslästerung und 3) des Götzendienstes enthalten, 4) mit nahen Verwandten keine Ehe eingehen, 5) kein Blut vergießen, 6) nicht rauben, 7) kein Blut oder Ersticktes essen.

Bei Noe finden wir noch eine allgemeine Menschenreligion, die Grundlage der spätern Volksreligionen, welche aus dem ursprünglichen Gemeingute noch manches bewahrten, allein dann mit national-historischen Elementen vermischten und entstellten. Es geschah dieses, als die Eine Menschheit in verschiedene Völkerschaften ausein-

ander ging. Einer solchen Entstellung hätte nur eine fortschreitende jedem einzelnen Volke zu Theil gewordene Offenbarung wehren können. Gott ertheilte aber dieselbe nur einem einzigen Volke, und ließ zu, daß die übrigen seinen unsichtbaren Finger, der auch ihre Schicksale bestimmte, nicht erkannten, und das höchste Wesen in den Werken desselben suchten.

Der Stammvater des auserwählten Volkes war Abraham, den Gott durch besondere Offenbarungen vor Abgötterei bewahrte und ihm die Verheißung gab, daß einst aus seinen Nachkommen, die das Land Canaa besitzen werden, Heil und Segen für alle Völker hervorgehen werde, jedoch unter der Bedingung, daß er an ihn glauben und in Gehorsam ihm dienen würde. Auch hier wie bei Adam mußte der gläubige Gehorsam erprobt werden, und Abraham bestund diese Probe, als er bereit sich zeigte nach dem Willen Gottes seinen Sohn zu opfern, obgleich es den Anschein hatte, daß damit die Erfüllung der Verheißung unmöglich werde. Gott genügte aber das Opfer des gläubigen Gehorsams, und er erließ dem Abraham das Opfer des Sohnes, um seiner Zeit es in Jesus Christus selbst zu bringen und dasjenige zu vollziehen, was die an Abraham gestellte Forderung nur vorbildlich andeuten sollte. Im Geiste Abrahams lebten und wirkten Isaak und Jakob und erhielten von Gott gleiche Belehrungen und Verheißungen. So glaubte auch das spätere israelitische Volk an den Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs. Während Gott mit den Patriarchen mit väterlicher Liebe redete und handelte, bewies er zugleich, wie sehr er auf die Verbrechen der übrigen Völker achte, indem er an den ruchlosen Städten Sodoma und Gomorrha Strafgerichte vollzog, die zwar nicht so allgemein waren als die Sündfluth,

aber für Abraham die gleiche Bedeutung hatten, wie jene für Noe. Und wie bei Noe der Regenbogen zum Zeichen des göttlichen Bundes mit ihm gesetzt war, so bei Abraham die Beschneidung.

2. Mosaische Offenbarung.

a) Die Nachkommen Abrahams führten ein nomadisches Hirtenleben, bis die Söhne Jakobs durch wunderbare göttliche Führung nach Aegypten kamen, wo ihre Nachkommen anfänglich wohl gelitten sich während des dortigen 400jährigen Aufenthaltes so vermehrten, daß die ägyptischen Herrscher sie zu fürchten begannen, daher auf alle Weise bedrückten und sogar die neugebornen Knäblein zu tödten befahlen.

Diesem Schicksale entging Moses, durch welchen die Israeliten erst zu einem Volke wurden, das unter beständiger göttlicher Leitung stund. Die Bedrückung, welche die Israeliten in Aegypten erlitten, war nothwendig, damit sie zur Auswanderung geneigt würden, und zum Helfer im Himmel insgesammt aufblicken lernten. Wirklich sandte ihnen Gott Moses als Lehrer, Gesetzgeber und Regent.

b) Als Gott beim brennenden Dornbusche dem Moses diese Sendung feierlich übertrug, offenbarte er sich ihm als Jehovah, der nicht nur allmächtig ist, wie er sich dem Abraham nannte, sondern auch unveränderlich treu in seiner Verheißung, und das Volk glaubte bereitwillig, daß der Gott der Väter noch lebe und seiner sich erbarmen wolle.

Die Zeichen, mit welchen Moses die Entlassung seiner Brüder bei Pharao erzwang, sollten zugleich den Israeliten handgreiflich beweisen, daß der Unsichtbare gegenwärtig, und Herr des Stromes, der Insekten, der Krankheiten, der Natur überhaupt und des Lebens sei.

Auch der Rohste mußte da glauben, besonders wenn er sah, wie das nachsetzende Heer in dem Meere den Untergang fand, durch welches Moses die Israeliten wunderbar hindurch geführt hatte.

So schien das Volk vorbereitet, die Stimme und den Willen seines Gottes zu vernehmen, den Moses ihm verkündete. Allein es war in Aegypten bereits zu sehr verdorben worden, und hatte den Glauben an Gott zu sehr aufgegeben, um jetzt standhaft in demselben zu bleiben. Es mußte daher während des Zugs in das verheißene Land eine ganz neue Generation heranwachsen, und außer Josue und Caleb kam kein Erwachsener in das gelobte Land. Erst die jüngere Generation, welche von fremden Sitten nichts wußte, eroberte das Land, und rottete auf Befehl Gottes die früheren Bewohner aus, weil nur so ihr Götzendienst vertilgt werden konnte, so daß die Ausrottung der Canaaiter als ähnliches Strafgericht Gottes erscheint, wie die Sündfluth, die Zerstörung Sodoma's und der Untergang Pharao's im Meere.

c) Während des Zuges hatte Moses dem Volke sein Gesetz, eine religiös-politische Constitution gegeben. Die Grundidee derselben ist, Jehovah sei der Eine, lebendige Gott; die Israeliten sein auserwähltes Volk, das ihm mit ganzer Seele anhangen und seine Satzungen beobachten soll, damit er es segne.

Zunächst wird der Monotheismus auf das feierlichste sanctionirt. Jehovah ist der allein wahre und zwar persönliche Gott des ganzen Weltalls, und alle anderen Götzen sind eitel und nichtig. Daß er aber auch für alle Völker mit gleicher väterlichen Liebe sorge, hätten die Juden noch nicht begreifen können, und der Monotheismus derselben mußte daher noch eine partiku-

laristische Form annehmen. Jehovah erscheint daher speziell als der jüdische König, dessen Willen eben sowohl im politischen als religiös-moralischen Gebiete streng befolgt werden muß. So gestaltete sich die jüdische Staatseinrichtung zur förmlichen Theokratie, und jede Uebertretung eines politischen oder eines religiösen und moralischen Gesetzes war ein Verbrechen gegen Gott und den Staat.

Zur sinnbildlichen Darstellung der abstracten religiösen Ideen diente ein sehr ausführliches Zeremonialgesetz, welches genau die symbolisch bedeutsamen Formen des öffentlichen Gottesdienstes, die heiligen Zeiten, die Ordnung und die Verrichtungen der Priester vorschrieb ꝛc.

Davon ist das Moralgesetz zu unterscheiden. Es enthaltet sowohl eine allgemeine Menschenmoral, die auch jetzt noch gilt, als auch spezielle auf die Verhältnisse des jüdischen Volkes bezogene und berechnete Vorschriften, die aber im Grunde nur die besondere Anwendung der allgemeinen Gesetze bezwecken, und eine Erweiterung des Dekalogs sind. Negativ reducirt sich alles auf die Forderung, alles Unreine und Ungerechte zu meiden, „also heilig zu sein, weil Jehovah heilig ist", und positiv auf die doppelte Forderung: Du sollst den Herrn deinen Gott lieben aus ganzem Herzen V. Mos. VI. 5 und deinen Nächsten wie dich selbst. III. Mos. XIX. 18. Jenes Gebot der Liebe Gottes nennt Christus selbst das erste und größte, das andere aber sei ihm gleich. So ist es auch Grundgesetz der christlichen Religion, hat aber hier edlere Motive und größeren Umfang.

Das ausführliche Gesetz Mosis wird sodann noch auf doppelte Weise eingeschärft und unterstützt. Einmal durch die Verkündung, daß von seiner Beobachtung Wohl und

Weh des Einzelnen und des ganzen Volkes auch schon im irdischen Leben abhängen werde, wie es denn auch wirklich geschah; sodann doch anderseits durch die milde Rücksicht auf menschliche Schwäche, wornach genau vorgeschrieben wurde, durch welche Buß- und Ersatzwerke allfällige Uebertretungen wieder können gesühnt werden.

Betrachtet man den ganzen Mosaismus in seiner Stellung, welche er im Erziehungsplane Gottes mit der Menschheit einnimmt, so zeigt sich in demselben ein großer Fortschritt, allein noch keineswegs die Vollendung.

3. Die prophetische Offenbarung ist eine weitere Vervollkommnung. Schon Moses (V. B. XVIII. 18 ff.) hat auf einen Propheten, der nach ihm kommen werde, hingewiesen, und durch diesen Collektivnamen den Prophetismus überhaupt verheißen, und zugleich den Einen höchsten und wahren Propheten angedeutet. Es trat nämlich bald nach Moses Königthum und Prophetenthum auseinander. Das Volk erhielt auf sein Begehren, statt der rein theokratischen Verfassung, Könige, welche oft um das Gesetz sich wenig bekümmerten, und sogar den Götzendienst einführten. Auch die Priester, obwohl sie nicht nur den Cultus verwalten, sondern auch das Gesetz erklären sollten, verletzten dasselbe nicht selten durch Sittenlosigkeit und Abgötterei. So war es höchst nothwendig, daß Gott Männer erwecke, welche über die Heilighaltung des Gesetzes wachen, und zugleich die fortdauernden Organe des göttlichen Willens sein würden. Das war die Bestimmung der Propheten, welche so oft den Königen und dem ganzen Volke Strafpredigten hielten, die Strafgerichte Gottes verkündeten, jedoch den reumüthig zu Jehovah sich Bekehrenden Trost brachten, und namentlich auf eine glückliche Zukunft hinwiesen, in welcher der Messias als Prophet, König und Priester

auftreten, und dem Volke, ja allen Völkern das dem Abraham verheißene Heil bringen werde. Durch die Propheten wurde auch eine immer reinere Erkenntniß und Verehrung Gottes möglich gemacht, und wenn sie sich bei der Masse nicht einstellte, sondern vielmehr die Sünde überhand nahm, so entwickelte sich wenigstens das Bewußtsein der Sünde und damit das Gefühl der Hilfsbedürftigkeit.

Die Strafgerichte, welche Gott von Zeit zu Zeit über das jüdische Volk verhängte, dienten übrigens auch dazu, andere Völker mit seinen Religionsideen bekannt zu machen, auch bei ihnen eine bessere Zukunft anzuregen und sie für den künftigen Erlöser vorzubereiten. Ueberhaupt zeigt sich in den vielseitigen Berührungen, in welche Gott das israelitische Volk mit anderen Völkern brachte, die universelle Stellung, die ihm in der Weltgeschichte und im Verhältniß zur Menschheit zugedacht war. Bei allen wichtigen Veränderungen im Bildungsgange der Menschheit war das hebräische Volk zugegen. Nach der ältesten babilonischen Cultur, in welcher Abraham aufwuchs, bringt die jüdische Nation ihre Kindheit in Aegypten, unter dem damals gebildetsten Volke zu. Zur Zeit, als die Phönizier an der Spitze der heidnischen Cultur stunden, als vermittelndes Glied zwischen Aegypten und dem inneren Asien, sind die Israeliten im Lande Canaa die nächsten Zeugen des ganzen bewegten Lebens. Die babilonische Gefangenschaft, etwa 600 Jahre vor Christus, brachte die Juden nicht nur in den engsten Verkehr mit der untergehenden Bildung der Chaldäer, sondern auch mit derjenigen der Meder und Perser, welche dem babilonischen Reiche ein Ende machten, und bereits auch die indische Cultur in sich aufgenommen hatten.

Als Alexander griechische Bildung nach dem Orient trug, waren die Juden wieder in Palästina, sandten aber jetzt nach allen Orten, die durch griechische Bildung sich auszeichneten, ihre Colonien aus, und kamen auch später mit den Römern in die engste Verbindung, und zwar namentlich zur Zeit, als der Szepter nach einer alten Prophetie *) von Juda genommen war, und der fremde Idumäer Herodes unter römischer Protection die Herrschaft führte. So wurden jüdische Religionsideen im ganzen Orient verbreitet, und es zeigt sich, daß zwar die Juden das besondere Volk Gottes waren, bei welchem Gott seine Offenbarungen hinterlegte, aber durch dasselbe auch bei den übrigen Völkern ein Dämmerlicht erzeugte, welches der aufgehenden Sonne vorausging und sie ankündete. Als endlich das Licht der Welt erschien, trat der letzte jüdische Prophet in Johannes dem Täufer auf und bezeugte seine Ankunft. Welch großartiger Zusammenhang der Führungen Gotttes!

IV. Kapitel.

Was ist Christus?

§. 15.

Uebergang.

Ihr glaubet an Gott; glaubet auch an mich. Joh. XIV. 1.

1. Christus setzt bei diesen Worten voraus, daß diejenigen geneigt seien, auch an ihn zu glauben, welche

*) Genes. XLIX. 10. Jakob sagt auf dem Todbette: „Es wird der Szepter nicht von Juda weichen, der Heerfürst nicht von seinen Lenden, bis derjenige kommt, der gesandt soll werden, auf den die Völker harren.“

überhaupt an den wahren und lebendigen Gott glauben. Jenen Glauben an Christus haben auch wirklich alle gebildeten Völker der Welt, und es ist schon deswegen wahrscheinlich, daß er ein begründeter sei. Auf jeden Fall darf keiner auf Bildung Anspruch machen, welcher den Leichtsinn hätte, dasjenige, welches das höchste Interesse aller gebildeten Völker ist, ohne ernste Prüfung zu verwerfen. Wenn Christus Glauben von uns fordert, so sind wir allerdings berechtiget, aber auch verpflichtet, nach den Gründen zu forschen, auf welchen dieser Glaube beruht. Ist er wirklich ein begründeter, so hat dann auch Christus alles Wahre und Gute, welches die vorchristlichen Völker erkannten und hätten üben sollen, in seine Lehre und Anstalt aufgenommen, und ist uns Norm für unser Verhalten gegen frühere Offenbarungen.

2. Alles kommt hier auf die Frage an, wer und was Christus gewesen sei, denn davon hängt die Gewißheit seiner Lehren, die Zuversicht auf seine Versprechungen und die Verbindlichkeit seiner Vorschriften ab. Um nun aber zu zeigen, was Christus gewesen sei, müssen wir zwei Fragen beantworten, 1) was er von sich selbst aussage und 2) ob diese Aussagen wahr seien.

§. 16.

Aussagen Christi von sich selbst.

Bist du denn größer, als unser Vater Abraham? Was machest du aus dir selbst? Joh. VIII. 53.

1. Christus spricht so Hohes von seiner Natur und Würde aus, wie noch kein Mensch auszusprechen gewagt

hat. Wir wollen seine Aussagen in aufsteigender Progression anführen, wornach Christus ist:

a) Ein Gesandter Gottes, denn er sagt: Meine Lehre ist nicht die meine, sondern dessen, der mich gesandt hat. Joh. VII. 16 ff. Ich rede nur, wie es mich mein Vater gelehrt. VIII. 28. Der Vater, der mich gesandt hat, der hat mir Vorschrift gegeben, was ich lehren und reden soll. Joh. XII. 49 u. 50. Hiernach wäre also Jesus zunächst so viel, als Moses und die Propheten.

b) Der Messias. Der Messias, oder griechisch χριστος, war die Hoffnung des jüdischen Volkes. Er sollte der Schlange den Kopf zertreten, durch ihn sollten die Nachkommen Abrahams und alle Völker Heil und Segen erhalten; auf diesen Propheten, den die Juden hören sollen, weist Moses am Ende seines Lebens, und da in der Zwischenzeit Gott noch andere Propheten erweckte, so verheißen und schildern auch diese in sehr vielen (hier nicht anzuführenden) Stellen den künftigen Messias und sein Reich. Die Vorstellung, welche nach solchen Verheißungen die Juden sich von ihm machten, war folgende:

„Er ist ein ausgezeichneter Nachkomme Davids, in Bethlehem geboren, welcher Gott auf Erden vorzüglich repräsentiren, und von Propheten eingeführt und begleitet sein wird; der Gesalbte Gottes, welcher als König, Prophet und Priester göttliche Gewalt und göttliches Leben offenbaren, und eine eigenthümliche Heilsanstalt gründen wird, in welcher sich eine himmlische Ordnung der Dinge für die Nachkommen Abrahams und Alle, welche sich an sie anschließen, in irdischer Herrlichkeit und Glückseligkeit unter der Herrschaft des Messias verwirklichet."

Dieses jüdische Bild vom Messias, so weit es eine irdische Glückseligkeit und Herrschaft umfaßt, beruhte nun freilich auf Mißverständnissen des Alten Testamentes, und ist in Jesus nicht verwirklichet worden. Aber dennoch behauptet er bestimmt, daß er der Messias sei. „Ich bin es, der mit dir redet", sagt er zur Samariterin, die vom Messias Belehrung hoffte. Joh. IV. 26. Als der Hohepriester ihn fragte: „Bist du Christus der Sohn des Hochgelobten"? antwortete Jesus: „Ich bin es." (Mark. XIV. 62. Luk. XXII. 67.)

Um aber zu erkennen, daß an Jesus die messianischen Weissagungen in Erfüllung gegangen seien, mußten dieselben besser verstanden werden, als sie die damaligen Juden verstunden. Dieses Verständniß eröffnete der Auferstandene seinen Jüngern auf dem Wege nach Emaus (Luk. XXIV.) und wiederholte nicht nur die Versicherung, daß er der Versprochene sei, sondern führte auch den alttestamentlichen Beweis dafür.

c) Der vom Himmel gekommene eingeborne Sohn Gottes.

Auch bloße Menschen werden in der hl. Schrift oft Söhne oder Kinder Gottes genannt. So Adam, weil unmittelbar von Gott geschaffen; so das israelitische Volk als besonderer Liebling Gottes; so die Richter und Könige als Stellvertreter Gottes, und endlich die frommen Nachkommen Seth's und die gläubigen Christen wegen ihrer moralischen Aehnlichkeit mit Gott. Zwar hat Christus auch unter allen diesen Gesichtspunkten Anspruch auf den Namen: Sohn Gottes; allein er legt sich denselben in einem noch weit höheren Sinne bei, in welchem kein irdisches Geschöpf sich so nennen kann. Er nennt sich den unigenitus dei filius, den Gott aus Liebe zu den Menschen in die Welt gesandt habe (Joh. III. 13—19).

„Vom Vater bin ich ausgegangen und in die Welt gekommen; ich verlasse die Welt wieder und gehe zum Vater" (Joh. XVI. 28). Jesus behauptet, daß er vom Himmel gekommen und der Einzige sei, der den Vater gesehen, und auch Anderen ihn bekannt machen könne. Joh. VI. 41—46. Matth. XI. 27. Als er den Blindgebornen fragte, ob er an den Sohn Gottes glaube, und dieser nun wissen wollte, wer derselbe sei, sagte Jesus: „Du hast ihn gesehen, der jetzt mit dir redet, der ist es." Die Juden und der Blindgeborne verstunden den höheren Sinn der Aussage Jesu, weswegen sich jene ärgerten, dieser aber niederfiel und ihn anbetete. Doch auch ein vom Himmel herabgekommener Engel könnte vielleicht alles dieses von sich aussagen. Christus will aber mehr sein, als ein Engel.

d) Gott im eigentlichen Sinne des Wortes. Christus schreibt sich göttliche Eigenschaften und die göttlichen Thaten der Weltregierung zu, und verlangt göttliche Verehrung.

Er behauptet nämlich, daß er nicht nur vor Abraham gewesen (Joh. VIII. 58), sondern vor der Weltgründung Herrlichkeit beim Vater gehabt habe (XVII. 5 u. 24). Er schreibt sich die gleiche Macht zu, physisches und moralisches Leben zu geben, wie sie der Vater hat (V. 20—29). Er versichert, ihm sei alle Gewalt übergeben im Himmel und auf Erden, und er wolle bei den Seinen bleiben, bis ans Ende der Welt (Matth. XXVIII. 18—20. Dann werde er in Herrlichkeit wieder kommen und Gericht halten über alle Völker (Matth. XXV. 31 ff.), denn alles Gericht sei dem Sohne übergeben (Joh. V. 22). Nimmt er mit Recht göttliche Eigenschaften und diese Acte der Weltregierung in Anspruch, so kann er sich auch Wesensgleichheit mit dem Vater

zuschreiben und daher sagen: „Ich und der Vater sind eines“, nicht etwa bloß in der Gesinnung und der Liebe, sondern in der Kraft und Macht, das ewige Leben zu geben (Joh. X. 7—11). Daher sagt er auch zu Philippus: „Wer mich sieht, sieht den Vater.“

Nur wenn er Wesenseinheit hat mit dem Vater, darf er auch göttliche Verehrung in Anspruch nehmen, und fordern, daß Alle ihn ehren, wie sie ehren den Vater (Joh. V. 22 u. 23). Ja er verspricht sogar Erhörung des Gebetes von sich aus mit den Worten: „Ich werde es thun“ (Joh. XIV. 13 u. 14).

2. Was folgt nun aus diesen Aussagen Jesu über sich selbst?

Es folgt noch nicht, daß er das wirklich sei, was er sagt; wohl aber folgt das daraus, daß wir über ihn urtheilen müssen entweder wie die Juden, oder wie die Apostel, in keinem Falle aber wie die Rationalisten, welche ihn nur aber doch noch für einen weisen und höchst ehrwürdigen Mann halten.

a) Die Juden urtheilten, er sei ein Gotteslästerer, weil er sich selbst zu Gott mache, da er doch ein Mensch sei (Joh. X. 33). Deswegen wollten sie ihn steinigen, und schlugen ihn endlich ans Kreuz. Sie hätten durchaus Recht gehabt, wäre Jesus wirklich nur ein Mensch gewesen. Alsdann hätte er den unter Todesstrafe verbotenen Götzendienst unter den Juden einführen, und in dem furchtbarsten Betrug und Hochmuthe sich selbst als Götzen hinstellen wollen, ein Hochmuth, der um so abscheulicher wäre, da noch die Heuchelei damit verbunden sein würde, sich selbst von Herzen demüthig zu nennen (Matth. XI. 29). Wollte man bei der Voraussetzung, daß Jesus ein bloßer Mensch gewesen sei, ihm jenen trügerischen Hochmuth nicht zuschreiben, so ließen sich

dann seine Aussagen nur noch aus einer schwärmerischen Einbildung erklären, welche eine völlige Verrücktheit wäre, aber noch von niemanden Jesu zugeschrieben wurde.

b) Anders, als die Juden, urtheilten die Apostel. Auch sie verstunden Jesum in dem Sinne, daß er sich Gott gleich mache, halten aber dieses für wahr, und lehren es daher auch selbst.

Johannes beginnt sein Evangelium mit der Lehre, daß der Logos, d. i. der Mensch gewordene Sohn Gottes, im Uranfange bei Gott und Gott selbst war. Durch ihn sei alles Entstandene geworden. Er sei die Quelle alles Lebens, auch des geistig erleuchteten im Menschen. Paulus beginnt den Brief an die Hebräer mit der Lehre, in den letzten Tagen habe Gott durch den Sohn zu den Menschen geredet, durch jenen Sohn, durch welchen er auch die Jahrhunderte gemacht, und welcher der Abglanz seiner Herrlichkeit und Abdruck seines Wesens sei, und selbst von allen Engeln angebetet werde. Hebr. I. 1 u. 6. In ihm wohnt die ganze Fülle der Gottheit leibhaftig. Col. II. 9.

So glaubten und lehrten die Apostel von Jesus; alle, die auf ihr Wort achteten, tauften sie, wie im Namen des Vaters, so auch im Namen des Sohnes; und alle diese, so weit die Kirche sich verbreitete, bekannten so offen ihren Glauben an die Gottheit Jesu, daß derselbe auch den Heiden wohl bekannt war, und heidnische Apologeten darüber spotteten. Ja als im 4. Jahrh. eine Lehre aufkommen wollte, die den Sohn dem Wesen nach als dem Vater nur etwas untergeordnet darstellte, wurde sie als eine neue Erfindung, welche der alten Ueberlieferung widerspreche, auf dem Concil zu Nicäa entschieden verworfen, und daselbst ausgesprochen, daß der Sohn mit dem Vater gleichwesentlich (ὁμοούσιος) sei.

Wer hat nun Recht: Die Juden, welche Jesum kreuzigten, oder die Apostel und ihre Nachfolger, welche den Gekreuzigten anbeten? Ein Drittes giebt es nicht.

§. 17.

Angemessenheit der Lehre von der göttlichen Würde Christi zu den Bedürfnissen und Interessen der Menschheit.

Diese Rede ist hart, und wer kann sie hören? Joh. VI. 61.

Als Jesus in Uebereinstimmung mit den angeführten Aussagen über sich selbst den Juden Joh. VI. sagte, daß er das Brod sei, welches vom Himmel herabgekommen ist, eine Seelenspeise zum ewigen Leben; da murrten Viele, fanden solche Speise ungenießbar und verließen ihn. Bis auf den heutigen Tag gehen Viele mit ihnen, weil sie die Lehre von der Menschwerdung Gottes für abgeschmackt, oder wenigstens für unnütz halten. Bevor wir also die Wahrheit der Aussagen Jesu über sich selbst prüfen, wollen wir sehen, ob an dieser Wahrheit etwas liege. Eine so unendlich große und einzige That vollführt Gott allerdings nicht für Geringes, und hätte sie wirklich für die Menschheit wenig Werth, so dürften wir wohl zum voraus mißtrauisch gegen sie sein. Wir behaupten nun aber, sie sei für die Menschheit von unendlichem Werthe, und befriedige ihre höchsten und dringendsten Bedürfnisse.

1. Ist Christus der ewige Gottessohn, so findet unsere Intelligenz bei ihm Wahrheit und Gewißheit. Dann haben wir nicht mehr Ursache zu wünschen, wie

es oft geschieht, es möchte ein Verstorbener wieder zurückkommen, und uns von Gott und dem Jenseits Kunde bringen. Wir haben mehr als einen solchen erhalten, nämlich einen solchen, dessen Wort das unmittelbare Ertönen der Wahrheit selbst ist, der nicht rathet und meint, sondern weiß, und nur das mittheilt, was er beim Vater gesehen. Durch die persönliche Erscheinung des Sohnes ist thatsächlich gewiß gemacht, daß ein persönlicher Gott existirt, der sich des Menschengeschlechts annimmt, und es mit unendlicher Liebe umfaßt. Denn was sollte Gott den Menschen vorenthalten wollen, wenn er seinen einzigen vielgeliebten Sohn ihnen giebt? Der hoch über alle Welten Erhabene hat sich uns genaht, und wir wissen nun, daß er nicht ferne von einem Jeden ist. Das Wort von Menschenwürde hat erst seinen wahren Sinn, wenn Gott selbst menschliche Natur angenommen hat; dann wissen wir auch, welche hohe Wichtigkeit das irdische Leben hat, weil es entscheidet über eine ganze Ewigkeit.

2. Ist Christus der ewige Gottessohn, so hat unser Wille an ihm eine sichere Richtschnur und Stütze.

Dann wissen wir, daß es einen hochwichtigen Unterschied giebt zwischen Gut und Bös, daß es einen heiligen unantastbaren Willen Gottes giebt, und die Sünde etwas so Schreckliches ist, daß die Befreiung von ihr das Opfer des Gottessohnes erforderte. Gesetzlose Willkühr und höhnender Uebermuth mögen eine Zeit lang triumphiren, allein dennoch lebt ein gerechter Richter, und nur Gerechtigkeit und Tugend hat vor ihm Bestand. Andererseits wissen wir aber auch, daß es für eine reumüthige Schuld eine Gnade und Verzeihung giebt, und so niemand über der Größe seiner Sünden verzweifeln muß. Wie diese Gnade Sache Gottes ist, so kann auch nur

er sie den Menschen anbieten, und nur wenn er dieses durch seinen Sohn gethan hat, können wir derselben gewiß sein.

3. Der Mensch gewordene Gottessohn ist der Trost der Welt auch in physischen Leiden.

Die Erdennoth, bestehend in Armuth, Krankheit, Mißkennung, Undank, Verfolgung ꝛc. liegt schwer auf den Menschen. Sie drückt die Besten nicht weniger als die Schlechtesten. Wohl postulirt daher die Vernunft einen jenseitigen Vergelter und Ausgleicher. Aber die Vernunft postulirt nur. Sie könnte eben so wohl postuliren, daß es hienieden nicht so sei. Wenn aber Gottes Sohn selbst alle diese Leiden im höchsten Maße auf sich nahm, und dennoch der Vielgeliebte des himmlischen Vaters blieb, und endlich triumphirend zu ihm zurückkehrte; dann erst wird das Kreuz jeder Art eine leichte Bürde, dann erst wird den Armen wahrhaft ein Evangelium gepredigt. Alle andere Weltbeglückung ist eitel Lug und Trug, wenn nicht der Glaube an den Gottmenschen das Kreuz auf sich nimmt und ihm es nachträgt. Gott fordert in physischer und moralischer Beziehung nichts vom Menschen, das er selbst nicht als Mensch geleistet hat; mit ihm ist daher auch alles möglich.

4. Ist Christus Gottes Sohn, so kann er auch halten was er versprochen hat und unsere Hoffnung ist nicht auf Sand gebaut. Das verheißene Gericht wird er selbst halten; in die Wohnungen des Vaters, die jenseits bereitet sind, wird er selbst einführen; das versprochene ewige Leben kann er selbst ertheilen. So ist Christus wahrhaft der Heiland der Welt, wenn seine Aussagen über seine höhere Herkunft wahr sind. Sind sie aber nicht wahr, so wird alles finster vor unseren Augen, und die Menschengeschichte ist ein zweckloses und

regelloses Chaos ohne Ziel und Ausgang. Die Vernunft findet daher seine Rede über seine höhere Herkunft nicht hart, wie die Juden, sondern hat das höchste Interesse, daß sie sich als wahr ausweise.

§. 18.

Uebermenschliche Intelligenz Christi.

Der Vater liebt den Sohn und zeigt ihm Alles. Joh. V. 20.

Sind die Aussagen Jesu über sich selbst nicht wahr, so gingen sie entweder aus trügerischem Hochmuthe oder geistesverwirrter Schwärmerei hervor, von welchen beiden man freilich sonst nicht die geringste Spur bei ihm findet. Im ersten Falle würde der Vater ihn nicht lieben, und in beiden Fällen ihm nicht alles zeigen. Er zeigte ihm aber wirklich alles, d. h. Christus beweist eine übermenschliche Intelligenz und zeigt sich als Propheten, der natürlich auch wissen mußte, wer er selbst sei, und woher gekommen.

1. Zunächst ist es wenigstens sehr auffallend, daß Jesus den noch nie gesehenen Nathanael genau kannte (Joh. I. 48—50) und die Lebensverhältnisse des sammaritischen Weibes so genau wußte, daß sie selbst ihn deswegen für einen Propheten hielt (Joh. IV. 6 ff.); daß er den Pharisäern, welche eine Ehebrecherin vor seinen Richterstuhl brachten, etwas auf den Boden schreiben *)

*) Es könnte dieses freilich auch nur ein Zeichen der Nichtachtung auf ihre Rede sein. Allein sie war denn doch der Beachtung wohl werth, und der Evangelist scheint die Handlung für bedeutsamer zu halten. Auch pflegt Christus den pharisäischen Versuchungen nicht nur so auszuweichen.

konnte, daß alle beschämt davon schlichen (Joh. VIII. 6 ff.). Wenn endlich Jesus nicht nur den Verrath des Judas bestimmt voraus weiß, sondern auch dem so treu ihm anhangenden Petrus, der wirklich bei der Gefangennehmung das Schwert für ihn zieht, doch bestimmt hatte voraussagen können, er werde ihn, bevor der Hahn krähe, dreimal verläugnen Matth. XXVI. 34, so wird wohl nicht an eine gewöhnliche Menschenkenntniß zu denken sein, wenn es heißt: „er wußte was im Menschen sei“ Joh. II. 25.

2. Doch mehr als solche Kryptognosien beweisen seine eigentlichen Prophezeiungen:

a) Ueber seine Person und sein Werk. Jesus sagt sein Leiden, Tod und Auferstehung voraus. „Des Menschen Sohn wird den Oberpriestern und Schriftgelehrten übergeben werden, und sie werden ihn zum Tode verurtheilen und den Heiden überliefern, daß er verspottet, angespieen, gegeißelt und gekreuzigt werde, und am dritten Tage wird er auferstehen.“ Matth. XX. 18 u. 19. Daß die Juden Jesum verfolgen und tödten werden, war auch nach natürlicher Berechnung zu vermuthen; allein die genau angegebenen Umstände konnte kein Mensch vorauswissen. Die an Stephanus verübte, und auch an Jesus schon versuchte Steinigung war an sich wahrscheinlicher, als die Kreuzigung. Die Geißelung war ganz zufällig und hatte sogar den Zweck, ihm das Leben zu retten.

Die Auferstehung namentlich, wie jedes wunderbare Werk der göttlichen Allmacht, konnte kein Mensch aus sich vorauswissen, und hätte sie Jesus nur aus den alttestamentlichen Weissagungen entnommen, ohne wirklich der Verheißene zu sein, so würde sie an ihm auch nicht in Erfüllung gegangen sein. Davon aber nachher. Was

sodann Jesus über die Folgen seines Todes und das Gelingen seines Werkes voraus sagte, hatte nach menschlicher Berechnung alle Gründe der Wahrscheinlichkeit gegen sich, und konnte nur durch eine fortdauernde wunderbare Besiegung aller Hindernisse in Erfüllung gehen. So wenn er sagt, daß seine Erhöhung am Kreuze die Kenntniß bewirken werde, daß er der Gottesgesandte sei (Joh. VIII. 28) und daß er erst dann alles an sich ziehen werde (Joh. XII. 32); wenn er das Gelingen seines Planes in der Parabel vom Senfkörnlein voraussagt (Matth. XIII. 31—33) und die Ausbreitung seiner Lehre auf der ganzen Erde und ihre Fortdauer bis ans Ende der Welt weiß (Matth. XXIV. 15). Die dieses aufzeichneten, hätten als Juden anderes erwartet und die Erfüllung erlebten sie nicht, daher läßt sich an eine Accommodation und eine Prophetie post factum nicht denken.

b) Prophezeiungen über die Hauptstadt und das Volk der Juden. Matth. XXIV. Luk. XIX. 43 und 44.

α. Matthäus hat die Weissagungen vom Weltende und der Zerstörung Jerusalems so zusammengestellt, daß sie etwas ineinander fließen, und man deutlich sieht, daß bei Abfassung dieses Evangeliums Jerusalem noch nicht zerstört war. Christus sagt aber diese Zerstörung bestimmt voraus und bemerkt namentlich vom Tempel (V. 2), daß von ihm kein Stein auf dem anderen gelassen werde. Bei Lukas, wo Jesus über Jerusalem weint, sagt er, daß Feinde die Stadt mit einem Walle umgeben, rings einschließen, sie und die Einwohner zu Boden schmettern, und keinen Stein auf dem anderen lassen werden. Eingedenk dieser Weissagung und der damit verbundenen Mahnung zur Flucht haben viele

Christen beim Herannahen der Ereignisse sich gerettet. Wie sie gekommen, und jedes Wort des Herrn in Erfüllung gegangen, kann man beim jüdischen Geschichtschreiber Josephus Flavius sehen, der im jüdischen Kriege zuerst Feldherr der Juden war, dann aber gefangen dem Titus als Dolmetsch diente. — Daß die Juden sich empören und unterliegen würden, war wohl auch nach menschlicher Berechnung zu vermuthen, die Zerstörung der Stadt aber ungewiß, und die des Tempels bei der bekannten Achtung der Römer vor fremdem Cult, und ihrem Bestreben, alle Gottheiten der Nationen sich geneigt zu machen, durchaus unwahrscheinlich. Sie erfolgte auch wirklich gegen Willen und Befehl des römischen Feldherrn Titus.

β. Die bei Luk. XXI. 24 vorausgesagte dauernde Zerstreuung der Juden unter alle Völker ist eine so eigenthümliche Erscheinung in der Geschichte, daß sie eine bloß menschliche Intelligenz unmöglich vorauswissen konnte. Die Juden wandern jetzt noch zerstreut in aller Welt von Land zu Land, ohne, wie es sonst geschieht, in den übrigen Völkern durch Vermischung sich zu verlieren, aber auch ohne eine Einheit zu bilden, und die auf den Tempel sich beziehenden Vorschriften ihrer Religion beobachten zu können. (Vergl. Röm. XI. 25 u. 26 und oben §. 22 des ersten Theils.)

§. 19.
Wunderthaten Christi.

> Wenn ihr mir nicht glauben wollet, so glaubet meinen Werken. Joh. X, 38.

Daß Christus mit dem Vater eines ist beweist er dadurch, daß er die Werke des Vaters thut. Nun aber

wirkt Gott so, daß sein Wort zugleich That ist, und alles geschieht, was er will, jedoch alles zum Wohle der Menschen. Gerade so wirkt auch Christus in Krankenheilungen, Todtenerweckungen und Naturelementen.

1. Er heilte alle Krankheiten und Gebrechen im Volke, sagt Matth. IV. 23.

Dieser allgemeine Satz läßt sich aus der Geschichte Jesu mit zahlreichen einzelnen Beispielen belegen. Zum Zeichen, daß er das Licht der Welt sei, und auch die geistigen Augen öffne, giebt er den körperlich Blinden das Gesicht; so dem blindgebornen Jüngling (Joh. IX. 1 — 31) dadurch, daß er seine Augen mit Teig von Speichel und auf dem Wege liegenden Erde bestreicht, und die zwei Blinden (bei Matth. IX. 27. XX. 30—34) nur dadurch, daß er ihre Augen berührt. Nach dem aus der Erfahrung wohl bekannten Kraftmaße der hier angewendeten physischen Mittel vermögen sie aus sich selbst, ohne die mitwirkende Allmacht Gottes, eine solche Wirkung nicht hervorzubringen. Eben so wenn Jesus einen Taubstummen (Mark. VII. 32—37) dadurch heilte, daß er die Finger in seine Ohren legte und mit Speichel seine Zunge berührte und sprach: Oeffne dich. Alle Taubstummeninstitute bis auf den heutigen Tag beweisen, daß durch bloße Menschen solche Uebel auf so leichte Weise nicht gehoben werden können.

Der Herr braucht aber gar oft gar keine physischen Mittel, sondern spricht nur seinen Willen aus. Ein bloß menschlicher Wille vermag aber unmittelbar in der äußeren Natur keine Veränderungen hervorzubringen. Nur ein Theil des menschlichen Körpers gehorcht ihm unmittelbar. Erfolgen also auf den bloßen Willensakt, der durch bloßes Wort kundgegeben wird, an der bewußtlosen Natur Veränderungen, so ist es ein thatsäch-

licher Beweis, daß es ein göttlicher Willensakt sei. Dieses ist bei Christus häufig der Fall. Vor den Augen einer großen Volksmenge, und selbst seiner Feinde, heilt er durch ein bloßes Wort einen Gichtkranken, und zwar zum Beweise daß er die Macht habe, Sünden zu vergeben (Luk. V. 17—26). Ebenso Aussätzige (Mark. I. 43. Luk. V. 13), ja sogar Abwesende, wie den Sohn des königlichen Beamten (Joh. IV. 50—53) und den Knecht des Hauptmanns in Kapernaum (Matth. VIII. 5—13).

2. Der Herr hatte gesagt: „Wie der Vater die Todten erweckt und lebendig macht, so macht auch der Sohn lebendig, welche er will“ Joh. V. 23. Er sagt es aber nicht nur, sondern zeigt es thatsächlich, indem auf sein Wort die Tochter des Jairus sich aufrichtet und umhergeht, der Jüngling zu Naim seiner weinenden Mutter zurückgegeben wird, und Lazarus aus dem Grabe hervorkommt (Mark. V. 22 f. Luk. VIII. 41 f. Matth. IX. 18 f. — Luk. VII. 11 f. — Joh. XI. 1 f.). Alle drei Erweckungen geschahen in Gegenwart einer großen Volksmenge, die wohl wußte, daß die Personen wirklich gestorben waren. Den größten Eindruck machte die Erweckung des Lazarus, der schon vier Tage im Grabe lag, und der Grund des Volksjubels beim Einzug Jesu in Jerusalem war. Christus hatte dabei die ausgesprochene Absicht, den Glauben seiner Jünger zu stärken und zu zeigen, daß er die Auferstehung und das Leben sei.

3. Nicht nur menschliche Körper, sondern auch die Elemente der Natur gehorchen dem Willen des Herrn. Zur Erweckung des Glaubens seiner Jünger wird das Wasser zu Wein, und dadurch der Beweis geleistet, daß Christus der Herr des Weines überhaupt sei, und ihn spenden könne, wie er will. Joh. II. 1—12. Der Herr gebot den Winden und dem Meere, und es ward zum

Erstaunen Aller eine große Stille (Matth. VIII. 24—27 parall.); und wenn er will, so reichen fünf Brode aus, um 5000 Menschen zu sättigen, welche den ganzen Tag nichts genossen haben (Joh. VI. 5—13 parall.). Nur wer bei der Schöpfung sprechen konnte: es werde Licht ꝛc., der konnte auch auf diese Weise Brod verschaffen und die Menschen nähren.

(Einwendungen gegen die Wunder und Widerlegung.)

§. 20.

Wunderbegebenheiten zur Beglaubigung Christi.

Eine Stimme vom Himmel sprach: Dieser ist mein geliebter Sohn, an dem ich mein Wohlgefallen habe. Matth. III. 1—9.

Den sollt ihr hören. Matth. XVII. 1—9.

Christus war nicht nur mächtig in Wort und That, sondern wurde auch ohne sein Zuthun von Gott beglaubigt. Dieses wäre offenbar nicht geschehen, wenn es eine Gotteslästerung gewesen wäre, da er sich Gott gleich machte. Eine solche beglaubigende Stimme vom Himmel hörte man bei seiner Taufe, bei seiner Verklärung auf Tabor, diesem Vorbilde der Verklärung bei der einstigen Auferstehung, und endlich in Anwesenheit von Hellenen. Joh. XII. 20 f.

Für die Rationalisten ist freilich jede Stimme vom Himmel ein Donnerwetter und ein Blitzstrahl in ihr System. Deswegen erklären sie auch das Taufwunder nur so, daß unter dem Oeffnen des Himmels ein Blitz, unter der Taube dessen Schnelligkeit, und unter der Stimme der Donner zu verstehen sei, welchen die Zuschauer dann zu Gunsten Jesu erklärten, und jene Worte

als ihr Schluß aus der äußeren Erscheinung zu nehmen seien. Allein die Stimme des Donners ist nicht so freundlich, daß sie sich in die Worte: „Du bist mein geliebter Sohn“ übersetzen läßt. Den Blitz mit einer Taube zu vergleichen, die übrigens Johannes auf dem Haupte Jesu ruhen sah, und daran ihn als den Verheißenen erkannte, ist noch niemanden in Sinn gekommen. Endlich hätten sich gewiß nicht alle Evangelisten die Mühe gegeben, zu erzählen, daß es bei der Taufe Jesu geblitzt und gedonnert habe. Doch die entscheidende Beglaubigung ist endlich die Auferstehung und Himmelfahrt Christi.

§. 21.

Auferstehung Christi.

Nun aber ist Christus von den Todten auferstanden. Der Erstling der Entschlafenen. I. Cor. XV. 20.

Es kommt hier auf zwei Punkte an, nämlich ob Christus wirklich am Kreuze gestorben sei, und ob er dann nach drei Tagen wieder gelebt habe. Ist dieses der Fall, so hat er sein großes Wort: „Ich habe Macht das Leben hinzugeben und es wieder zu nehmen“ (Joh. X. 18) nicht nur ausgesprochen, sondern thatsächlich bewiesen.

1) Um zu erkennen, daß Jesus wirklich am Kreuze gestorben sei, braucht man ihn nur auf seinem Todesgange zu begleiten. Der Herr hatte unter den heftigsten Gemüthsbewegungen, dergleichen schon oft unmittelbar tödtlich waren, eine fürchterliche schlaflose Nacht zugebracht, war von Annas zu Kaiphas und von diesem zu

Pilatus unter Mißhandlung geschleppt worden. Von dem in der Mitte der Stadt wohnenden Pilatus bis zum Palaste des Herodes am Sion war es, Berg auf und ab, ein anstrengender Gang. Sodann denke man an die Dornenkrone und die Geißelung, deren Werkzeug aus mehreren ledernen Riemen bestund, welche an einer Handhabe befestigt, und an deren Enden kleine Stücke Blei oder Eisen angebracht waren, daher man bei den Römern diese Geißel lora horrida oder horribile flagellum nannte. Daß diese qualvolle quæstio per tormenta furchtbar gewesen sein muß, geht auch daraus hervor, daß Pilatus damit die Rachsucht der Juden abkühlen wollte, und der Meinung war, ihr Mitleid erregen zu können, indem er den Gegeißelten ihnen mit den Worten vorstellte: „Seht welch ein Mensch.“ Natürlich war Jesus durch alles dieses schon so ermattet, daß er auf dem eine halbe Stunde langen Wege zur Hinrichtung das Kreuz nicht zu tragen vermochte, weswegen die trägen römischen Prätorianer den vom Felde kommenden Simon von Cirene zwangen, es auf sich zu nehmen. Nach solchem Blutverlurste und solcher Ermattung wurde er ans Kreuz nicht etwa bloß gebunden, sondern genagelt, denn Thomas wollte und konnte ja nach der Auferstehung seine Finger in die Nägelmale legen. Dieses geschah nach Mark. XV. 25 um die dritte Stunde und nach allen drei ersten Evangelisten starb er um die neunte, und hing also mit vier geöffneten Blutausgängen gegen sechs Stunden am Kreuze. — Nach Johannes XIX. 14 wäre zwar Christus erst um die sechste Stunde von Pilatus verurtheilt worden und hätte somit bis zur neunten kaum 2½ am Kreuze hangen können. Indem aber Johannes von der Gerichtsstunde des römischen Landpflegers redet, und hauptsächlich für römische Unter-

thanen in Kleinasien schreibt, und zwar zur Zeit, da er sich selbst in Ephesus aufhielt, befolgt er wahrscheinlich nicht die jüdische, sondern die römische Zeitrechnung, nach welcher von Mitternacht an gerechnet wurde, während die jüdische mit Morgens sechs Uhr zu zählen anfing. Wenn nun bei all diesen Umständen und Vorgängen die drei ersten Evangelisten ausdrücklich melden, daß Jesus den Geist aufgegeben habe (*αφηκε το πνευμα, εξεπνευσεν, παρεδωκε το πνευμα*); und wenn Johannes XIX. 33, der unter dem Kreuze stund, sagt, daß die Soldaten ihn schon todt angetroffen haben (*ηδη τεθνηκοτα*), so sollte man doch meinen, daß die historische Thatsache seines Todes hinlänglich bezeugt sei.

Es kommt aber hiebei, wenn noch ein Beweis nöthig wäre, auch der Lanzenstich in Betracht. Die Soldaten, welche nach gewohnter Sitte hinzukamen, um den Gekreuzigten die Schenkel zu brechen, damit die Leiden der Kreuzesstrafe nicht bei zu früher Abnahme, die vor Sonnenuntergang erfolgen mußte, zu früh enden, und um allenfalls noch Lebende vollends zu tödten, fanden den Herrn schon todt, und hielten also das Beinbrechen nicht für nöthig. Wohl aber mußten sie des Todes ganz gewiß sein, bevor ein Hingerichteter durfte begraben werden. Zu diesem Zwecke gab der Kriegsmann dem Herrn den Lanzenstich in die Seite, und nicht deswegen, um zu sehen, ob er noch lebe und in diesem Falle ihn leben zu lassen. Aus diesem Zwecke erklärt sich, warum der von unten nach oben gehende, und also wohl unter den Rippen eindringende Stich auf das Herz gerichtet war, und das Herausfließen von Wasser deutet nach Bemerkungen von Aerzten an, daß der Herzbeutel (pericardium), in welchem sich bei der Lage des Gekreuzigten leicht solches sammelte, getroffen und der Stich tödtlich

war. Die Lanze muß auch wirklich tief eingedrungen sein, indem Thomas die Hand in die Wunde hineinlegen konnte, dagegen in die Nägelmale nur den Finger, welches beweist, daß die Lanze bis zu ihrer Breite in den Leib gestoßen war. Endlich muß man bedenken, daß Jesus, der um die neunte Stunde, d. h. Nachmittags drei Uhr, starb, nicht auch schon um diese Zeit den Lanzenstich erhielt und vom Kreuze herabgenommen wurde, indem dieses nur vor Sonnenuntergang zu geschehen hatte. Auch wurde er nicht von Feinden, sondern von Freunden in Tücher gewickelt und begraben, die dieses gewiß nicht gethan haben, ohne seines Todes ganz sicher zu sein. Wie sollten nach allem dem wir noch daran zweifeln! Wenn Christus nicht am Kreuze gestorben wäre, und nur deswegen später wieder gelebt hätte, so würde er wenigstens nach drei Tagen nicht vermocht haben, mit seinem verwundeten Leibe und durchstochenen Füßen einen Weg nach dem drei Stunden (1½ Meilen = 60 Stadien) von Jerusalem entlegenen Emaus zu machen, und zwar ohne daß die Jünger, die ihn begleiteten, ihm irgend etwas angemerkt hätten. Es ist dieses nur denkbar, wenn er das Leben gegeben, aber wieder genommen hat; wenn er mit gestorbenem Leibe ins Grab gelegt, aber mit unsterblichem wieder auferstanden war.

2. Daß er aber wirklich nach drei Tagen wieder lebte, ist eine eben so gewisse Thatsache, von allen Evangelisten erzählt, von den Aposteln geglaubt, der Welt sofort verkündet und als Fundament des ganzen christlichen Glaubens erklärt. Im Einzelnen kommt hier folgendes in Betracht.

a) Beim Tode Jesu waren die Jünger eingeschüchtert und niedergeschlagen. Alle ihre Hoffnungen schienen vereitelt, und sie wären es in der That auch gewesen, wenn

der Tod das Ende von allem gewesen wäre, was sie vom Herrn erfuhren. Dann hätten seine Wunder, seine Reden und sein ganzes Leben für sie und uns alle höhere Bedeutung verloren gehabt. Daß sich aber die Jünger bald nachher als Männer voll des heiligen Geistes und voll unerschütterlichen Eifers für die Sache Christi zeigten, läßt sich nur durch die erfahrene Thatsache der Auferstehung begreifen. Sie waren dabei keineswegs etwa leichtgläubig, denn als die Thatsache der Auferstehung Jesu wiederholt berichtet wurde, wollten die Jünger sie nicht glauben, bis jeder persönlich ihn wieder gesehen und mit ihm gesprochen hatte. Namentlich hat Thomas lange gezweifelt, aber eben dadurch uns jeden Grund dazu genommen. Nachher glaubten sie wirklich daran, aber nicht bloß Einer, sondern Alle, nicht nur auf eine einmalige, sondern wiederholte Erscheinung Jesu während einer Zeit von vierzig Tagen. Hätten die Jünger bloß Visionen einer erhitzten Phantasie gehabt, wie Strauß vermuthet, so wäre eine solche Uebereinstimmung und besonders das Benehmen des Thomas völlig unbegreiflich.

b) Auch ist klar, daß die Jünger einen Betrug spielen weder wollten noch konnten. Niemand betrügt, außer um irdischer Interessen willen. Die Jünger hatten aber von ihrer Verkündung dieser Thatsache und des ganzen Evangeliums hienieden nichts als Verfolgung, Schmach und Tod zu hoffen, und doch konnte alles dieses sie in ihrem Berufe nicht mehr wankend machen. Sie hätten aber auch nicht betrügen können. Da die Thatsache nur wenige Tage vor dem Antritt ihres öffentlichen Lehramtes sich zugetragen hatte, und sie dieses gerade mit der Berufung auf dieselbe antraten, und zwar in derjenigen Stadt, in welcher sie vorgefallen war; so wäre es leicht gewesen sie zu widerlegen. Diejenigen welche

Jesum getödtet hatten, und aus Sorge, es möchte ein Gerede von seiner Auferstehung aufkommen, nicht nur das Grab mit einem schweren Steine verschließen, sondern mit Soldaten bewachen ließen, hätten eine solche Widerlegung gewiß nicht unterlassen. Allein nirgends findet sich eine Spur, daß es geschehen sei. Das Gerede, daß die Jünger Jesu bei der Nacht, während die Wächter schliefen, den Leichnam gestohlen hätten, mußten zwar die Wächter, bestochen von den jüdischen Vorstehern, anfangs ausstreuen, allein die Vorsteher der Juden selbst machten den Aposteln nie einen solchen Vorwurf, sondern gebrauchten nur ihr Machtwort gegen sie. Die Aussagen von schlafenden Zeugen sind ohnehin ungültig. Ja wenn die Wächter wirklich geschlafen hätten, so hätten sie eine solche bei Todesstrafe verbotene Pflichtverletzung nicht gestehen dürfen. Wenn sie es dennoch gethan haben, ohne eine Strafe zu fürchten und zu erhalten, so haben sie es offenbar im höheren Auftrage gethan, damit nicht etwa ihr Zeugniß das der Jünger noch unterstütze.

c) Hier sehen wir auch, was geschehen wäre, wenn Jesus nach der Auferstehung nicht nur seinen Jüngern, sondern auch seinen Feinden erschienen wäre. Es ist wohl anzunehmen, daß Jesus seine Mörder nicht einer Erscheinung würdigte, allein wäre es auch geschehen, so hätten sie es möglichst geheim gehalten, oder wären Jünger desselben geworden. In keinem Falle ist es möglich, daß wir auch von Feinden Jesu Zeugnisse für seine Auferstehung haben könnten.

d) Von solchen aber, die der Gnade seiner Erscheinung würdig waren, aber dann auch sofort sich bekehrten, haben wir allerdings noch höchst wichtige Zeugnisse. Namentlich ist der Apostel Paulus auch in dieser Beziehung, wie überhaupt, eine unumstößliche Säule des Christen-

thums. Dieser eifrige Pharisäer, der mit Freuden der Steinigung des Stephanus beiwohnte, und nachher der wüthendste Feind und Verfolger der Christen war, trat plötzlich als Verkünder des Evangeliums auf, und statt die Christen in Damaskus nach seiner Vollmacht gefangen zu nehmen, „predigte er in den Synagogen Jesum, daß er der Sohn Gottes sei.“ Apg. IX. 20. Eine solche Umwandlung ist nur durch eine Thatsache begreiflich, die dem Paulus die Gewißheit gab, daß Jesus noch lebe und wirke, durch die Thatsache seiner Erscheinung, wie sie Lukas, der mehrjährige Begleiter des Apostels, in der Apostelgeschichte erzählt. Wenn nun dieser gebildete und für die Wahrheit eifrige Mann von nun an als ein keine Mühe und Leiden scheuender Apostel auftritt, den nichts mehr von der Liebe Jesu trennen konnte, so wird er gewiß diesen Jesus, auf den er hoffte und das Heil der Menschheit gründete, genau kennen gelernt haben. Wenn nun dieser Apostel im I. Cor. XV. die ganze Wahrheit des Christenthums auf das Faktum der Auferstehung gründet und bemerkt, daß von den 500 Personen, die Jesum nach der Auferstehung gesehen, noch Viele leben (V. 3—8), so wäre es doch ganz unvernünftig, anzunehmen, daß Paulus sich von der Wahrheit eines solchen Faktums nicht genau unterrichtet, sondern nur etwa auf unzuverlässige Sagen gebaut habe. Wer allem diesem nicht glaubt, der will nicht glauben, und hiezu einen Menschen zwingen kann und will Gott selbst nicht, weil er sonst nicht nur die Freiheit desselben, sondern auch den moralischen Werth des Glaubens aufheben müßte.

§. 22.

Himmelfahrt Christi.

Der Herr Jesus wurde in den Himmel aufgenommen und sitzet zur Rechten Gottes. Mark. XVI. 19.

1. Die Himmelfahrt Christi steht in einem inneren und natürlichen Zusammenhange mit allem, was wir von seiner Person und dem Zwecke seiner Sendung wissen. Der wunderbar vom Himmel Herabgekommene mußte auch wunderbar in denselben zurückkehren. Der auferstandene Ueberwinder des Todes konnte nicht in Verwesung übergehen müssen, und so ist die Himmelfahrt eine ganz natürliche Folge und Vollendung der Auferstehung, nach welcher nur noch ein wunderbares Verlassen dieser Welt sich erwarten und denken läßt. Sie geschah, wie Markus und Lukas (XXIV. 51. Apg. I. 10 u. 11) melden, in Gegenwart aller Apostel. Daß Matthäus und Johannes die Thatsache nicht erzählen, hat nicht darin seinen Grund, daß sie dieselbe nicht kannten, indem namentlich Johannes die Voraussagung derselben erwähnt (Joh. XX. 17. VI. 63), und gewöhnlich das übergeht, welches andere schon berichtet haben, wie z. B. das Abendmahl, wo er dafür die Fußwaschung erzählt, und zwar mit der Bemerkung, daß sie nach gehaltenem Abendmahle stattgefunden habe.

2. Wer freilich mit den Rationalisten Christum nicht auferstehen läßt, läßt ihn natürlich und consequent auch nicht wunderbar gen Himmel fahren, sondern nur in einem Nebel auf dem Berge verschwinden, ohne daß dann jemand noch Weiteres von ihm erfahren hätte. Lukas erzählt aber, die Jünger hätten ihm nachgeschaut, wie er gen Himmel fuhr, und da sie ihm noch nach-

schauten (auf den Berg wären sie ihm wohl nachgegangen), hätten zwei Männer in weißen Kleidern (Engel) ihnen erklärt: Dieser Jesus, dem sie nachschauten, sei in den Himmel aufgenommen worden. Diese Augenzeugen werden wohl besser wissen, wohin er gegangen sei, als Paulus in Heidelberg. Und wenn der Mythiker Strauß meint, daß der Himmel nicht gerade in der Richtung liege, in welcher der Herr sich bewegt haben soll, so würde derselbe, wenn Jesus im Gegentheil in die Erde versunken wäre, nicht nur eine thörichte, sondern eine frevelhafte Bemerkung gemacht haben. Immerhin ist der Himmel außerirdisch und überirdisch, und Christus wird den Weg zum Vater wohl gefunden haben.

§. 23.

Fortdauerndes Wirken Jesu vom Himmel herab.

Ich will euch nicht als Waisen zurücklassen; ich will zu euch kommen. Joh. XIV. 18.

1. Daß Jesus auferstanden und gen Himmel gefahren sei, bezeugt er den Aposteln fortwährend durch seine Wirksamkeit vom Himmel herab. Hätte er während seines Lebens auch täuschen, und seinen prahlenden Reden einigen Glauben verschaffen können, so hätte doch sein Hingang allem ein Ende gemacht, und vom Himmel herab fortwährend zu wirken wäre ihm unmöglich gewesen, wenn er nicht der gewesen wäre, für welchen er sich ausgab. Hätten die Jünger sich auch täuschen können über das, was sie an Jesus wahrnahmen, so konnten sie sich doch nicht über dasjenige täuschen, was sie selbst thaten im Namen und in Kraft Jesu. Jesus hatte (Mark. XVI. 17 u. 18) vorausgesagt, daß diejenigen, welche an ihn glauben, in seinem Namen Teufel

austreiben, mit neuen Sprachen reden, ohne Schaden zu nehmen Schlangen aufheben und Tödtliches trinken, durch Handauflegung Kranke heilen werden. Ob dieses die Rede eines eitlen Prahlers, oder aber eines solchen sei, für welchen Christus sich ausgab, konnten nun die Jünger thatsächlich an sich selbst erfahren.

Nun aber befahl Paulus einem Dämon, und in derselben Stunde fuhr er aus Apg. XVI. 18, die Jünger redeten wirklich in fremden Sprachen schon am ersten Pfingstfeste II. 4, und das Gleiche thaten auch Andere, welche durch Handauflegung den hl. Geist empfangen hatten. X. 46. Einem vom Mutterleibe an lahmen Bettler befiehlt Petrus: „im Namen Jesu Christi: stehe auf und gehe“, und plötzlich stand er auf und wandelte und lobte Gott in dem Tempel. Die jüdischen Vorsteher, die diesen sahen, und den Petrus darüber zur Rede stellten, waren in der größten Verlegenheit, berathschlagten sich unter einander und sprachen: „Was sollen wir mit diesen Menschen machen? Denn es ist doch ein offenbares Wunderzeichen durch sie geschehen. Allen, die zu Jerusalem wohnen, ist es bekannt, und wir können es nicht läugnen.“ Apg. IV. 14—16. Paulus schleudert eine giftige Natter, welche sich an seine Hand hing, so daß die Anwesenden den nun sicher erwarteten Tod als Strafe Gottes erklärten, ohne Schaden zu nehmen ins Feuer, und legt einem an der Ruhr schwer Darniederliegenden, und nachher noch vielen anderen Kranken die Hände auf und heilte sie. Apg. XXVIII. 3—9. Was sich so als wahr und wirklich bei den Jüngern selbst wiederholte, mußten sie auch als wahr und wirklich bei ihrem Herrn erkennen.

2. So gehen denn die Apostel und Jünger, diese geringen, armen und ungelehrten Männer, in die Welt

aus, und es wirkt in ihnen eine mächtige Gotteskraft, ihrem Wort und Zeugniß göttliches Ansehen verleihend. Das ist der hl. Geist, den der Herr vor seinem Hingange verheißen, und den er nach seinem Hingange vom Vater herab gesandt hat. Solcher Fortgang des Werkes Christi fordert und verbürgt auch einen entsprechenden Anfang.

Niemand wird läugnen daß es eine christliche Kirche in der Welt gebe, zu der sich bereits alle gebildeten Völker bekennen. Eben so unbestreitbar und unbestritten ist es, daß sie ihren Stammbaum nachweisbar auf Gemeinden zurückführt, welche von den Aposteln gegründet wurden, und zwar durch kein anderes menschliches Mittel, als das auf Ueberzeugung berechnete Wort, welches mitten in einer verkehrten Welt Buße, Selbstverläugnung, Feindesliebe und die Bereitwilligkeit verlangt, Schmach und Verfolgung um Christi willen geduldig zu ertragen. Wie war es ihnen möglich, auf solche Weise Schaaren von Bekennern Christi zu sammeln und im gemeinschaftlichen Glauben zusammenzuhalten, wenn sie das belehrende Wort nicht mit Thaten begleiteten, welche dasselbe beglaubigten? wenn sie namentlich nicht den hl. Geist auf eine Weise mittheilten, daß seine Kraft in wunderbaren Erscheinungen sich kund gab? Ein bloßer verachteter und als Missethäter hingerichteter Jude wäre den Juden, die vom Messias so Hohes hofften, ein Aergerniß, und den gelehrten und ungelehrten Heiden eine Thorheit geblieben. Glauben und Anbetung konnte er nur finden, wenn er auch nach dem Tode vom Himmel herab augenscheinlich und thatsächlich sich wirksam erwies. *)

*) Daß ohne Wunder sich zu Christi Lehren die Welt bekehrt, dieß Wunder schon bezeugt die Wahrheit sicherer, als wenn's hundert wären. (Dante.)

Aus allem Bisherigen geht nun der Schluß hervor: Jesus von Nazareth hat den Tod nicht verdient, den die Juden über ihn verhängten; vielmehr ist er derjenige für welchen er sich ausgab, und ist daher auch nicht im Tode geblieben, sondern lebt mächtig fort, und wird mit Recht angebetet als derjenige, in welchem allein Heil und Seligkeit zu finden ist.

§. 24.

Unglaube.

Wer nicht glaubt, wird verdammt werden. Mark. XVI. 16.

1. Wer nicht glauben kann, weil ihm Christus nicht verkündet wurde, hat diesfalls keine Schuld, und befindet sich noch im gleichen Zustande, wie die vorchristliche Welt überhaupt. Anders verhaltet es sich mit denjenigen, denen Christus verkündet wurde. Auch diese können und sollen nicht zum Glauben gezwungen werden. Bei solchen ist aber nicht der Mangel an objektiv zureichenden Gründen Ursache des Unglaubens, sondern diese Ursache ist eine subjektive, welche an der objektiven Wahrheit nichts ändert, wohl aber an dem religiös-sittlichen Werthe des Individuums seinem Herrn und Gott gegenüber. Die hauptsächlichsten Ursachen des Unglaubens auch in der christlichen Gesellschaft sind folgende:

a) Unkenntniß der Gründe, welche für die große Wahrheit sprechen.

Man läugnet, weil es Andere thun, weil es sogenannte Gebildete und Vornehme thun, und dieses Fortschritt, Befreiung von Wahngedanken nennen. Also Flachheit des Geistes, Unkenntniß der hohen Lebensinteressen, die auf dem Spiele stehen, Leichtsinn, Eitel-

keit und Nachbeterei führen Viele zum Unglauben. Solche kümmern sich nicht um die Gründe des Glaubens an den Sohn Gottes, ergeben sich aber einem blinden Glauben an die hohlen Phrasen menschlichen Hochmuthes.

b) Eigene Sündhaftigkeit. Wohl hat man auch da gewöhnlich die Gründe für die Wahrheit entweder nie gehört oder nicht ernstlich erwogen, aber außer dem liegt die Ursache des Unglaubens noch tiefer, in der Sünde, in der verkehrten Gemüths- und Willensrichtung. Es ist dieses bei denjenigen der Fall, welche in der Beflecktheit und Unruhe der Seele wünschen, der Religion, und damit ihrer Hemmungen und Bedrohungen entledigt zu sein. Solche „fühlen sich daher von einem Sohne Gottes, der Mensch geworden ist, und bei den Seinen bleibt bis er als Richter kommt, beengt. Er ist ihnen zu leibhaftig, zu nahe, und schreckhaft. Sie wollen einen Gott, der fern, nie gesehen, ja ungewiß ist, oder wenigstens über unsere Menschlichkeit hinweg sieht, und nicht um das Individuum sich bekümmert." *)

Möchte nur jeder Ungläubige den Grund seines Unglaubens wohl erkennen und würdigen! Es wäre dieses der erste Schritt zum Glauben, und damit zur Ruhe und Freude des Geistes. Die Sonne steht leuchtend und wärmend am Himmel, ob wir die Augen schließen und in eine Höhle uns verkriechen, oder nicht. Wenn Christus der fortlebende Sohn des lebendigen Gottes ist, so ist er es eben, und der Unglaube ändert daran nichts. Mag er den Juden ein Aergerniß und den Heiden eine Thorheit sein, so ist und bleibt er doch göttliche Kraft für alle, welche an ihn glauben. Wer die Lehre von ihm läugnet, dürfte kaum sie je wahrhaft begriffen, und

---

*) Hirscher, Erörterungen S. 69.

in ihren Gründen mit einem reinen und willigen Herzen erwogen haben.

2. Die Kritik eines Strauß hat dem großen Werke des Christenthums das historische Fundament wegnehmen und die Meinung geltend machen wollen, dasselbe sei aus mythischen Luftgebilden hervorgewachsen. Das wäre wohl das größte Wunder, das sich denken läßt, wenn mitten in einer historischen Zeit, welche bereits die Früchte der hohen griechischen und römischen Bildung genoß, ein unhistorisches schneeballartig anwachsendes Gerede von einem gekreuzigten Juden sich auf die Weise Bahn brechen und die Welt zu überwinden vermöchte, wie das Christenthum gethan hat. Zum Glücke schwebt aber eine bald zweitausend jährige Eiche nicht in der Luft und stürzt zusammen, wenn eine Maus an ihren Wurzeln nagt, und so haben auch alle solche kritischen Phantasiespiele nur bewirkt, daß die apologetische Litteratur des Christenthums einen ungemein reichen Zuwachs erhielt, und die wissenschaftliche Vertheidigung eine früher noch nicht dagewesene Vollendung erreichte. Es wurde dabei natürlich die Glaubwürdigkeit der evangelischen Zeugen, die Aechtheit und Unverfälschtheit der neutestamentlichen Schriften aufs neue untersucht, und mit einer Gründlichkeit dargethan, daß nur diejenigen, welche solche Untersuchungen nicht kennen und doch absprechen wollen, einem blinden Unglauben sich ergeben können. Diese Untersuchungen können hier nicht angestellt werden.

Anmerkung. Wer solcher Untersuchungen zu seiner Beruhigung bedarf, muß die wissenschaftliche Theologie studiren, welches aus gedruckten Werken geschehen kann, ohne daß man theologische Schulen besucht, oder geistlich wird. Kurz Zusammengefaßtes findet man in meiner Apologetik §. 57 u. 58 und den dort zitirten Werken. Für Nichttheologen berechnet und dem

gleichen Zwecke, wie diese Vorträge dienend, ist die Schrift: „Die religiöse Wahrheit vor dem Richterstuhle der Vernunft", von dem Franzosen Eduard Barthe. Uebersetzt erschienen in Freiburg 1853. Ueber die historische Wahrheit vergl. Kap. 4 desselben Werkes.

V. Kapitel.

Das Werk Christi.

§. 25.

Kurze Uebersicht desselben.

Christus ist uns geworden zur Weisheit, Gerechtigkeit und Heiligung. I. Cor. I. 30.

Ist Christus der Mensch gewordene Sohn Gottes im dargestellten Sinne, so ist er ohne Zweifel hienieden nur erschienen, um ein großes Werk zu vollführen. Dieses Werk ist das der Erlösung der Menschheit, und seine wesentlichen Bestandtheile ergeben sich aus der Betrachtung des Zustandes, aus welchem die Menschheit erlöst werden, und dessen, in welchen sie versetzt werden sollte. Das Uebel, welches auf der Menschheit lastete, war Irrthum und Sünde. Davon sollte sie nicht nur befreit, sondern in den positiven Zustand der Heiligung versetzt werden. Daraus ergeben sich die drei wesentlichen Bestandtheile des Werkes Christi:

1. Er ist der Lehrer der Wahrheit, und zwar in dreifacher Beziehung. Er mußte die Menschheit zunächst zur Selbsterkenntniß, zur Erkenntniß der eigenen Sündhaftigkeit bringen. Denn nur derjenige läßt sich heilen, der seine Krankheit erkennt, und nur der denkt an Besserung, welcher weiß, daß er nicht gut ist.

Um aber zweitens die Menschheit wirklich zur Besserung zu bringen, mußte ihr Muth und moralische Beruhigung gegeben werden. Sie mußte belehrt und versichert werden, daß ihr neue göttliche Kräfte nicht mangeln werden.

Da endlich drittens die Menschheit nicht nur in den Zustand moralischer Indifferenz zurückversetzt werden, sondern in positiver Heiligung fortschreiten sollte, so mußte der Erlöser mit einer neuen positiven Offenbarung auftreten, welche der Menschheit ihr Verhältniß zu Gott, ihre Bestimmung, und die Mittel, sie zu erreichen, umständlicher und zuverlässiger aufdeckte, als es früher geschehen war.

Die Wahrheit, welche Christus auf diese Weise in die Welt brachte, eignet sich der einzelne Mensch an durch den Glauben. Damit wird wohl die Intelligenz erleuchtet, aber dem Menschen noch nicht wirklich geholfen.

2. Christus ist der Entsündiger der Menschen. Das zweite Uebel, das auf der Menschheit lastete, war die Sünde und ihre Folgen. Jene mußte getilgt, und diese durch Vergebung der Schuld aufgehoben werden. Sündentilgung und Sündenvergebung bilden den Begriff der Entsündigung. Der einzelne Mensch wird derselben theilhaftig durch die *μετανοια* oder Bekehrung.

3. Endlich ist Christus der Heilig- und Seligmacher. Der Mensch sollte nämlich eine positive Richtung zum Guten nehmen, und in den Zustand der Heiligung als Bedingung der Seligkeit versetzt werden. Dazu bedurfte er nicht nur der oben erwähnten Belehrung hierüber, sondern auch neuer Hilfsmittel, oder Heiligungsmittel, die ihm Christus gewährte. Durch Gebrauch derselben, und in Folge dessen durch liebethätigen Gehorsam gegen den erkannten göttlichen Willen erhaltet auch diesfalls der einzelne Mensch Theil am Werke Christi.

Durch dieses dreifache Amt ist Christus für die Menschheit dasjenige geworden, was das alte Testament vom Messias erwartete, wenn es ihn einen Propheten, Hohenpriester und König nannte. (Die nähere Darlegung, daß und wie er dieses geworden sei, müssen wir in der Form des Unterrichts hier voraussetzen, und in der Form der Wissenschaft der Theologie überlassen. So weit dieser Gegenstand in diese Religionsvorträge gehört, kommt er bei Betrachtung des Römerbriefes weitläufiger zur Sprache).

VI. Kapitel.

Fortdauer des wahren Christenthums.

§. 26.

Inspiration der Apostel.

Wenn der Geist der Wahrheit kommt, so wird er euch in alle Wahrheit leiten. Joh. XVI. 13. (Vergl. vorjähr. Vorträge §. 3.)

Aus dem Früheren haben wir den Stifter unserer hl. Religion als einen solchen Gottesgesandten kennen gelernt, in welchem die ganze Fülle der Gottheit wohnte. Allein soll uns damit geholfen sein, so müssen wir auch die Ueberzeugung haben können, daß alles, was er zum Heile der Menschheit hienieden gelehrt und gethan hat, im Munde der Apostel seine göttliche Auktorität nicht verloren habe. Dieses ist dann der Fall, wenn die Apostel bei Verkündung des Evangeliums so von Gott inspirirt waren, daß sie nichts Wesentliches vergaßen und nichts Falsches hinzufügten.

1. Die Inspiration der Apostel in diesem Sinne ist eine Forderung der Vernunft.

Wenn wir auch nichts anderes wüßten, als daß der Sohn Gottes Mensch geworden und gekreuzigt worden sei, so müßten wir doch annehmen, daß die unendliche Liebe Gottes mit solcher That einen hohen Zweck erreichen und eine ungeheure Wirkung hervorbringen wollte. Allein dieser Zweck war beim Tode Jesu noch nicht erreicht, in der Welt war noch wenig ausgerichtet. Ja es war ein ungeheurer Frevel, wie er noch nie hätte vorkommen können, in der Welt verübt und ihre Sündenlast vermehrt. Die wenigen Anhänger Christi waren wankend geworden und seine Feinde triumphirten. Die Weisheit und Allmacht Gottes konnte nicht zugeben, daß der Zweck seiner Liebe so vereitelt werde, sondern mußte sich fortwährend in einem zur Verwirklichung desselben zureichenden Maße bethätigen. Nur dieses wird behauptet, wenn man sagt, die Apostel seien inspirirt gewesen, d. h. es sei ihnen jener göttliche Beistand zu Theil geworden, den sie nöthig hatten, um die von Christus erhaltenen Aufträge zu vollziehen. Dadurch wurde natürlich ihre Freiheit und menschliche Eigenthümlichkeit nicht zerstört, sondern ihr Wort enthaltet göttliche Wahrheit in menschlicher Form, ist ein gottmenschliches Wort, wie Christus Gottmensch war.

2. Einen solchen Beistand hat Christus seinen Aposteln verheißen und gegeben. Kurz vor seinem Tode versprach nämlich Christus seinen Jüngern einen höhern Beistand, den Geist der Wahrheit, den der Vater in seinem Namen senden, und der sie Alles lehren und an Alles erinnern werde, was er ihnen gesagt habe Joh. XIV., d. h. er werde zwar nicht eine neue Offenbarung mittheilen, wohl aber den Sinn der Worte Jesu und die Bedeutung seiner Thaten vollkommen aufschließen und in ihr Verständniß einführen. Daß dieser Beistand ihnen zu Theil

geworden, zeigte sich in den oben schon angeführten wunderbaren Erscheinungen und Wirkungen desselben.

3. In Ausübung des übertragenen Amtes machten sich die Apostel als Stellvertreter Christi geltend, und zwar mit jener Auktorität, die jedem Anderen zur Pflicht macht sie zu hören und ihnen zu gehorchen in Religionssachen.

Sie erkennen, daß sie nicht von Menschen, sondern von Gott selbst gesendet seien und würden selbst einem Engel vom Himmel nicht erlauben, ein anderes Evangelium zu verkünden. Gal. I. 1 u. 8. Wie nun Christus ein Lehrer, Hohenpriester und König war, so hat er auch seinen Stellvertretern das Lehramt, Priesteramt und Vorsteheramt übergeben, welche drei Aemter denn auch die Apostel durch mündliche und schriftliche Lehrverkündung, durch Verwaltung der Sacramente und manigfache Anordnungen und richterliche Entscheidungen ausgeübt haben.

§. 27.

Fortdauer des Apostolats und einer kirchlichen Auktorität.

Gehet hin, lehret alle Völker — ich bin bei euch alle Tage bis an's Ende der Welt. Matth. XXVIII. 19 u. 20.

1. Zur Befestigung des Christenthums in der Welt war es nothwendig, daß seine Bekenner sich zu einer kirchlichen Gemeinschaft vereinigten. Wohl haben die Apostel da und dort einzelne Gemeinden gestiftet, allein da allen das gleiche Evangelium verkündet wurde, und also alle den gleichen Lehrbegriff, den gleichen Cultus und die gleiche religionsgesellschaftliche Organisation erhielten, so erkannten sich auch alle als zusammengehörend,

als jene Eine Kirche, welche Christus auf einen Fels bauen wollte, als jenen Leib Jesu Christi, von dem Paulus spricht, als die Eine Heerde des guten Hirten, der die Menschen zu einer großen Familie Gottes zu sammeln beabsichtigte.

2. Das Band, welches eine Gemeinschaft von Menschen äußerlich zusammenhaltet, ist nichts anderes als die an ihrer Spitze stehende Auktorität, welcher sich die einzelnen Glieder unterwerfen und unter ihrer Leitung das gemeinschaftliche Ziel zu erreichen suchen. Ohne eine solche Auktorität kann keine menschliche Gesellschaft zu irgend einem positiven Zwecke bestehen. Nur unter den bösen Geistern ist keine Ordnung und damit auch keine Unterordnung, und ihr Reich ist also allerdings in sich zertheilt. Wenn sie dennoch als zusammengehörend betrachtet werden, so geschieht es nur wegen ihres negativen Zieles, dessen Einheit nicht in der Harmonie der bösen Geister, sondern in der Harmonie desjenigen, dem sie opponiren, begründet ist. Eine gemeinschaftliche Auktorität für die ersten Christen war das Institut der Apostel, und sollten die Christen und damit das Christenthum nicht wieder verschwinden, so mußte diese Auktorität und damit das Institut, an dem sie haftete, fortdauren, so daß die ganze Anstalt, welche Christus im apostolischen Lehramte gestiftet hatte, fortwährend blieb, und nur die Personen wechselten.

3. Allein gerade dieser Wechsel der Personen wäre bedeutend genug, wenn dadurch die göttliche Auktorität der Apostel eine bloß menschliche geworden wäre. Eine solche menschliche Auktorität mag genügen in bloß menschlichen Dingen, allein keineswegs in göttlichen, in den ewigen, über diese Welt hinausreichenden Angelegenheiten der Religion. Sollte also der Zweck der Menschwerdung

des Sohnes Gottes nicht vereitelt werden, wollte Christus wirklich Welterlöser sein und bleiben, so mußte er durch fortdauernden göttlichen Beistand das fortdauernde apostolische Institut vor Irrthum bewahren, der fortdaurende Leib Christi durfte seinen Geist nicht verlieren und ein todter Körper werden. Umsonst wäre ein Lehramt, wenn es nicht die Lehre Jesu, sondern menschliche Erfindungen uns vortragen würde; umsonst ein Priesterthum, wenn die Handlungen desselben ohne heiligende Kraft wären; umsonst eine Kirchenregierung, wenn die vorgesetzten Hirten keine höhere Berechtigung und Vollmacht besäßen.

4. Nun hat aber Christus versprochen, daß er mit all seiner Wahrheit und Kraft unsichtbar (also im hl. Geiste) bei der Kirche bleiben, und also dafür durch göttliche providentielle Leitung sorgen werde, daß diese Kirche nicht von ihm abweiche. Dieses liegt in den an der Spitze dieses §. angeführten Worten. Der Auftrag, alle Völker zu lehren, konnte von den Aposteln persönlich nicht vollzogen werden; und die Verheißung, bei ihnen zu bleiben bis ans Ende der Welt, konnte an denselben persönlich nicht in Erfüllung gehen. Der Herr konnte also auch dabei nur das apostolische Amt im Auge haben, welches nach dem Tode der Apostel auf Andere überging, welche den Namen Bischöfe erhielten, unter sich eine Einheit bilden, und wie die Apostel an Petrus, so an dessen Nachfolger, dem Papste, ihren Mittelpunkt, das centrum unitatis, haben. So ist die Kirche auf einen Felsen gebaut, und die Pforte der Hölle, d. h. die Macht des Bösen vermag sie nicht zu überwältigen Matth XVI. 18, und nur in diesem Sinne kann der Beistand von oben, der Geist der Wahrheit bei den Aposteln bleiben a u f i m m e r (*εις τον αιωνα*). Wer daher die Kirche hört, der höret Christum, d. h. ihre Lehre ist die Lehre Christi,

sie ist „eine Säule und Grundfeste der Wahrheit." I. Tim. III. 14 — 16. Nur so sind die Christen nicht mehr Kinder, die hin und her schwanken und von jedem Winde der Lehre herumgetrieben werden. Ephes. IV. 12 — 14.

§. 28.

Doppelte Erkenntnißquelle des Christenthums.

So stehet denn fest, Brüder! und haltet an den Ueberlieferungen, die ihr erlernet habet, es sei durch Wort oder durch Schrift.
II. Thess. II. 14.

Es ist katholischer Glaube, daß der Inhalt der Offenbarung durch Wort und Schrift, d. h. durch die mündliche Verkündung und die heilige Schrift uns überliefert sei, und daß im Zweifelsfalle die lehrende Kirche zu entscheiden habe, ob eine Lehre in diesen Quellen enthalten sei, und also zur Offenbarung gehöre oder nicht. Dagegen behaupten die Akatholiken, daß die hl. Schrift das alleinige Ueberlieferungsmittel und die alleinige Glaubensregel sei. Wer hat Recht? Bei der Beantwortung dieser Frage handelt es sich nicht bloß um theoretische Behauptungen, sondern um das historische Factum, daß in der That das Christenthum nicht bloß durch die hl. Schrift sei überliefert worden. Die Geschichte nun, an die wir hiemit gewiesen sind, lehrt das Doppelte: 1) daß nicht durch die Schrift das Christenthum in die Welt eingeführt wurde und 2) daß es nicht durch die Schrift allein in der Welt fortgeführt wurde.

ad 1. Christus hat bekanntlich nicht durch Schrift, sondern durch lebendige Worte und Thaten die Wahrheit verkündet und bei seinen Schülern lebendigen Glauben hervorgerufen. Durch äußere Worte und Thaten Christi

und durch seinen innerlich wirkenden Geist gewann Christus Gestalt in seinen Jüngern, und sie gaben nun von dem, was in ihnen lebte, wieder Zeugniß durch Wort und That. Auf diese Weise stifteten sie christliche Gemeinden, legten überall das gleiche Fundament, und bauten darauf die Eine Kirche Christi. Dieses geschah, bevor die hl. Schrift verfaßt war. — Auch wurden alle Theile der hl. Schrift an und für Solche geschrieben, die schon Christen waren, und kein einzelnes Stück hat den Zweck das ganze Christenthum zu lehren. Daß es aber die ganze hl. Schrift dennoch thue, müßte entweder durch Zufall oder durch die göttliche Vorsehung bewirkt worden sein. Das letztere nun, alles Bisherige zugebend, behaupteten die Protestanten, und ihre Ansicht geht also dahin, daß allerdings die Schrift, wie die Katholiken sagen, nur eine Verkörperung der ursprünglich mündlichen Tradition sei, allein eine vollständige Verkörperung, weil hiefür der göttliche Geist gesorgt habe, um zu verhüten, daß das Christenthum nicht verfälscht werde. Das Wahre in dieser Ansicht anerkennt auch der Katholik, aber ohne daraus falsche Folgerungen zu ziehen. Wahr ist es allerdings, daß, wie nichts zufällig geschieht, auch das Entstehen der heiligen Schrift der göttlichen Vorsehung zu verdanken sei, und weil den Aposteln zu ihrer ganzen lehramtlichen Thätigkeit der höhere Beistand verheißen war, konnte er ihnen auch nicht fehlen, wenn sie ihr Lehramt schriftlich ausübten. So verehrt auch die katholische Kirche die hl. Schrift als Gottes Wort enthaltend, und nichts könnte christliche Wahrheit sein, welches einer evident klaren Schriftlehre widersprechen würde. Durch solche Objektivirung und Fixirung der christlichen Wahrheit in den wesentlichen Beziehungen wurde es der Kirche leichter, die Identität ihres späteren christlichen

Bewußtseins mit dem ursprünglichen stets nachzuweisen, und man kann daher in dieser Beziehung die Schrift mit Möhler das Gedächtniß der Kirche nennen. Allein wie das Gedächtniß im einzelnen Menschen nicht für sich existiren kann, sondern nur in Verbindung mit dem lebendigen Geiste selbst lebt und seinen Inhalt hervorgiebt, so wäre auch die hl. Schrift an und für sich todt, und sie wird nur vom lebendigen christlichen Geiste in der Kirche zunächst als heilig erkannt und dann auch verstanden.

ad 2. So kommen wir zu dem zweiten oben aufgestellten Satze, daß auch nicht durch die Schrift allein das Christenthum in der Welt fortgeführt worden sei.

a) Was zur hl. Schrift gehöre, wissen wir von der Kirche.

Die christliche Kirche dauerte etwa 3 Jahrh. fort, bevor die verschiedenen Theile der hl. Schrift als Ganzes, als biblischer Kanon unter allgemeiner Anerkennung gesammelt waren. Die Kirche war es, welche diese Sammlung veranstaltete. Dabei hatte sie die wahren hl. Schriften von so vielen unächten und falschen, die im Umlauf waren, auszusondern, und sie gegen Solche in Schutz zu nehmen, die dieses oder jenes Stück verwarfen. Bei diesem Geschäfte konnte die Kirche sich unmöglich auf die hl. Schrift selbst berufen, weil in derselben nirgends steht, welche Theile zu ihr gehören; und wenn auch dieses irgend wo stünde, so könnte erst noch die Aechtheit und Heiligkeit eben derjenigen Schrift in Frage gestellt werden, welche ein solches Verzeichniß enthalten würde. Die Kirche mußte also die Sache nach der lebendigen Tradition entscheiden. Ganz wahr ist daher der Ausspruch Augustins: Evangelio non crederem, nisi me ecclesiæ commoveret auctoritas. Da wir nur

von der kirchlichen Auktorität die hl. Schrift haben, so gleichen die Protestanten demjenigen, welcher dem Gebäude, in dem er wohnt, das Fundament wegreißt, um es von allem Irdischen zu befreien. Wenn bei solcher Operation das Haus nicht sogleich zusammenstürzt, so kommt es daher, weil man in der Wirklichkeit weniger wegnimmt, als man consequent wegnehmen müßte.

In der That ließe sich nachweisen, daß die Protestanten die Auktorität der Tradition in der Wirklichkeit mehr gelten lassen, als die Consequenz ihrer Prinzipien zugeben würde. (Sie admittiren die vier ersten allgemeinen Concilien sammt dem unbiblischen ὁμοουσιος, taufen die Kinder, feiern den Sonntag statt des Sabbaths, essen Blut und Ersticktes, lassen die Weiber auch unverschleiert in die Versammlung kommen ꝛc.)

b) Die Kirche verhütet verderbliche Mißdeutungen der hl. Schrift.

Angenommen, die hl. Schrift sei nun einmal da, enthalte alles, was wir vom Christenthum zu wissen brauchen, und man frage nicht, wer sie uns gegeben und als heilig zu verehren gelehrt habe, so wäre doch damit zu keiner Zeit für das Fortbestehen des wahren Christenthums gesorgt gewesen. Die hl. Schrift kann von den Einzelnen mißverstanden werden, wie sie selbst sagt. Namentlich von den paulinischen Briefen sagt Petrus (II. Petr. III. 16), daß in denselben Manches schwer verständlich sei, welches, so wie die übrigen Schriften, ununterrichtete und leichtfertige Menschen zu ihrem eigenen Verderben mißdeuten. Weiß man auch, welches die wahre hl. Schrift sei, so weiß man damit noch nicht, welches das wahre Verständniß derselben sei, und das wahre Christenthum wäre in steter Gefahr. Das bestätigt die Gegenwart und die christliche Vergangenheit.

α. Die Gegenwart. Alle christlichen Confessionen und Sekten haben gegenwärtig die gleiche hl. Schrift, und doch herrscht unter ihnen eine so große Verschiedenheit selbst in den wesentlichsten Beziehungen, daß kaum einige Lehren gefunden werden können, in welcher sie zusammenstimmen. Soll nun wirklich die hl. Schrift die einzige Regel und Richtschnur sein, nach welcher alle Lehren und Lehrer gerichtet und beurtheilt werden sollen; so stehen Alle mit vollkommen gleichem Rechte neben einander, weil ein Richter fehlt, der da richtet und beurtheilt, und zwar deswegen fehlt, weil sich jeder mit gleichem Rechte zu einem solchen aufwirft. So wüßte man nicht, ob Christus ja oder nein sei, und müßte am Ende behaupten, daß es im Wesen des Christenthums liege, dieses nicht zu wissen, d. h. daß entweder Christus keine Offenbarung, die einen bestimmten objektiven Sinn und Inhalt hat, gegeben habe; oder daß niemand mehr bestimmt wisse, welches jener Inhalt sei.

β. Das Gleiche lehrt uns auch die christliche Vergangenheit.

Es gab schon in den drei ersten christlichen Jahrhunderten manigfache Sekten, z. B. die Gnostiker, Aloger &c., welche gerade die wesentlichsten Lehren des Christenthums verwarfen, und nicht nur einen anderen Christus, eine andere Erlösung, sondern geradezu auch einen anderen Gott lehrten. Für ihre Ansichten aber beriefen sie sich ebenfalls auf die hl. Schrift, und aus dieser allein hätte sie niemand mit absoluter Sicherheit widerlegen können. Allein deswegen konnte die Kirche nicht die streitigen Punkte als unentschieden dahinstellen, bis etwa eine gründlichere Schriftforschung ein sicheres Resultat herbeigeführt habe; denn dadurch hätte sie das Bekenntniß abgelegt, daß der Geist Gottes, der Stellvertreter Jesu Christi, von ihr sich zurückgezogen und an

seine Stelle den todten Buchstaben der hl. Schrift gesetzt habe. Sie hätte dem christlichen Glauben das göttliche Fundament geraubt und ihn auf die menschliche Auktorität der Schriftforscher gebaut; sie hätte mit Einem Worte sich für todt erklärt, um am Todten sich wieder zu beleben. Das that natürlich die Kirche nicht, sondern hielt fest am überlieferten lebendigen Glauben, und wies ihre Angehörigen sowohl als die Irrlehrer auf diesen, als auf die sichere Richtschnur der Wahrheit hin, wohl wissend, daß in der Schrift nichts steht, welches diesem Glauben widerspricht, und daß nur aus diesem heraus jene richtig verstanden werden kann. So hielt die Kirche fest an dem, was sie nach allgemeiner Uebereinstimmung von den Aposteln empfangen hatte. Wohl lehrte sie den neuen Irrthümern gegenüber die alte Wahrheit in neuer Form und auf neue Weise, vermied aber stets Neuerungen in der Sache. „Ecclesia docet nove non nova", d. h. es giebt wohl ein subjektives Fortschreiten in der Tiefe, Klarheit und Bestimmtheit der christlichen Erkenntniß der Wahrheit, aber kein Fortschreiten der geoffenbarten Wahrheit selbst.

Wenn daher die katholische Kirche verlangt, daß man die hl. Schrift nicht contra unanimem consensum Patrum erkläre, so will sie nur, daß man nicht durch Mißverständniß der Schrift ein neues Christenthum lehre.

Wie Christus seinen Jüngern den Auftrag gegeben hat, die Völker zu lehren und das Evangelium zu verkünden; so wurde auch bis auf den heutigen Tag der christliche lebendige Glaube in der Regel nicht durch die Schrift, sondern durch lebendige Verkündung und die erziehende Thätigkeit der Kirche in den einzelnen Menschen geweckt, und erst, wenn der Geist des Christenthums in ihnen lebt, finden sie ihn auch in der hl. Schrift und können sich an dieser nun als Glieder am lebendigen

Leibe Christi weiter bilden und befestigen. Die Protestanten müssen es nach ihren Grundsätzen auffallend finden, daß Christus seinen Aposteln nicht die Buchdruckerkunst geoffenbart hat, um durch Vervielfältigung und Versendung der hl. Schrift auf schnellere und ungefährlichere Weise das Christenthum zu verbreiten. Indessen dürfte sie doch die Erfahrung belehren, daß ein Bibelexemplar (selbst von einem Traktätlein begleitet) ein höchst unthätiger Missionär ist. Wir wollen damit keineswegs in Abrede stellen, daß auch die Buchdruckerkunst zur Beförderung des Reiches Gottes von der göttlichen Vorsehung uns gegeben sei; allein die Zeit, in welcher uns die Vorsehung sie gegeben hat, dürfen wir vielleicht auch als einen Wink für das Verhältniß betrachten, in welcher die hl. Schrift zur lebendigen Verkündung und Ueberlieferung des Christenthums steht.

Das Resultat des Gesagten ist folgendes: Das Christenthum verdankt nicht der Schrift sein Entstehen in der Welt, sondern umgekehrt. Das Christenthum verdankt sein Fortbestehen nicht der Schrift allein. Dieses ist eine historische Thatsache, somit der protestantische Grundsatz factisch unrichtig. Was daher nach dem Urtheil der lehrenden Kirche in Schrift und Tradition als Bestandtheil der Offenbarung enthalten ist, gehört zum wahren Christenthum.

Wir schließen mit den Worten des Apostel Paulus I. Timotheus VI. 20 u. 21: „Bewahre, was dir anvertraut ist (depositum custodi), hüte dich vor unheiligen Wortneuerungen und den Streitreden der fälschlich sogenannten Wissenschaft, zu welcher Einige sich bekannten und vom Glauben abgefallen sind. Die Gnade sei mit dir. Amen.“

Meyer'sche Buchdruckerei in Luzern.